Villafranca

oder

Die Kabinete und die Revolutionen.

Von

Sir John Retcliffe.

Dritte Abtheilung:

Magenta und Solferino.

Historisch politischer Roman aus der Gegenwart.

Erster Band.

Berlin.
Verlag von Louis Gerschel.
1864.

Magenta und Solferino.

Hiſtoriſch politiſcher Roman aus der Gegenwart

von

Sir John Retcliffe.

Erſter Band.

Berlin.
Verlag von Louis Gerſchel.
1864.

[leere Seite]

Erster Abschnitt.

Das

Mene Tekel der Revolution!

[leere Seite]

Ein Duell in der Wüste.

Die Sonne war längst hinter den Felswänden des Thales versunken, als der Matadreo noch immer einsam und unbeweglich gleich einer Steingestalt auf seinem Platz am Brunnen unter den Palmen saß.

Zu seinen Füßen lagen winselnd die beiden Löwenkatzen. Er hatte sie an dem Brunnen getränkt und dann achtlos auf die Erde geworfen.

Das klägliche Heulen des Schakals, das Winseln und kinderartige Geschrei der Hyäne, das Schnauben des Panthers begann nach und nach in unheimlicher Weise umher den Grund des Thals und das Buschwerk der Abhänge zu beleben. Es war die Zeit, wo die Bewohner der Wildniß herbei kamen, an der gewohnten Stelle ihren von der Hitze des Tages bis zur Qual gesteigerten Durst zu löschen.

Aber ihre feinen Sinne verkündeten ihnen die Gegenwart ihres Erbfeindes, des Menschen, und scheuchten sie zurück von der Quelle.

Nach und nach wurde das Geheul, Geschrei und Schnauben immer grimmiger und wilder, wie der Durst der Bestien

verzehrender wurde, — und aus dem furchtbaren nächtlichen Concert klang eine blutige Drohung.

Zuweilen erhob der Mann am Brunnen seinen Kopf, wie um zu lauschen — nicht auf das näher kommende Geräusch der Raubthiere, — das schien ihn wenig zu kümmern! — sondern auf ein anderes Geräusch, das er erwartete. Wenn er diese Laute dann nicht hörte und an dem Lauf der Gestirne erkannte, daß die Stunde noch nicht gekommen, dann versank er wieder auf's Neue in seine Träumereien.

Jetzt erklang das Geschrei der Bestien umher lauter und wilder und dann schwieg es plötzlich still oder verlor sich in ein entferntes Knurren.

Der Matadreo richtete den Kopf empor und horchte; diesmal wie es schien nicht vergeblich.

In der Pause, die entstanden war, in dem nächtlichen Concert der Wüste hörte man das Schnauben und den Schritt zweier von der Höhe des Gebirges herabsteigenden Pferde.

Ein stolzes höhnisches Lächeln überflog das Gesicht des Löwentödters, als er deutlich hörte, daß zwei Pferde sich nahten. Aber er bewahrte ruhig seinen Platz.

Die beiden Reiter stiegen langsam den Weg herab; als sie näher kamen, konnte man in dem hellen Sternenlicht die weißen Bournousse und Kopftücher erkennen — es waren zwei Araber.

Sie ritten bis auf etwa 6 bis 8 Schritte zum Brunnen heran und dann frug eine ernste und tiefe Stimme: „Im Namen des Propheten! Ist Einer hier an diesem Brunnen, der sich Matadreo der Löwentödter nennt?"

Der Franzose erhob sich aus dem Schatten, in dem er bisher gesessen, und trat einen Schritt vor. „Hier bin ich, Scheich der Beni Mezâb. Ich wartete auf Dich!"

Der Araber hob die Hand und zeigte nach dem Himmel.

„Die Franken sehen nach den Uhren, die sie selbst gemacht; für die Kinder der Wüste hat Allah seine ewige Uhr an den Himmelsbogen geschrieben. Die Sterne stehen genau an derselben Stelle, wie gestern, als ich das steinerne Zelt der Ungläubigen betrat, sie zu warnen."

„Es ist gut! Der tapfere Hassan ist zur rechten Zeit erschienen und er hat sich gleich einen Freund mitgebracht. Wenn die Araber nicht wenigstens in der doppelten Zahl sind, fürchten sie sich, einem Franzosen entgegenzutreten."

„Hund von einem Giaur!" rief der Scheich, indem seine Hand nach den Pistolen in seinem Gürtel fuhr. „Du weißt, daß ich mich niemals eines Kampfes weigern werde, Mann gegen Mann. Dieser Krieger ist hier, um mein Pferd fortzuführen, wenn wir zu Fuß kämpfen wollen."

„Dann schick' ihn fort — Du siehst, daß ich ohne Pferd und allein bin!"

Der Matadreo trat bei diesen Worten vollends aus dem Schatten und in das hellere Licht. „Laß die Umgebung der Quelle untersuchen, wenn Du mir mißtraust!"

Der Araber stieg sofort vom Pferde und warf die Zügel desselben seinem Gefährten zu. „Der große Jäger der Franken," sagte er ruhig, „ist ein Tapferer. Ich habe niemals auf seiner Zunge eine Lüge gefunden. Hier bin ich!"

„Das ist nicht genug, Scheich. Du siehst, daß ich keinerlei Waffen bei mir habe, als diesen tunesischen Dolch. Dein Yatagan wird genügen!"

Der Araber nahm sofort seine Flinte und befestigte sie, wie früher der Löwentödter, am Sattel seines Pferdes, ebenso die langen Pistolen, die er aus seinem Gürtel nahm und den Säbel, den er getragen. Er behielt Nichts, als den Yatagan, wie der Franzose ihm gesagt.

„Ich habe gethan wie Du sagtest — Hassan el Mezáb hat nur seine Hand und dieses Eisen. Wann hat der Löwentödter der Franken seinen Freunden geheißen, seinen Leichnam von dieser Stelle abzuholen?"

„Nicht bevor der erste Strahl der Sonne die Gipfel der sieben Palmen trifft!"

Der Scheich sprach hierauf leise mit seinem Gefährten; dieser schien Einrede zu thun, aber einige zornige Worte des Häuptlings machten ihn schweigen. Der Scheich fuhr fort zu reden und machte dann ein Zeichen mit der Hand. Der Araber legte zum Beweis des Gelöbnisses die Hand auf die Brust und an die Stirn. Dann — indem er dem Franken einen rachsüchtigen, feindseligen Blick zuwarf, — wandte er die Köpfe der Pferde und galopirte durch das kleine Thal bis an den Abhang der Berge, die er langsam hinaufstieg.

Der Araber unterbrach das Schweigen nicht eher, als bis der letzte Ton der Hufschläge verklungen war. Dann wandte er sich zu seinem Gegner.

„Ich bin bereit!" sagte er. „Möge der Kampf be-

ginnen, der Hassan wieder zum Ersten des Gebirges und der Ebene machen soll!"

„Noch nicht!"

„Warum warten? Die Sterne geben Licht genug, damit unsere Waffen das Herz des Feindes finden mögen!"

„Scheich," sagte der Matadreo mit Bedeutung, „Du weißt, daß zwischen uns Todfeindschaft ist, und daß nur Einer oder Keiner von uns lebendig diesen Platz verlassen wird. Aber Du weißt auch, daß nach dem Gesetz der Wüste, deren Wanderer wir Beide sind, der Franke und der Araber, das Recht der Bestimmungen unsers Kampfes mein ist. Wohlan denn, warte, wie ich es thue, und ich schwöre Dir bei den Fahnen Frankreichs, Deine Kampfeslust soll befriedigt werden!"

Der Araber schüttelte nach orientalischer Sitte zustimmend den Kopf. „Du hast Recht — das Gesetz ist mit Dir. Hassan wird warten!"

Er setzte sich an die andere Seite des Brunnens und verharrte in Schweigen.

Die Nacht schritt vor. Alle jene seltsamen und gräßlichen Töne der Wildniß ließen nach und nach sich hören und hätten andere Nerven als die der beiden einsamen Feinde erbeben gemacht. Aber der Schakal, die Hyäne und der Panther umkreisten nur in weiter Ferne den Ort, wo für sie das nothwendige belebende Element floß, denn sie witterten jetzt zwei Feinde und wagten nicht, diesen zu trotzen, wie schwer auch der wüthende Durst sie peinigte. Als sie sich heiser und müde gewinselt und geheult, zogen

sie sich zurück, um einen entfernteren Ort aufzusuchen, an dem sie ihren Durst befriedigen könnten.

Es waren fast zwei Stunden vergangen und der Stand der Sterne zeigte auf Mitternacht. Es war ein tiefes Schweigen in dieser Einsamkeit eingetreten und nur das Murmeln der Quelle unterbrach sie noch.

Plötzlich klang in der Ferne ein dumpfes Brüllen, ein Ton, so ganz verschieden von alle den thierischen Lauten, die vorhin die Einöde belebt hatten.

Der Matadreo erhob sich.

„Es ist Zeit!“ sagte er.

„Wozu?“

„Uns zum Kampf zu rüsten. Hast Du die Stimme nicht gehört, die uns ruft?“

„Die Stimme — wer ruft?“

„El adrea!“*)

„Ich kenne das Gebrüll des Löwen, denn ich habe es oft genug gehört in dunkler Nacht um die Zelte des Duars. Was soll es mit dem Löwen?“

„Scheich der Mezâb,“ sagte der Franzose mit tiefer Stimme, „diese Hand hat Dich einst von der Tatze des Löwen befreit. Als ich gestern durch das Gebirge strich, hat mich der Zufall zu dem Lager des Schwarzen geführt, in dem ich diese beiden Jungen fand. Du hast die Stimme der Löwin gehört, die seit 24 Stunden umher geirrt ist, ihre Jungen zu suchen. Sie kommt hierher mit lechzender Zunge und blutigem Herzen — wohlan denn, Mann mit

*) Der Löwe.

der Seele, zehnfach rachgieriger als die des Raubthiers der Wildniß, Gott wird durch den Zahn der Löwin entscheiden zwischen Dir und mir!"

„Wahnsinniger Franke, was willst Du thun?"

„Du hast Dich der Pflicht des Dankes ledig erklärt, Scheich der Mezâb; wohl — ich thue desgleichen und nehme die That zurück, die Dir den Dank auferlegte. Wir werden gegen die Löwin kämpfen und der Sieger wird der Sieger in unserm Zweikampf sein. Die Entscheidung steht in Gottes Hand!"

„Es ist eine Falle, verrätherischer Franke, in die Du mich gelockt. Ich bin hierher gekommen, gegen einen Mann zu kämpfen, nicht gegen die schwarze Löwin!"

„Die Leiche Deiner Schwester, Hassan, hat gezeigt, welche Deutung der Araber seinem Worte giebt. Die Bedingungen des Kampfes sind mein. Verschmähst Du sie, so falle die Schmach auf Dein Haupt und von dem Fuß des Atlas bis zum Wadi wird der Spott der Fremden es verkünden, daß der Scheich der Mezâb ein Feigling ist, der nur Weiber zu morden versteht!"

„Hund von einem Franken!" Die Faust des Scheich hatte den Griff seiner einzigen Waffe gefaßt, als er gegen den Jäger stürzte, der ihn ruhig mit gekreuzten Armen erwartete.

Aber sein Fuß blieb nach dem ersten Sprung gefesselt, denn ein näheres heulendes Brüllen zerriß die Luft und kurz darauf antwortete gleich einem rollenden Donner ein ähnlicher Ton.

Es war der Löwe, der dem Klageruf der Löwin antwortete.

Der Löwenjäger löste den Haken seines Bournous und begann, den dicken Stoff fest um seinen linken Arm zu wickeln.

„Hassan el Mezâb," sagte er ruhig, „Dein Allah und mein Gott selbst hat entschieden. Zwei Männer, zwei Löwen! Bereite Dich zum Kampf, denn Du kannst diesen Platz nicht mehr verlassen, wenn Du den Feind, den ich Dir gegeben, nicht zuvor getödtet hast."

Der Scheich stand erschüttert, zögernd, aber ein zweites Brüllen, noch näher als vorhin, belehrte ihn, daß es nicht möglich sei, dem Kampfe auszuweichen. Mit jener vollständigen Hingebung des Orientalen an sein Schicksal kehrte ihm der frühere Muth zurück.

„Maschallah! Gott ist groß und hat es so gewollt," sagte er. „Ich werde kämpfen mit Dir, wie es bestimmt ist vom Kismet, gegen die Löwen!"

Der Löwenjäger antwortete durch ein kurzes Neigen des Kopfes. „Als Christ, Araber, vergebe ich Dir, was Du mir und den Meinen gethan; denn in wenig Minuten werden wir Beide vielleicht vor Gott stehen. Thue, was Du mich thun siehst, damit die Sache zu Ende kommt!"

Er beugte sich nieder und hob eine der Löwenkatzen auf. Dann durchstieß er sie mit seinem Dolch und schleuderte das kläglich wimmernde Thier einige Schritte entfernt auf den Boden.

Der Araber, der mit seinem weißen Mantel das Bei-

spiel des Löwenjägers nachgeahmt, that das Gleiche mit dem zweiten Jungen.

Er hatte kaum Zeit, gleich seinem Gefährten in das Dunkel am Brunnen zurückzutreten, als ein wüthendes Gebrüll in größter Nähe das Echo der Felsen weckte und ein dunkler Körper über den vom Sternenlicht erhellten Grund schoß bis zu der Stelle, an welcher die sterbenden Katzen winselten.

Ein so wüthendes grimmiges Brüllen, daß die vorigen Töne wie das Rauschen des Baches zum Brausen des Wasserfalls sich dagegen verhielten, zerriß die Luft.

„Es ist die Löwin! Du oder ich?" flüsterte die Stimme des Matadreo.

„Ich!"

„Dann kommt hier mein Mann!"

Mit gewaltigem Satz sprang die furchtbare Gestalt des schwarzen Löwen mit fliegenden Mähnen aus dem Dickicht und dicht neben seine, mit ihren Tatzen die sterbenden Jungen umwendende und sie beleckende Gefährtin. Der Löwe hielt sich mit den Jungen nicht auf, er hatte die menschlichen Feinde bereits gewittert und seine kräftige Gestalt, deren Flanken wild der Schweif peitschte, bog sich auf die Hinterschenkel zurück, zum Sprunge ansetzend, während seine kleinen grünen Augen wie brennende Kohlen aus dem Wust der sich sträubenden Mähne funkelten und der weit geöffnete Rachen ein kurzes donnerartiges Brüllen ausstieß.

Jetzt auch hob die Löwin ihren Kopf gegen ihre Feinde und wie auf gemeinsames Kommando thaten die

beiden furchtbaren Thiere einen Sprung, der sie kaum vier Schritte von den Duellanten nieder brachte.

„Es ist Zeit! — Vorwärts!“

Ehe der Löwe zum zweiten Sprung sich strecken konnte, stürzte sich der Matadreo auf ihn und stieß ihm die mit dem Bournous umwundene Faust in den Rachen.

Es folgte ein knirschender Ton wie das Brechen und Zermalmen von Knochen.

In demselben Augenblick hatte sich die Löwin mit einem zweiten Sprung auf den Scheich geworfen, der sie mit einem Knie am Boden, den breiten Yatagan vorgestreckt, erwartete.

Im nächsten Moment war Alles ein gräulicher sich wälzender Knäuel, Menschen und Löwen. — —

Nur die Quelle, an der das todte Arabermädchen gesessen, murmelte friedlich weiter und die Wipfel der Palmen rauschten leise im Hauch des nächtlichen Luftzugs, der durch die Felsen strich — — — — — — — — —
— — — — — — — — — — — — — — — —
— — — — — — — — — — — — — — — —

Obschon die Entfernung des Thals und der Quelle der sieben Palmen vom Fort Randon nur drei Lieus betrug, traf der Zug der Reisenden und ihrer Eskorte erst gegen Abend im Fort ein, wo sie die Offiziere und die Besatzung, in Gruppen auf den Erdwällen und vor denselben die Ereignisse der Nacht noch diskutirend, mit Theilnahme und Neugier erwartete, um die ersten

Nachrichten, die am Morgen der Spahi überbracht, jetzt vollständiger und detaillirter zu hören.

Das Fort Randon bestand, wie die meisten der im Gebirge und gegen die Wüste vorgeschobenen Posten der Franzosen in Algerien, aus bloßen Erdwällen und Pallisaden mit spanischen Reitern, um einen Reiterangriff in der gehörigen Entfernung zu halten. Diese Befestigungen, durch zwei Thore geschlossen und von drei Kanonen vertheidigt, schlossen einen ziemlich beschränkten Raum ein, in dem sich die Baracken und Zelte der Soldaten, ein Paar festere Gebäude für die Vorräthe und ein Blockhaus, als Wohnung des kommandirenden Kapitains, befanden. Die Besatzung bestand gewöhnlich aus einer halben Kompagnie der leichten Truppen, Legionaire oder Zuaven, einer entsprechenden Anzahl Artilleristen und einem kleinen Kommando Spahis.

In dem Augenblick, als sich der wegen des Kranken nur langsam vorwärts kommende Zug den Wällen des Forts näherte, war, wie gesagt, die ganze neue und alte Garnison, soweit sie nicht im Dienst war, in Gruppen versammelt. Die Spuren des nächtlichen Kampfes waren bereits größtentheils beseitigt und die Leichen der Gefallenen, der schnellen Verwesung in der Sonnengluth halber, schon am Morgen begraben, während man in Betreff der todten Pferde das Geschäft der Beseitigung für die Nacht den zahlreichen Raubthieren des Gebirges überließ. Wall und Thor waren durch rüstige Arbeit wieder ausgebessert und nur wenige Zeichen noch verkündeten außerhalb des Forts das furchtbare Blutbad, das in der Nacht hier stattgefunden.

Die alte Garnison hatte sich bereits zum Abmarsch fertig gemacht, zwei oder drei plumpe Wagen hielten im Innern des Forts mit Gepäck beladen oder zur Aufnahme der transportirbaren Verwundeten bestimmt; die Waffen waren zusammengestellt und mehrere Pferde und Kameele standen bereit, Reiter oder Gepäck aufzunehmen. Die Zuaven des Kapitain Delille hatten bereits den Dienst im Fort angetreten.

Mit einigem Befremden erblickte beim Näherkommen der Graf unter den Offizieren am Thor einen Mann in Civil, den schon in der Ferne sein ungeeigneter Anzug in diesem Klima als einen reisenden Engländer bezeichnete.

„Ich will nicht gesund nach Paris zurückkehren, Kapitain Peard," sagte der Oberst zu diesem, „wenn die lange Gestalt dort nicht Ihr Landsmann ist, und je näher wir kommen, desto mehr finde ich etwas Bekanntes in ihr."

Der kleine Kapitain, unter seinem riesigen Sonnenschirm daherreitend, schmälte giftig auf die ungebildeten Beduinen, die ihn seines Augenglases beraubt und machte vergebliche Anstrengungen, ohne dasselbe die Person zu erkennen, als der Graf plötzlich seinem Pferde die Zügel gab und auf die Gruppe zugalopirte, in welcher der Fremde mit langem, bis auf die Fersen reichenden gelben Surtout bekleidet, den feinen grauen Hut tief in den Nacken geschoben, mit seinem Lorgnon die Ankommenden betrachtete.

„Das ist seltsam in der That" — sagte halblaut der Graf dabei — „ich müßte mich sehr irren, wenn das nicht ..."

„Lord Heresfort!" rief er erfreut und erregt, als er vor der Gruppe sein Pferd parirte und aus dem Sattel

sprang. „Wahrhaftig, Sie sind es! der ewige Jude, der Ueberall und Nirgends, den ich seit jenem 4. Dezember nicht wieder gesehen und den ich hier sicher am Wenigsten erwartet, obschon grade der Mann, der mir am Nöthigsten ist!"

Er schüttelte dem Lord die Hand, die ihm dieser reichte. „Yes, yes, lieber Graf. Sie sehen, ich kann noch immer nicht zur Ruhe kommen, obschon ich diesmal mich schändlich verspätet habe. Das kommt davon, daß man älter und bequemer wird. Hätte ich den Abendmarsch mit den rothhosigen Herren hier gestern von Aghwât aus gemacht, statt heute bei Tageslicht behaglich allein zu kommen, so hätte ich einem tüchtigen Scharmützel beigewohnt. Hundert und einundzwanzig Todte, wie diese Herren mir erzählen; es ist schade, Kapitain Peard," — er reichte begrüßend dem Menschenjäger die Hand — „daß auch Sie zu spät gekommen sind."

„O, ich versichere Sie, Mylord, ich habe mich einigermaßen entschädigt, obschon mich jeder erschossene Araber fünf Franken kostet. Ich gestehe, daß ich mich etwas übereilt habe, als ich behauptete, es gäbe keine pikanten Scenen in diesem Lande; ich habe diesmal grade genug Unbequemlichkeit und Gefahr bestanden, um mich für einige Zeit von meinem Studium zurückzuziehen! — Dieser Teufel von Scheich, ich glaube, man nennt ihn Hassan den Mezâb, war uns nahe genug, daß die Sache unbequem wurde. Dennoch wollte ich zehn Pfund darum geben, wenn ich sein Duell diesen Abend mit dem Löwentödter in sicherer Position mit ansehen könnte. Es scheinen mir

Beide ein Paar tüchtige Kampfhähne zu sein und es war sehr unfreundlich von unserm lieben Grafen, daß er nicht gestatten wollte, daß ich mich mit meinem Kammerdiener im Gebüsch versteckte. Auf welchen wetten Sie, Mylord — auf den Araber oder den Franzosen? Zwanzig Pfund!"

Der Graf hatte sich nach der flüchtigen Begrüßung des Lords während des herzlosen Geschwätzes seiner Begleiters zu den beiden obern Offizieren gewandt.

„Kapitain Delille?"

Der Zuave verbeugte sich. „Ich habe die Ehre, mich Ihnen als den jetzigen Kommandanten des Forts vorzustellen, das ich von Kapitain Jeannon hier übernommen."

„Ich bin der Graf Montboisier, Oberst außer Diensten und von General Jusuf an den Herrn Kommandanten des Forts mit meiner Reisegesellschaft empfohlen. Nehmen Sie zunächst meinen Dank, Kapitain Delille, daß Sie uns zu so rechter Zeit Unterstützung gesandt, denn ohne diese und die Aufopferung zweier braver Männer, wären wir sicher in die Hände dieses teuflischen Mezâb gefallen."

„So ist es richtig, was ich von den Gefangenen hörte, daß der Scheich Hassan die Ansiedlung des armen Renaud überfallen?" frug der frühere Kommandant des Forts. „Der Spahi, den Sie uns mit der Botschaft Ihrer Rettung sandten, konnte uns nur geringe Auskunft geben!"

„Es war der Scheich der Mezâb, der den Ueberfall anführte."

„Parbleu — dann muß er ganz besondere Gründe gehabt haben; denn sonst hätte der braune Satan, der

Schlimmste von allen diesen Spitzbuben in der Wüste, hier gewiß nicht gefehlt. Ich weiß, daß ihm das Fort ein Dorn im Auge ist. Aber ich hoffe, daß eine Ihrer Kugeln seinen Intriguen ein Ende gemacht hat."

„Er ist unsern Kugeln entgangen!"

„Das ist schade! — aber was bringen Sie dort — ist unser zweiter Gerard verwundet, denn ich hörte bereits, daß der Jäger, den man den Matadreo nennt, bei dem Kampf war, und ich sehe dort seine zahme Löwin, die sich nie von ihm trennt?"

„Es ist diesmal geschehen, um seinen Bruder zu bewachen; ich bitte um Aufnahme für den, wie ich fürchte an einem Gehirnfieber Erkrankten im Fort und um ein Grab an den Mauern desselben für die Leiche der Schwester des blutigen Scheich der Mezâb!"

„Sie sprechen in Räthseln, Herr Graf, was ist geschehen?"

„Eine infame That, meine Herren, die mit Gottes Hilfe die Waffe eines Franzosen an dem Mörder rächen wird. Hier kommt Lieutenant de Chapelles, der Ihnen Rapport erstatten wird; ich bitte unterdeß um Erlaubniß, der Frau Marquise von Massaignac die nöthigen Dienste leisten zu dürfen."

So begierig auch die beiden Kapitains waren, die seltsamen Vorgänge zu erfahren, so überwog doch die Galanterie des französischen Charakters ihre Neugier und sie eilten mit dem Grafen zum Empfange der Dame. Es wurde sofort Befehl gegeben, den Kranken in die Baracke zu schaffen, die zum Lazareth diente, und Kapitain Delille

stellte der schönen Pariserin seine eigene Wohnung zur Disposition, indem er eine der Unteroffizierfrauen, die sich in der Garnison befanden, zu ihrer Bedienung beorderte.

Die Leiche der jungen Araberin wurde einstweilen in einem der Zelte niedergelegt, an dessen Seite sich das treue Dromedar niederließ. Zugleich befahl der Kapitain, daß unter einem Gebüsch wilder Myrthen, etwa zweihundert Schritt von den Festungswällen entfernt, ein Grab für die „Taube der Wüste" gegraben würde.

Die Marquise selbst schien einer fieberischen Unruhe zu unterliegen. Sie hatte kaum die ihr gebotene Wohnung betreten, als sie den kommandirenden Offizier des Forts zu sich bitten ließ und die Erste war, die ihm von dem bevorstehenden Zweikampf des Matadreo mit dem Scheich erzählte und ihn auf das Dringendste beschwor, denselben zu verhindern und den Löwenjäger gegen die Verrätherei der von ihrer Niederlage erbitterten Araber zu schützen.

Die Nachricht von der Herausforderung rief in dem kleinen Fort eine um so größere Aufregung hervor, als man sehr wohl wußte, daß der Scheich der Mezâb die Seele der ganzen Verschwörung gegen die Franzosen gewesen war. Kapitain Jeannon, der abziehende Offizier, benachrichtigte seinen Nachfolger im Kommando, wie wichtig es sei, sich der Person des Scheich zu bemächtigen und Lieutenant de Chapelles mußte den genauesten Bericht über die Vorgänge erstatten.

Man berathschlagte noch über die Maßregeln, als der Graf, den die Offiziere für Pflicht der Höflichkeit hielten, zu der Berathung zu ziehen, mit dem Lord herbeikam.

Kapitain Jeannon hatte eben sich erboten, mit den Spahis und so viel Soldaten, als beritten gemacht werden könnten, nach der Quelle der sieben Palmen aufzubrechen, um den im Fort wohlbekannten, wenn auch nur selten dort erschienenen Löwenjäger gegen einen Verrath seines Feindes zu schützen und den Scheich womöglich aufzuheben.

Der Graf widersetzte sich diesem Vorschlage auf das Bestimmteste. Er erklärte, daß er dem Matadreo sein Ehrenwort gegeben, daß sein blutiges Rendezvous nicht unterbrochen werden sollte, und die Kenntniß des älteren Kapitains von den Gebräuchen der Wüstenstämme und ihrer strengen Ehrenhaftigkeit bei solchen Gelegenheiten, gab endlich den Ausschlag zu dem Beschluß, den Löwentödter seinem eigenen Muth und Glück zu überlassen. Man begnügte sich daher mit der Anordnung, daß der Reitertrupp zwar schon vor Tagesanbruch sich auf den Weg machen, aber bis zur bestimmten Stunde von dem Ort des Zweikampfs sich fern halten sollte, wie der Matadreo verlangt hatte.

Die Verpfändung der Ehre eines Landsmannes hatte bei den Tapfern so viel Gewicht, daß sie die eigentlichen Interessen in den Hintergrund drängte.

Es wurde speziell beschlossen, daß Kapitain Jeannon zwei Stunden nach Mitternacht mit den Reitern aufbrechen und erst bei dem Aufgang der Sonne dem Brunnen der sieben Palmen sich nähern sollte. Der Ruf des Matadreo war bei seinen Landsleuten zu groß, als daß man nicht allgemein die Erwartung gehegt hätte, er werde in jedem ehrlichen Kampfe dem gleichfalls durch Kühnheit und

Tapferkeit berühmte Scheich der Mezâb gewachsen sein; nur der Umstand, daß er sich fast aller Waffen entledigt hatte, erregte Erstaunen und gab der geschäftigen Phantasie der Garnison neuen Spielraum, denn die Nachricht von dem geheimnißvollen Duell hatte sich rasch unter der ganzen kleinen Besatzung verbreitet und der Ausgang des Zweikampfs erregte fast eine größere Spannung und ein höheres Interesse, als selbst der eigene Kampf in der vergangenen Nacht.

Der Lord hatte mit großer Aufmerksamkeit den Verhandlungen und dem Beschluß der Offiziere beigewohnt und erklärte, daß er es um so weniger sich nehmen lassen werde, den Kapitain in der Nacht zu begleiten, als eine der Ursachen, die ihn selbst zu dem Ausflug in die Gebirge am Rand der Wüste bewogen, der Wunsch gewesen sei, die Bekanntschaft des berühmten Jägers zu machen, dessen Ruf als Rival Gerards längst nach Algier und den Küstenstädten durch die Soldaten und die Araber verbreitet war.

Das Interesse an dem Kampf, an dem Tod der jungen Araberin und dem Zustand ihres Geliebten warf seine Schatten selbst über den kleinen Abschiedsschmaus, den mit der Gleichgültigkeit des Soldaten gegen überstandene Gefahren und Mühseligkeiten die neue Garnison ihren Kameraden gab, die am andern Morgen abmarschiren sollten. Die Reisenden wollten unter diesem Schutz nach Aghwât zurückkehren.

Lange hatte die Marquise gegen die Forderungen der Natur gekämpft, um mit der Frau des Ansiedlers an dem Krankenlager des armen Jacques Wache zu halten, dessen

Zustand sich zu einem heftigen Gehirnfieber ausbildete, aber endlich mußte sie der gänzlichen Erschöpfung ihrer Kräfte nachgeben und sich in dem ihr eingeräumten Gemach zur Ruhe legen. Sie that dies jedoch nicht eher, als bis sie sich das Versprechen hatte geben lassen, daß man sie bei dem Aufbruch der Reiter nach dem Brunnen der sieben Palmen wecken werde, da sie darauf bestand, jene zu begleiten.

Erschöpft suchte auch der Graf einige Stunden des Schlafs und wurde etwa um ein Uhr von dem Lord gerufen, um sich bereit zu machen. Der Engländer mit seinem eisernen, an jede Strapaze gewöhnten Körper, schien Ermüdung nicht zu kennen und hatte selbst die Offiziere geweckt.

Man war überein gekommen, das Verlangen der Dame nicht zu erfüllen und sie ruhig dem Schlummer zu überlassen. Der Oberst schien seine besonderen Gründe dafür zu haben, ihre Absicht zu vereiteln und hatte dazu leicht Beistand gefunden; denn selbst auf den Gemüthern der unbetheiligten Männer lag es wie eine drückende Last der Ahnung, daß das Unheil noch nicht erschöpft sei.

Dieses Gefühl wurde noch verstärkt durch den Bericht, welchen die Wachen von dem seltsamen Benehmen der Löwin während der Nacht erstatteten.

Obschon dieselbe kein unbekannter Gast in dem Fort war, da der Matadreo von Zeit zu Zeit mit seiner furchtbaren Begleiterin hier erschien, um seinen Schießbedarf zu erneuern oder eine wichtige Nachricht und Warnung zu überbringen, so fürchtete man doch bei der Anwesenheit so

vieler neuen Soldaten und der Abwesenheit ihres Herrn ein Unglück, und auf Befehl des Kapitains hatte die Ansiedlerfrau das Thier selbst in einen festen Verschlag geführt, wo es bleiben sollte, bis man über das Schicksal seines Gebieters Näheres erfahren.

Die Löwin hatte sich anfangs die Haft ganz ruhig gefallen lassen, aber gegen Mitternacht wurde sie plötzlich unruhig, rannte in dem Verschlag hin und her, begann kläglich zu brüllen und versuchte dann mit Gewalt auszubrechen. Diese Unruhe steigerte sich mit jeder Stunde und das klagende Brüllen des Thieres störte die Schläfer in ihrer Ruhe.

Als der Graf mit dem Lord auf den Platz vor dem südlichen Thor des Forts kam, fand er bereits die zur Excursion bestimmten zehn Reiter versammelt. Sein arabischer Diener hielt sein Pferd und auch Kapitain Peard hatte sich der süßen Morgenruhe entschlagen, um, wie er sagte, eine so interessante Gelegenheit nicht zu versäumen, seine Erfahrungen an dem Leichnam des einen oder des andern Kämpfers zu bereichern.

Kapitain Delille war gleichfalls auf dem Platz; er hatte zugleich bestimmt, daß vor dem Abreiten der Gesellschaft in aller Stille die Beerdigung der Leiche der jungen Araberin stattfinden sollte, damit dadurch am nächsten Tage nicht nochmals die traurige Erinnerung geweckt werde.

Im Lichte der Fackeln aus harzigem Holz umstand eine Anzahl der rauhen Krieger die jetzt so ruhige Stelle, an der 24 Stunden früher ein blutiger und wilder Kampf getobt und wo am Abend das Grab der armen

Taube der Wüste von denselben Händen gegraben worden war, die das Blut ihrer Stammes- und Glaubensgenossen vergossen hatten.

In ihre Schleier und ein weißes Laken gehüllt, trugen vier Zuaven die Leiche herbei, begleitet von allen weiblichen Bewohnern des Forts, mit Ausnahme der vornehmen Pariserin; denn auch die Frau des Ansiedlers hatte für diese Zeit ihren Sitz am Lager des Kranken dem Wärter überlassen und folgte der Hülle der armen Wüstenblume, deren Liebe sie vergebens gegen die wilden Leidenschaften der Männer zu beschützen versucht hatte.

Es war eine ergreifende traurige Scene. Um das Grab her die rauhen Gestalten der Krieger und der weinenden Frauen, und zwischen ihnen der mächtige Körper des Dromedars, das treu der Leiche seiner Herrin gefolgt war — hinter dem Kreise hoch zu Pferde die wilden Figuren der Spahis in ihrem phantastisch kriegerischen Putz und das theilnahmlose süffisante Gesicht des Kapitain Peard, während der Lord und der Oberst sich zu den französischen Offizieren gesellt hatten, welche der Leiche, die wenigstens im Kreise so vieler der Ihren ruhen sollte, die letzte Ehre erweisen wollten.

Ueber dem Allen der dunkle sternenglänzende Bogen des afrikanischen Himmels gespannt, an dessen fernstem Saume bereits das erste Grauen des Tages mit der Nacht zu kämpfen begann.

Wie am Bord des Schiffes auf jener gleichfalls so furchtbaren, nur leichter beweglichen Wüste, der See, der Kapitain in Ermangelung des gottgeweihten Priesters die

Gebete der Zurückbleibenden über die der Tiefe geweihten Ueberreste des irdischen Lebens verliest, so übte hier der Kommandant eines andern Schiffes der Wüste, Kapitain Delille, ein ernster ältlicher Mann, die letzte Pflicht des Christen an der Leiche der Mohamedanerin, indem er mit tiefer bewegter Stimme das Todtengebet verlas, durch keinen Laut unterbrochen, als das Zirpen der Grillen in den Myrthen und Tamarindengebüschen, oder durch das Winseln der die Gräber witternden umherstreifenden Schakals und das Geheul der Löwin in dem nahen Fort.

Während die Leiche der Erde übergeben und Sand und Stein auf sie gehäuft wurde, faßte die Hand des Grafen den Arm des Lords und führte diesen eine Strecke weit mit sich fort.

„Ehe wir den Fuß in den Bügel setzen, Mylord," sagte der Graf, „habe ich Ihnen Einiges mitzutheilen, wozu mir am vergangenen Abend die Gelegenheit und vielleicht auch der Wille fehlte. Darf ich Sie fragen, Mylord, was eigentlich Sie hierher an diesen Ort geführt hat?"

„Warum nicht, Sir? Damned! ich vergesse zuweilen auf einige Zeit meine Freunde, aber ich verliere sie nie ganz aus den Augen. Während der Zeit, die ich in Indien zubrachte, wo unser kleiner Master Peard seine Studien über das erbärmliche Ding, das man Leben nennt, ganz anders hätte befriedigen können, als an den Küsten des mittelländischen und schwarzen Meeres, fiel mir ein, daß ich so lange Nichts von unsern beiden Schützlingen, dem Sohn des schnurrigen Knochenmanns aus den Katakomben und

seinem Freund, dem Kapitain Fromentin, gehört hatte, die wir damals den ersten Füsiladen des Herrn Bonaparte entführten. Die Nachrichten meines Geschäftsführers gingen dahin, daß Meister Samson seine erste Ansiedlung eingebüßt und nach einigem Umherwandern spurlos unter den würdigen Kabylen, Mauren und Arabern, oder wie sich das Gesindel Alles nennt, mit seiner Familie verschwunden sei. Sie wissen, daß es meine Liebhaberei ist, manchmal ein klein wenig dem lieben Gott seine Prärogative streitig zu machen und bei meinen Schützlingen der Vorsehung in's Handwerk zu pfuschen und ihr Schicksal zu leiten. Ich bilde mir sogar ein, daß ich das manchmal gar nicht so schlecht gemacht habe. Jedenfalls studire ich die mitunter recht pikanten Irrgänge der Menschen und da ich eine kleine alte Verpflichtung gegen den würdigen Ansiedler verspüre, so beschloß ich, auf meiner Rückreise aus Indien an den Küsten von Algerien mich einmal selbst etwas näher nach dem Verbleib meines kleinen Protegé's und der Seinen zu erkundigen. Es hat mir einige Mühe gekostet, denn in keinem der drei Gouvernements wollte man von einem Ansiedler Samson wissen. In der That, man lebt hier glücklicher Weise noch ziemlich unbelästigt von der Neugier der Polizei und den Civilstandsregistern. Die letzten Spuren, die ich aufthat, wiesen in das Departement der Arba und so bin ich bis an den Rand der Wüste gerathen, um wenigstens wieder Löwen der Wildniß zu jagen, nachdem ich zwei Jahre lang mit menschlichen Tigern zu thun gehabt habe, wie Herr Nena Sahib und unsere höchst humanen Befehlshaber in Indien sind."

„Sie brauchen sich nicht weiter mit Nachforschungen zu bemühen, Mylord," sagte der Graf ernst — „Sie haben Ihren Zweck erreicht, was mich um einer braven Familie willen freut."

„Goddam — ich verstehe Sie nicht!"

„Die Frau und die Kinder, welche gestern Abend mit uns hier eintrafen, sind die Familie des Ansiedlers Renaud Samson, den Euer Herrlichkeit vor dem Urtheil des Kriegsgerichts retteten und dessen Haus uns diese Nacht von den Thuaregs beschützte."

„Damned — das ist ja eine ganz vortreffliche Entdeckung. Ich hoffe, Ihr alter Bekannter, der Artillerie-Offizier, der jenen Börsenjobber vor Furcht in's Narrenhaus jagte, wird auch durch seine Freunde zu ermitteln sein."

„Sein Bruder, Mylord, der Knabe, der uns an jenem Abend in Paris auf die Spur brachte, befindet sich hier!"

„Hier? In der That, lieber Graf, Sie überhäufen mich mit dramatischen Ueberraschungen, grade wie in einem Ihrer Schauer- und Rührdrama's der Porte Saint Martin. Sie müssen mir ihn bei unserer Rückkehr in's Fort vorstellen."

„Wenn wir ihm nicht ein Grab neben jenem dort graben!"

„Hell and damnation! der Fieberkranke ist der Bruder des Kapitain Fromentin?"

„Ja, Mylord!"

„Aber dann ist dieser Mann, den sie den Löwentödter nennen . . . ."

„Er ist es!"

Ohne ein Wort zu erwidern, schritt der Viscount nach der Stelle, wo die Reiter und die Pferde hielten und Kapitain Jeannon eben den Befehl zum Aufbruch geben wollte.

Der Lord setzte den Fuß in den Bügel und schwang sich in den Sattel. „Gentlemen," sagte er — „ich bin durch kein Wort gebunden, und ich bitte Sie, diesen Herren mit den braunen Gesichtern zu sagen, daß, wenn wir in einer Stunde die sieben Palmen zu Gesichte bekommen, jeder von ihnen hundert Franken von mir erhält!"

Ein Freudenruf der Spahis antwortete ihm — dann, ohne das Kommando des Offiziers abzuwarten, flogen die wilden Reiter im gestreckten Galop davon. — — — —
— — — — — — — — — — — — — — — —

— — — — — — — — — — — — — — — —

Ueber die seltsamen rauhen Felsgebilde des Dschebel Muzedsch zitterten die ersten Strahlen des aufgehenden Tagesgestirns, als dem westlichen Zugang des Thales der sieben Palmen eine Reiterschaar in vollem Jagen sich näherte.

Es war die Abtheilung, die man von dem Fort abgeschickt hatte.

Plötzlich parirte der Vorderste der Spahis, neben dem der englische Viscount ritt, sein Pferd.

„Halte là! beim Bart des Propheten, Aga — hörst Du nicht?"

Der Kapitain Jeannon war rasch an seiner Seite. „Was giebt es, Ali, was siehst Du? Die Zeit ist da, wo die Ehre Frankreichs uns nicht mehr zurückhält."

Der alte Spahi bedeutete mit einer Bewegung der Hand ihn, zu schweigen.

„Dort drüben, Aga — das sind die Araber!"

In der That hörte man deutlich von der entgegengesetzten Seite des Thales das Heransprengen und Niedersteigen einer zweiten Reiterschaar.

Die beiden Trupps konnten ungefähr fünfzehnhundert Schritt von einander entfernt sein und zwischen ihnen lag das Thal oder die Schlucht, die der giftige Morgennebel noch in so dichten stagnirenden Massen erfüllte, daß man keinen Gegenstand im Grunde auch nur formenlos zu erkennen vermochte.

Nur die Wipfel der hohen schlanken Palmen, die den Brunnen umstanden, ragten gleich den Kuppeln von Thürmen über diese Nebelmassen, die von dem Hauch des leisen Morgenwindes und dem Druck des stärker werdenden Lichtes jetzt in leichte Bewegung geriethen.

Die nahenden Araber schienen noch keine Ahnung von der Nähe ihrer Feinde zu haben; denn sie setzten unbesorgt, wenn auch jetzt des Herabsteigens vom Gebirge halber, etwas langsamer ihren Weg fort und man konnte deutlich ihr Schnattern und Schwatzen hören, ohne das eine Horde Araber einmal nicht existiren kann.

Kapitain Jeannon war jetzt an der Spitze seiner kleinen Abtheilung. Auf seinen Befehl wurden leise und vorsichtig die Waffen in Bereitschaft gesetzt.

„Parbleu." sagte er leise zu dem Obersten. „Ich habe jetzt die beste Hoffnung, denn die Schurken kommen offenbar, den Leichnam ihres Scheich zu holen. Wäre der

Bursche mit dem Leben davon gekommen, so wäre er längst bei seinem Duar in der Wüste und spänne neue Ränke gegen uns. So viel ich aus ihrem Geschwätz und den Tritten der Pferde hören kann, ist ihre Anzahl etwa das Doppelte der unsern und wir können da hoffentlich zum Schlagen kommen, um ihnen eine neue Lection noch in den Kauf zu geben. Sind Sie bewaffnet, Mylord?"

„Yes!"

„Dann herunter, meine Jungens, von den Pferden. Zwei bleiben hier und halten die Thiere. Die Andern nehmen ihre Flinten zur Hand und schleichen sich leise im Nebel vorwärts. Deckt Euch hinter den Steinblöcken des Wegs und dann, wenn Ihr mein Pfeifen hört, eröffnet Euer Feuer. Schont die Pferde und fangt sie; denn wir können deren brauchen und die Schurken sind gewöhnlich besser beritten als wir."

Dem leise gegebenen Befehl sollte eben gehorcht werden, als drüben an den Bergabhängen eine der Araber-Stuten hell und laut wieherte.

Sogleich, ehe man es verhindern konnte, antworteten zwei oder drei Pferde der französischen Abtheilung.

Man erkannte die Wirkung dieser Benachrichtigung des Feindes, die so gut war wie ein Trompetenstoß, augenblicklich, denn im Nu hörte von jener Seite alles Geräusch auf.

„Jetzt vorwärts, Bursche," befahl der Kapitain. „Der Hinterhalt ist uns verdorben und wer zuerst auf dem Grund ist, hat den Vortheil!"

Die Franzosen gaben ihren Pferden die Sporen und

jagten mit lautem Hurrah den Abhang hinunter in den dichten Nebel hinein.

Aber obschon sie auch das Waffenklirren und den Hufschlag der feindlichen Pferde auf dem harten Gestein anfangs hörten und der Allahruf der Araber ihnen geantwortet hatte, fanden sie doch keine Spur von ihren Gegnern, als sie auf dem Grunde der Schlucht unfern des Brunnens der sieben Palmen anlangten.

„Zum Henker," fluchte der Kapitain, indem er befahl, zu halten. „Ich fürchte, der Spaß geht uns fehl — die schwarzen Kanaillen haben es für besser gefunden, das Hasenpanier zu ergreifen oder sich zwischen den Steinen und Büschen versteckt. Wenn nur dieser verdammte Nebel nicht wäre, der uns hindert, die Hand vor den Augen zu sehen!"

„Laß Deine Waffe ruhen, Franke," sagte eine ernste, tiefe Stimme in schlechtem Französisch. „Warum unnütz Blut vergießen, wenn Allah bereits entschieden hat?"

„Halt! — wer spricht da?"

„Seid Ihr die Franken aus dem Fort," frug die Stimme des noch immer Unsichtbaren, „die gekommen sind, ihren Kämpfer zu suchen?"

„Wir sind Franzosen vom Fort Randon. Da Du französisch sprichst, so sage, wer Du bist und was Du hier willst oder unsere Säbel sollen Euch den Weg weisen."

„Der Tod durch Eure Waffen, Franke, ist nicht das Kismet, das Abdallah, dem Marabout der Wüste bestimmt ist. Wir kommen in Frieden und verlangen Frieden von den Kindern des großen Sultans jenseits des Meers."

Der Name des Marabout Abdallah war ein in dem ganzen Südwesten Algeriens so wohl bekannter, daß Kapitain Jeannon keinen Anstand nahm, sofort jeden Anschein der Feindseligkeit fallen zu lassen.

Man wußte, daß der Marabout, der eine Felsenhöhle in der Wüste gleich den Anachoreten des Alterthums bewohnte, von den sämmtlichen Stämmen der nördlichen Wüste und des Gebirges als ein Heiliger verehrt wurde und sein Ausspruch als ein Orakel galt, dem höchstens so junge Tollköpfe wie der Scheich der Mezáb zu trotzen wagten.

Entgegen den langen Bestrebungen Abdel Kaders und seiner Partei, hatte er nach den ersten Niederlagen seines Volkes stets zu einem friedlichen Vergleich mit den Franken gerathen und namentlich von den schrecklichen Grausamkeiten abgemahnt, die im Laufe dieser Kriege zuerst von den alten Herren des Landes verübt, dann aber ebenso von ihren Gegnern erwidert worden waren.

Der Marabout war sehr alt und man wußte, daß er früher dem Dei von Algier die Herrschaft der Fremdlinge und seine Gefangenschaft geweissagt hatte, wofür ihn dieser in den Kerker werfen ließ, aus dem er erst durch die Einnahme der Kaba seitens der Franzosen befreit worden war.

Trotzdem er den Neigungen und dem Haß seines Volkes so wenig schmeichelte, hatten seine Weisheit und seine Gerechtigkeit, so wie die ascetische Strenge seines Lebenswandels dem Greise bei seinen Landsleuten den Ruf der Heiligkeit und die höchste Verehrung verschafft, und in allen wichtigen Angelegenheiten, wenn auch häufig zu spät,

wie bei dem Angriff auf Fort Randon und die Ansiedlungen, wurde sein Rath und seine Entscheidung von den südlichen Stämmen eingeholt.

Kapitain Jeannon kannte diesen Ruf des Marabout, und die Erscheinung desselben zeigte ihm sogleich, daß kein Angriff und Hinterhalt zu besorgen war.

Aus dem Nebel vor ihm tauchte zuerst der lange Hals des Dromedars aus, das den Marabout trug und dann die ehrwürdige Gestalt desselben mit einem langen weißen Bart, der bis zu seinem Gürtel reichte. Auf ein Zeichen des Reiters beugte das Thier die Knie und der Greis stieg mit Hilfe eines nebenher gehenden Knaben von seinem hohen Sitz.

Der Kapitain that sofort dasselbe und kam dem Marabout entgegen, indem er ihm die Hand reichte.

„Ich grüße Dich, Abdallah, da Du ein Freund der Franzosen bist," sagte er freundlich. „Ich bin der Kapitain Jeannon, der bisherige Kommandant des Forts Randon, das Deine Landsleute verrätherisch in der vorigen Nacht überfallen haben."

„Es geschah ohne mein Wissen, Franke, der Du den Ruf eines gerechten und freundlichen Aga's hast. Ihre Gebeine bleichen dafür am Fuß Deiner Mauern und sind die Beute der Thiere des Gebirges."

„Wir haben sie, wie es auch dem tapfern Feinde gebührt, ehrlich beerdigt. Aber sage mir, ehrwürdiger Marabout, was Dich und Deine Krieger hierher führt?"

Der Greis hob den Arm und zeigte über ihre Köpfe hinweg.

Die ersten zwischen den Bergwänden hereinbrechenden Strahlen der Sonne vergoldeten die Wipfel der Palmen, die gleich glänzenden Meteoren über der wogenden Nebelmassen schwebten.

„Die Stunde ist gekommen," sagte der alte Mann feierlich, „um die Leiche des letzten Sprossen aus dem Blute Omar's zu holen. Der Stamm der Mezâb hat keinen Scheich mehr und Abdallah kann sein Haupt in den Schoos des Propheten legen, denn das Haus seines Bruders ist leer geworden."

Die Nachricht, daß der Marabout ein so naher Verwandter des wilden Scheich und seiner unglücklichen Schwester gewesen, war dem Offizier neu, sein Interesse an dem Ausgang des Kampfes aber zu groß, als daß er jetzt weiter darauf hätte Rücksicht nehmen sollen.

„So kennst Du bereits den Ausgang des Zweikampfs, den der Scheich Hassan durch seinen schändlichen Mord hervorgerufen hat?" frug er hastig.

„Allah hat die Moslems geschaffen und die Bekenner des weißen Isaias," erwiderte der Greis, ohne direkt auf die Frage einzugehen. „Sie mögen nebeneinander leben, aber es ist nicht gut, daß das Blut der Kinder des Propheten sich mit dem unreinen Saft aus den Adern der Ungläubigen vermische. Ich beklage die Taube der Wüste und hätte ihre Strafe gern gewandelt."

„Aber Dein Neffe — ihr Mörder?"

„Laß uns in Frieden seine Leiche suchen, Christ!"

„So hast Du Nachricht, daß er gefallen?"

„Würde der Sattel seines Rosses sonst vergeblich des

Herrn warten seit dem Abend? Ich habe zu spät von dem ungerechten Kampfe gehört, um ihn verhindern zu können; denn der Christ, der meinem Volke durch die Vertilgung des grimmigen Löwen so manchen Dienst erwiesen hat, war ein gerechter Mann und hat oft das harte Felsbett meiner Höhle getheilt."

„Vorwärts denn," befahl der Offizier. „Ich muß mir über sein Schicksal Gewißheit verschaffen."

Er hieß die Hälfte seiner Leute absteigen und ihm folgen. Die beiden Engländer und der Oberst waren bereits an seiner Seite. Die Strahlen der Sonne begannen den Nebel zu lichten.

„Nach welcher Seite liegt der Brunnen?" Ich kann mich in diesem Qualm nicht zurecht finden."

„Dort, Aga."

Sie traten in den Nebel hinein — drei Schritte weiter stieß der Fuß des Obersten auf einen weichen Körper. Er faßte darnach und sah seine Hand in Blut getaucht.

„Was ist das? — ein Thier — wahrhaftig — es ist die Löwin unseres Freundes, todt wie eine Maus."

„Das ist unmöglich — das Thier ist im Fort eingesperrt!"

Die Gruppe versammelte sich um den todten Körper, als durch einen Ruf des Menschenjägers ihre Aufmerksamkeit nach einer andern Stelle geleitet wurde.

„By Jove!" meinte behaglich der Engländer, indem er einen so eben vom Boden aufgehobenen Gegen stand in die Höhe hob und zugleich mit der andern Hand das im Fort erborgte Lorgnon vor das Auge hielt. „So ge-

schickt gemacht, als hätte es die Guillotine gethan. Er muß in Spiritus gesetzt werden!"

Der Oberst stieß einen Schrei des Entsetzens aus — auch Jeannon und der Lord fuhren erschrocken zurück und der alte Marabout machte das heilige Zeichen seines Glaubens zur Verscheuchung der bösen Geister und Dämonen.

Der Gegenstand, den Master Peard mit so großer Gleichgültigkeit, ja mit einem gewissen Wohlgefallen in die Höhe hielt, war ein menschliches Haupt mit blutbefleckten verzerrten Zügen und drohend starrenden Augen. Die zerrissenen Adern und Muskeln des Halses hingen unter dem schwarzen Bart hervor und gewährten einen schrecklichen Anblick.

Der Kopf war offenbar durch eine furchtbare Kraft vom Rumpf gerissen worden.

„Hassan el Mezâb! Der Prophet nehme Dich gnädig auf in die siebe nHimmel der Gläubigen!

„Es ist der Scheich — kein Zweifel! — die Löwin hat ihn zerrissen."

„Aber wo ist unser unglücklicher Freund — wo ist Kapitain Fromentin?" rief der Graf, zum Tode bestürzt.

„Kapitain Fromentin — wen meinen Sie?"

„Wen anders als den Matadreo. Um Gotteswillen, hier ist Furchtbares vorgegangen, lassen Sie uns den Unglücklichen suchen."

Ein leises Aechzen aus geringer Entfernung gab die Antwort — der Graf und der Lord eilten nach jener Richtung.

Zugleich, wie mit einem Zauberschlage, mit jener wun-

derbaren Schnelligkeit, mit der jene Wechsel in den Naturerscheinungen der Tropen-Gegenden gewöhnlich eintreten, zerrissen die Schleier der Nebel und die steigende Sonne erhellte den Grund der Schlucht mit ihrem vollen Strahl.

Selbst die Nerven der blut- und schlachtgewohnten Männer erbebten bei diesem Anblick.

Vor ihnen, wenige Schritte von dem durch mindestens zehn Stiche durchbohrten und von einer Blutlache umgebenen todten Körper der Löwin lag die Leiche des Scheichs, hauptlos, mit zerrissenem Halse, den linken Arm mit dem blutigen Fetzen des Bournous abgerissen, während die erstarrte Rechte noch den Yatagan umklammert hielt.

Aus der Löwin aber ragte der Elfenbeingriff einer andern Waffe — des krummen tunesischen Dolchs, der Waffe des Matadreo.

Und dieser selbst?

An dem rauschenden Quell des Brunnens — an derselben Stelle, wo die Leiche des Arabermädchens gelegen, lehnte ein verstümmelter blutiger Körper, das Haupt auf der langen Mähne eines schwarzen Löwen*) von ungewöhnlicher Größe.

---

*) Die Araber von Algerien und der Wüste unterscheiden drei verschiedene Arten von Löwen: den schwarzen, den fahlen und den grauen Löwen (el adrea, el asfar und el zarzuri). Der schwarze Löwe ist viel seltener, als die beiden anderen Arten; er ist zwar etwas kleiner als diese, dagegen hat er einen stärkeren Kopf, stärkere Glieder und Sehnen. Seine Grundfarbe ist dunkelbraun, mit einer dichten und langen schwarzen Mähne. Die Araber fürchten diesen Löwen mehr als die beiden andern Arten. Während der fahle und graue Löwe ein stetes Nomadenleben führt und

Der Löwe war todt — der Mann lebte noch, wie man aus einer leisen Bewegung der verstümmelten Hand sehen konnte.

Zwischen dem todten Löwenpaar lagen die Körper der beiden Jungen, die der Matadreo am Mittag vorher zurückbehalten, mit durchschnittener Kehle.

Einige Augenblicke standen die Männer stumm und entsetzt. Was sie da sahen, war eine so furchtbare Lapidarschrift des Vorangegangenen, daß sie bis zur Einzelnheit Alles klar und deutlich erzählte, als wäre Jeder Augenzeuge dieses Zweikampfs ohne Gleichen gewesen.

Noch im Tode getreu der so muthig gewählten Aufgabe, nachdem das Leben mit grausamer Hand all' sein Lieben und Ringen zerstört, hatte der Matadreo dem Duell ein ander Ziel gesetzt, als die Brust des Nächsten. Der Tod der Gegner, des Franken wie des Arabers, sollte das Land noch von seinen furchtbarsten Bewohnern befreien. Um dieses gegenseitigen Opfers sicher zu sein, darum hatte er jede andere Waffe von sich gethan und den Scheich, nach der ritterlichen Sitte der Wüste, zu gleichem Thun gezwungen. Ob sich jeder der Kämpfer den schrecklichen Feind gewählt, ob sie überrascht worden von den grimmigen Thieren, das wußte freilich nur Gott und der sterbende Mann dort am Brunnen, aber die furchtbaren Trophäen des Sieges bewiesen, daß der Löwenjäger seinen Gegner

---

bald in dieser, bald in jener Landschaft sich kürzere und längere Zeit niederläßt, wählt der schwarze Löwe sich nur eine Gegend zu seinem Aufenthalte, wo er bisweilen dreißig Jahre haust. Selten nur steigt er aus dem Gebirge in die Ebene hinab.

erlegt und dann dem menschlichen Feind im Kampf gegen den seinen zu Hilfe geeilt war, freilich zu spät, um ihn noch retten zu können, und so wenigstens mit dem Todesstoß ihn rächend.

Aus hundert Wunden blutend, mit zerrissenen Gliedern, mußte er dann sich zurückgeschleppt haben, um jenen Durst, der die Verwundeten im Todeskampfe peinigt, an dem frischen Wasser des Quells zu löschen und dort zu sterben.

Der schrille, zeternde Ton, mit dem die Araber, welche dem Marabout gefolgt und bei dem schwindenden Nebel jetzt sichtbar wurden, die Todtenklage um ihren jungen Häuptling anstimmten, löste die Starrheit des ersten Entsetzens von der Brust der Anwesenden.

Der Graf, Lord Heresford und Kapitain Jeannon eilten tief ergriffen zu der lebendigen Leiche am Brunnen und hoben sie so sanft als möglich von ihrem schaurigen blutigen Bett.

Der schwarze Löwe hatte nur zwei Stiche empfangen, deren jeder tödtlich war, aber der Matadreo hatte sich der schrecklichen Umarmung nicht ohne zahllose Verletzungen entziehen können. Sein ganzer Körper war fast eine Wunde, der linke Arm, der mit dem Bournous umwickelt die Bisse und Krallen des Löwen zuerst parirt hatte, war an drei Stellen gebrochen oder vielmehr zermalmt; seine Brust war von einem Hiebe der mächtigen Tatze weit aufgerissen, der rechte Oberschenkel zeigte einen furchtbaren Biß, der den Knochen zersplittert hatte, wahrscheinlich von der Löwin. Beine, Arme, Leib — Alles war von den scharfen Krallen

und Zähnen zerfleischt. Der Blutverlust, den der Jäger erlitten, mußte entsetzlich gewesen sein, wie der Boden umher zeigte, und ein Wunder schien es, daß die Lebenskraft noch so lange ausgehalten.

Dennoch lebte der Matadreo — oder Hektor Fromentin, wie wir ihn jetzt nennen dürfen, — wirklich noch, und es schien in der That kein absolutes Lebensorgan verletzt zu sein und nur der ungeheure Blutverlust den Tod herbeizuführen; denn daß dieser mit jeder Minute eintreten mußte, erkannten Alle, und es war wohl auch Niemand, der diesen für ihn nicht einem Leben in solcher Verstümmelung vorgezogen hätte.

Die Spahis hatten ihre Mäntel neben dem Brunnen auf den steinigen Boden gebreitet und dorthin trugen sie die lebendige Leiche des französischen Offiziers, während die Araber die zerrissenen Glieder ihres Häuptlings zusammenlegten und ihr Todtengeheul fortsetzten.

Kapitain Jeannon war zu dem Marabout getreten, der stumm und traurig auf die Ueberreste der beiden Kämpfer sah.

„Abdallah," sagte er, „die Araber der Wüste erzählen von der heilsamen Macht der Tränke und der Kraft des Balsams, den Deine Weisheit und Erfahrung bereitet. Kannst Du Etwas thun für unsern Landsmann, in dessen Adern das Leben noch nicht erloschen ist?"

Der Einsiedler schüttelte das Haupt. „Eblis steht an seiner Seite o Christ, und keine Macht der Welt vermag ihm das Leben wieder zu geben. Aber meine schwache Kenntniß will versuchen, seinen Geist noch ein Mal zu

dem Licht des Tages zurückzurufen, ehe er eingeht für immer in den Schoos Eures weißen Propheten."

Der Lord und der Oberst waren bei dem bewußtlosen Körper zurückgeblieben und hatten sein Haupt unterstützt, indem sie vergeblich die Frische des Wassers und die gewöhnlichen Mittel versuchten, ihn zum Bewußtsein zu bringen. Der Marabout ließ sich jetzt neben der blutenden Gestalt nieder und zog aus seinem Busen eine kleine Phiole, die mit einer rothen Flüssigkeit zur Hälfte gefüllt war. Von dieser tröpfelte er unter sorgfältiger Aufmerksamkeit einige Tropfen in den Mund des Bewußtlosen.

Einige Augenblicke nachher verbreitete sich über die bleichen Wangen eine leichte Röthe, die Glieder bewegten sich und der Matadreo schlug die Augen auf. Sein Blick, anfangs starr und verwirrt, gewann bald wieder an Ausdruck und wandte sich wie fragend auf die Gruppe umher.

„Sie sind unter Freunden, Fromentin," — sagte herzlich der Graf, „die ein seltsamer Zufall oder vielmehr die Hand Gottes hier in der Wüste um Sie zusammen geführt hat. O warum haben Sie so lange sich uns entzogen, daß wir erst am Ende einer solchen schrecklichen Tragödie uns wiederfinden müssen."

Der Verwundete machte eine leichte Bewegung mit der unverletzten Hand, dann flüsterte er: „Mein Bruder — wo ist mein Bruder?"

„Er ist im Fort und in den Händen des Arztes, der alle Aussicht für seine Genesung giebt; denn er ist jung und kräftig und die Schmerzen der Liebe bringen nicht gleich den Tod. Ihr Zweikampf, Kapitain, ist eine Hel-

denthat, von der ganz Algerien und selbst Paris erzählen wird — beide Löwen sind todt!"

„Very well — Gérard hat nie etwas Aehnliches gethan," sagte der Lord. „Sie haben eine merkwürdige Art, Ihre Duelle auszufechten, um die ich Sie beneide. Damals in den Katakomben und hier mit den Löwen. Ihre Wunden sind schlimm, aber ich hoffe, Sie werden noch manchen Kampf bestehen!"

„Den letzten, Mylord! der Tod ist kein Feind für mich!"

„Hol' der Henker die Frauenzimmer," sagte der Viscount, indem er sich abwandte. „Wenn ein wackerer Mann vor der Zeit stirbt, sind sie in neunzig Fällen von hundert die Ursach."

Der Menschenjäger, der zu seinem großen Bedauern den Kopf des Scheich an seine Freunde hatte geben müssen, war herbeigekommen. „Ich hatte keine Ahnung davon, Kapitain, daß Sie unter der Maske des Matadreo steckten," meinte er philosophisch. „Aber da einmal das Unglück passirt und Ihr Tod nicht abzuwenden ist, können Sie mir einen großen Dienst erweisen. Ich werde Sie beobachten bis zum letzten Augenblick und Sie sind der Mann dazu, um mir zu beschreiben . . . ."

„Gott verdamme Ihre Augen, Bursche," sagte wild der Lord. „Wenn Sie sich nicht augenblicklich auf zwanzig Schritt davon trollen, will ich Ihnen Gelegenheit geben, Ihre Studien an sich selbst zu machen! Packen Sie sich meinetwegen nach Dahomey und lassen Sie einen Mann in Ruhe sterben, der besser ist als wir Alle!"

Die Miene des Excentric war so drohend und ernst, daß der kleine Kapitain keine Entgegnung wagte, sondern zur Seite trat.

Der Verwundete wurde sichtlich schwächer — sein Auge irrte hastig umher, als suche es einen Gegenstand.

„Haben Sie einen Wunsch, Freund — kann ich Etwas thun noch für Sie?" frug der Oberst mit tiefem Gefühl. „Auf meine Ehre, es soll geschehen!"

„Sie — wo ist sie?" —

„Cora?"

Der Sterbende nickte — plötzlich verklärte sich sein Gesicht — er hob die Hand: „Dort! — dort!"

Das so seltsam im Todeskampf geschärfte Gehör hatte ihn nicht getäuscht — ein entferntes Brüllen antwortete der Frage des Grafen — den Pfad zur Schlucht herab sah man in wilden gewaltigen Sprüngen die Löwin, die treue Begleiterin des sterbenden Jägers, die man im Fort eingesperrt zurückgelassen, herantoben.

Aber hinter dem flüchtigen Thier, so rasch sein wilder Lauf auch sein mochte, kam eine zweite Gestalt — eine Frau auf schaumbedecktem Pferd, das sie mit der Spitze eines kleinen Dolchs zum rasenden Carriere hinter der Löwin drein anspornte.

„Allmächtiger Gott — die Marquise!"

Die Araber stoben bei dem Anblick der wohlbekannten Löwin auseinander; — die Augen funkelnd, die lechzende Zunge weit aus dem Rachen, die Lefzen mit Schaum bedeckt, stürzte die Löwin mit langen Sätzen durch die Men-

schengruppen zu ihrem Herrn und legte sich keuchend vor ihm nieder und leckte winselnd seine Hand.

„Cora — mein Thier . . .„

Die feste Hand des Obersten griff in den Zügel des schaumbedeckten Pferdes, auf dem die wilde Reiterin herankam. Sie war bleich, farblos, als wäre kein Blutstropfen in ihrem Gesicht, nur die großen schwarzen Augen rollten verstört, wie wahnwitzig umher.

„Was wollen Sie hier, Madame? Hier ist kein Ort für Sie!"

„Lassen Sie mich — ich muß zu ihm! Wissen Sie nicht, daß es Fromentin ist, Hektor Fromentin, den ich allein geliebt in der Welt? — Mariette hat gestanden — ich will zu ihm . . . ."

Die heiseren athemlosen Worte der Coquette endeten in dem gellenden Schrei, mit dem sie aus dem Sattel sich auf den Boden warf. „Hektor — Hektor — kannst Du der Unglücklichen vergeben, die herzloser als das Thier der Wildniß, das Einzige, was sie geliebt, verrathen und in den Tod getrieben!"

Achtlos gegen Alles umher, kniete sie neben dem Mann, der sie so lange aufrichtig geliebt, dessen Frieden und Leben sie im frevelnden Spiel zerstört, bis sie selber sich um alles wahre Lebensglück betrogen hatte.

Das Auge des Sterbenden lag ruhig und ernst auf der falschen Dame, der Millionairin, der Löwin der pariser Salons, während seine Hand auf jener treueren der Wüste ruhte. Kein Vorwurf, keine Anklage war in diesem Auge, das bereits die Ruhe des Jenseits zu spiegeln schien.

„Leben Sie wohl und Gott gebe Ihnen den Frieden, zu dem ich gehe! Meine Liebe waren Sie und Frankreich — Frankreich . . ."

Er versuchte sich emporzurichten, während die Schluchzende an seiner Seite das Gesicht in den Händen barg. Der Graf unterstützte ihn, als er das hastige Zeichen des Sterbenden sah, sich zu ihm nieder zu beugen.

„Was ist's — was wünschen Sie, unglücklicher Freund?"

Die kalten Perlen des Todesschweißes standen auf seiner Stirn, als er seinen Mund dem Ohr des Grafen näherte — nur mit gewaltiger Anstrengung noch preßte er die Worte aus der von jenem letzten entsetzlichen Kampf zusammen geschnürten Kehle.

„Lassen Sie es die Engländer nicht hören — die Kanone im Blockhaus — er hat mir die Erfindung gestohlen, aber ich vermache sie ihm, — das Geheimniß der Schraube — im Krieg — der Kaiser — Frankreich den Sieg . . ."

Ein gurgelnder Ton quoll die Kehle herauf — ein krampfhaftes Zucken durchlief den zerrissenen blutigen Leib, die Augen wurden starr und der Kopf sank zurück. — —

Die Löwin an seiner Seite stieß ein heiseres Geheul aus, das in klägliches Stöhnen überging, als sie den Kopf auf die Brust des Todten legte.

Auf den Wink des Obersten hob Kapitain Jeannon die ohnmächtige Frau empor und trug sie hinter den Stamm der nächsten Palme.

Der Lord wandte sich finster zu dem englischen Touristen auf Menschenleben, der sein Notizbuch geöffnet in der Hand hielt.

„Nun, Sir, haben Sie gut aufgepaßt, wie ein Ehrenmann stirbt? Streichen Sie's roth an in Ihrer Liste, denn Sie werden es nicht oft sehen!"

Der kleine Kapitain schaute ihn mit philosophischer Ruhe an. „Es ist schade, Mylord, Monsieur Fromentin war bereits zu schwach Aber ich werde diesen Herrn bitten, mir das Recept zu seinem Elixir zu geben. Bedenken Sie, Mylord, man hat es damit ganz in der Hand, das große Experiment zu verlängern und es lassen sich da vielleicht wunderbare Aufschlüsse finden, wenn man auf die richtige Natur trifft!"

Der Viscount zuckte die Achseln und trat zu dem Todten, über dessen Antlitz der Graf ein Tuch gebreitet, während der greise Marabout an seiner Seite, das Haupt nach Mekka gewandt, für den Christen betete wie für den gefallenen Scheich.

„Allah il Allah — Mohamed ben Allah!

Unter den sieben Palmen liegt Kapitain Fromentin begraben — dort hieben die Spahis sein Grab in den Steinboden und die Männer vom Stamm der Mezâb halfen mit ihren Yatagans; auf die Brust des Todten aber legte Montboisier die rechten Vorderpranken der beiden Löwen, die er abgeschnitten mit dem tunesischen Dolch, seinem Erbtheil, wie man auf die Särge der Marschälle von Frankreich ihre Orden und Sterne legt.

Auch Renaud Samson war dabei, als sie seinen Freund in die heiße Erde Afrikas betteten. Auf Lord Heresford's

Wunsch hatte der Kapitain Delille, der eine Stunde nach der Ankunft der Marquise mit mehreren seiner Leute ihrer Spur gefolgt war, einen der Reiter nach dem Blockhaus gesandt, um ihn herbeizuholen.

Von dem Kommandanten des Forts erfuhren sie, daß die Marquise eher erwacht war, als man gehofft, und als sie erfahren, daß die Reiter ohne sie das Fort verlassen hätten, zu der Ansiedlerfrau geeilt war, mit der sie eine kurze Unterredung hielt.

Hier mußte sie die Bestätigung ihrer Ahnung in dem Geständniß Mariettens erhalten haben, denn sie hatte durch den arabischen Diener heimlich ihr Pferd satteln lassen und dann hatten die beiden Frauen sich zu dem Stall geschlichen, in den man die Löwin gesperrt und diesen geöffnet; denn Mariette hatte richtig geschlossen, daß das treue Thier die Spur seines Herrn suchen und ihm zum Beistand eilen würde. Erst als das Unheil geschehen, erhielt Kapitain Delille davon Kunde, aber es war zu spät, die Dame von ihrem thörichten und verwegenen Beginnen zurückzuhalten; denn hinter der Löwin drein, die sofort, als sie sich befreit sah, an den eilig sich flüchtenden Posten vorbei aus dem Thor schoß, sprengte in vollem Galopp die Pariserin.

Es blieb daher dem Kapitain Nichts übrig, als sofort Anstalten zu treffen, um ihr zu folgen, obschon man wußte, daß — wenn sie ein Unfall treffen solle, — man doch zu spät kommen werde.

Als Cora Miron wieder zum Bewußtsein zurückgebracht war, zeigte sich dieser launenvolle und veränderliche Charakter in ganz anderer Weise, als man gefürchtet hatte.

Statt eines wilden Ausbruchs des Schmerzes und der Selbstvorwürfe war sie stumm und thränenlos. Nur als der Graf sie bereden wollte nach dem Fort zurückzukehren, weigerte sie sich auf das Bestimmteste und verlangte, an dem Grabe Hector Fromentin's ihr Gebet zu verrichten und dann mit Kapitain Jeannon sofort nach Aghwât zurückzukehren, denn der Weg der am Morgen abmarschirten Kompagnie führte kaum eine Stunde entfernt von der Quelle der sieben Palmen vorüber und der Kapitain wollte an dem Halt, den sie während der heißesten Stunden dort machen sollte, sich ihr anschließen. Da Montboisier die Marquise nicht verlassen wollte, wurde die Ordre nach dem Fort gesandt, daß die Diener der Compagnie direkt folgen sollten.

Bevor die größte Gluth der Tageshitze eintrat, war Alles vorüber und der Todte in seinem Grabe, auf das die vereinten Kräfte einen mächtigen Stein gewälzt, um die Raubthiere der Wüste zu verhindern, die letzte Ruhe des Helden zu stören.

Die Araber — denn auch der alte Marabout mit seinen Leuten hatte, gleichsam zum Dank für die Bestattung der unglücklichen Schwester des Scheich, bis zu dieser Zeit verweilt, ehe sie die Ueberreste des Häuptlings zu seinen Zelten führten, — hatten die Felle der beiden Löwen abgezogen und der Colonel eines derselben für sich genommen. Es war seltsam und wunderbar, daß die Löwin des Matadreo sich gar nicht um die beiden Cadaver zu kümmern schien. Sie blieb bis zum letzten Augenblick neben ihrem Herrn liegen und lagerte sich dann an seinem Grabe. Da

Niemand mit der gefährlichen Trauergenossin zu schaffen haben mochte, ließ man sie ungestört.

Die Pferde der Franzosen standen bereit und das Kameel des Marabout hatte seine Knie gebogen, um seinen Herrn aufzunehmen, denn der Zug der arabischen Krieger, die Ueberreste des Scheich auf der Löwenhaut in ihrer Mitte getragen, wand sich bereits die südlichen Felshänge der Schlucht hinauf.

Der Greis war zu den Offizieren getreten und reichte ihnen die Hand.

„Möge Frieden sein fortan zwischen dem Volke der Franken und den Romani's*) der Wüste," sagte er ernst. „Blut ist geflossen und Eblis, der Engel des Todes, hat seine schwarzen Flügeln entfaltet. Wenn die Sonne wieder aufgeht, werden die Männer der Mezâb ihren Tapfersten begraben und ihre Weiber die Todtenklage singen um die Taube der Wüste. So lange Abdallah lebt, wird kein Thuareg mehr sein Roß gegen die Duar's der Franken spornen. Es giebt nur *einen* Gott und alle Menschen sind Brüder."

Das Kameel erhob sich mit seiner Last und die Offiziere und Reisenden schwangen sich auf ihre Rosse.

Der Lord wandte das seine nach dem südlichen Ausgange der Schlucht.

„Hierher, Mylord — Sie irren sich, hier geht der Weg nach Bona," sagte diensteifrig Kapitain Peard.

---

*) Viele Familien der Araber behaupten, von den Römern abzustammen.

Der Excentric nickte ſteif mit dem Kopfe zum Abſchied. „Es iſt der Ihre, Sir! Was mich anbetrifft, ſo werde ich mir das Vergnügen machen, den Exequien eines arabiſchen Scheichs beizuwohnen, um den Unterſchied derſelben mit dem Begräbniß des Kaiſers Nikolaus zu ſehen!“

Er ritt an die Seite des Marabout. — —

Circus Dejean.

Die stolze Schönheit der Coralie Ducos, die dunklen Augen Palmyre Anato's, selbst die graciöse Koquetterie der schönen Paul Seugnerie — alle die berühmten Koryphäen der Manège existirten seit vierzehn Tagen für den Sport und die fashionable Welt von Paris nicht mehr.

Die Fasching-Saison hatte einen neuen Stern gebracht, die Spanierin Rositta, deren Ruf von Petersburg und London her schon seit einem Jahre das auf alle Kunstgröße so eigensüchtige Publikum von Paris in die spannendste Neugier versetzt hatte, ohne daß es den gewandten Unterhändlern des Mr. Dejean gelungen war, sie eher zu gewinnen.

Diesmal hatte sich der anmaßende Satz nicht bestätigt, daß Paris es ist, welches den Ruf eines Künstlers macht!

Wie immer knüpfte die geschäftige Fama, die sich nicht mit dem Gewöhnlichen begnügt, an die Kunst und die Person der Sennora Rositta die fabelhaftesten Gerüchte.

Bald sollte es die Tochter eines spanischen Granden sein, der als Anhänger des Don Carlos aus seiner Heimath vertrieben und seiner Güter beraubt worden war —

bald gar eine kleine Sünde der liebebedürftigen früheren Königin von Spanien, deren nachträglicher Anerkennung man sich genirte; — bald ein ächtes Zigeunerkind aus der Sierra Morena des sonnigen Andalusien mit den seltsamsten Schicksalen! Noch Andere endlich behaupteten sogar, sie sei eine Tscherkessische Häuptlingstochter vom Kuban und die Geliebte eines russischen Großfürsten, der sie zur Gefangenen gemacht und nach Petersburg geführt habe.

Gewiß war allein, daß sie das Spanische und Französische vortrefflich sprach und daß sie die Vornehmheit und Abgeschlossenheit einer Fürstentochter und die wilden Launen eines Zigeunerkindes hatte.

Man wußte von dem Fürsten Trubetzkoi, der es bei seiner Rückkehr von Kopenhagen erzählte, daß die Sennora auf einem kaiserlichen Dampfschiff, das die Prinzen von Leuchtenberg von Kiel abgeholt, die ihr von einem der Großfürsten besonders offerirte Ueberfahrt gemacht hatte und ihrem ursprünglichen Plane entgegen, zunächst auf drei Monate nach London gegangen war. Daß seine eigene Intrigue in Kiel dazu beigetragen, ihr Auftreten in Paris zu verschieben, ließ er freilich nicht verlauten, aber in der That hatte er sich die größte Mühe gegeben, ihr Debut in Paris unter seiner Protektion stattfinden zu lassen und sich vor der fashionablen Welt als ihr bevorzugter Cavalier zu geriren.

Mit diesem Recht hatte es freilich herzlich wenig auf sich. Der Fürst hatte das Recht, die Garderobe der Dame zu betreten — wenn er eben nicht von ihrem Kammermädchen abgewiesen wurde, oder ihr bei der Rückkehr aus

der Manège eines jener prächtigen Blumenbouquets aus den Gewölben der Passage de l'Opéra zu überreichen, hin und wieder auch sie in seinem Phaeton in den Champs Elysées spazieren zu fahren; aber darauf beschränkten sich alle Begünstigungen und selbst die geschäftige und wenig scrupulöse Zunge ihrer Kolleginnen konnten nicht den mindesten Flecken auf ihren Ruf bringen, trotz der zahlreichen Anbeter, die sie umschwärmten und dem Fürsten Trubetzkoi den Rang streitig machten.

Der stete Begleiter der Sennora Rositta war ein Landsmann von ihr, ein ehemaliger Militairarzt der französischen Armee, der während des Krimfeldzugs in russische Gefangenschaft gerathen war. Man wollte wissen, daß er in Moskau oder schon früher ihre Bekanntschaft gemacht habe, aber der Arzt lehnte jede Mittheilung darüber ab.

Der Doktor war ein hagerer ernster Mann, von mittlerer Statur und auffallend dunkler Farbe, die den Orientalen verkündete. Seine Adlernase war scharf gebogen, aber fein und edel geformt und ein langer grauer Bart umgab den unteren Theil seines Gesichts, während seiner frühern Uniform gemäß ein Feß die hohe kahle Stirn bedeckte. Trotz des Auffallenden seiner Erscheinung lag doch nichts von Prätension oder jener Charlatanerie darin, welche die Aufmerksamkeit auf sich ziehen will. Der Doktor war überdies kein unbekannter Mann, sondern selbst über das Corps, bei dem er gestanden, den Garde-Zuaven, hinaus von Offizieren und Soldaten wegen seiner aufopfernden Menschenfreundlichkeit und seiner großen Kenntnisse hochgeachtet und mehr unter dem Namen der „Mohrendoktor"

als unter seinem wirklichen bekannt. Bei der Auswechselung der Gefangenen nach dem pariser Frieden vom 30. März 1856 war er nicht nach Frankreich zurückgekehrt und hatte seinen Abschied genommen.

Dieser Mann war, wie erwähnt, nicht blos der stete Begleiter der Kunstreiterin und der Verwalter ihrer Geschäfte, sondern ersichtlich ihr väterlicher Freund, an dem sie mit großer Verehrung hing. Sein ernstes, abgeschlossenes Wesen, eine gewisse Schwermuth, die seine Züge verdüsterte, hielt die zudringlichen Elegants von Paris stets in genügender Entfernung und sicherte ihm selbst jede Rücksicht und Achtung.

Paris wimmelte zu dieser Zeit von Fremden, die hier die Saison verleben wollten. Aber nicht allein das Vergnügen, auch die Politik hatte ihren reichlichen Theil daran.

Die dreijährige Dauer des Krimkrieges hatte der vornehmen Welt Rußlands, die während der Saison gewöhnlich die pariser Salons füllt, dieses Eldorado des Genusses verschlossen gehalten. Der leichtfertige Hang des jüngeren Adels, der ohne Paris nicht leben zu können glaubt, hatte nicht wenig dazu beigetragen, verbunden mit dem Ruin des Handelsstandes, dessen Ausfuhr der Rohprodukte hauptsächlich nach England ging, die Friedenspartei in Petersburg zu stärken und ihr das Uebergewicht zu verschaffen.

Deshalb eilte Alles, was nur die russischen Grenzen verlassen konnte, sobald der Friede geschlossen war, nach Paris, um in den berauschenden Genüssen der Metropole das Versäumte nachzuholen. Diese förmliche Auswanderung wurde sogar auffallend von der Regierung begünstigt.

Eine große und wichtige Aenderung in den politischen Stimmungen und Stellungen begann sich geltend zu machen.

Zwischen Rußland und Oesterreich war seit dem Krimkrieg eine sichtliche Spannung eingetreten. Nicht nur das russische Kabinet, sondern auch das russische Volk klagte laut über die Undankbarkeit Oesterreichs, das — nachdem es 1849 durch Rußlands Beistand gerettet worden, — die Russen gegen die Engländer und Franzosen im Stich gelassen habe.

Das Wort des verstorbenen Fürsten Schwarzenberg war zur Wahrheit geworden — und es kostete Oesterreich eine seiner schönsten Provinzen, um deren Besitz deutsches Blut seit Jahrhunderten geflossen war.

In Rußland hatte überdies der Krieg eine weit geringere Animosität gegen Frankreich hervorgerufen, als gegen England. Jedermann fühlte, daß England der Feind war, den man im Osten auf dem Wege nach Indien — mochte dieser Weg über Constantinopel, Cabul oder den Amur gehen, — treffen mußte, und daß Frankreich bei dem Krieg, dessen Ruhm allein es davongetragen, ganz andere persönliche, keineswegs antirussische Zwecke verfolgt hatte.

So war denn der Umschwung im petersburger Kabinet wie im Volk zu Gunsten Frankreichs sehr erklärlich und wuchs mit jedem Tage.

Wenn durch die russiche Politik sich auch unverändert als Grundelement der Gedanke jenes Testaments Peters des Großen hinzieht, das vergeblich so vielfach geleugnet worden ist, so ist doch die sogenannte Tagespolitik — die Politik des Ministeriums neben der des Reichs — stets

eine der Nützlichkeit und der Interessen, die im Grunde so wenig Dankbarkeit und Gefühlsgründe kennt, wie die österreichische oder englische.

Diese Politik empfahl jetzt, Oesterreich zu schwächen und ihm Verlegenheiten zu bereiten, wie sie 1848 und 49 empfohlen hatte, ihm gegen den überwältigenden Sturm der Revolution beizustehen und es zu kräftigen.

Durch sein Verfahren in Warschau, Dresden und Olmütz und das stete Mißtrauen auf den durch materielle Institutionen wachsenden Einfluß Preußens in Deutschland hatte sich Oesterreich von diesem seinem natürlichsten Verbündeten getrennt und konnte offenbar nur im äußersten Falle auf seinen Beistand rechnen.

Der Krimkrieg hatte das große Ziel der napoleonischen Politik, die Sprengung der aus dem Blut der Schlachtfelder von der Beresina bis Paris erwachsenen heiligen Alliance, vollständig erreicht, ein Ziel, an dem vergeblich seit vierundzwanzig Jahren die Revolution ihre Zähne geübt.

Das wußten nicht nur Louis Napoleon, Graf Nesselrode und Lord Palmerston — das wußte auch ebenso gut die Revolution selbst.

Darum begann sie auf's Neue nach dem Krimkrieg mit frischem Muth und den wiedergewachsenen Köpfen der Schlange das Werk, ihre Interessen zwischen die Politik der Mächte einzuschieben gleich einem Keil, der anfangs treibt, zuletzt Alles sprengt.

Gleich dem Antäus wird sie, zu Boden — das heißt in das Volk zurück — geschleudert, stets dort wieder neue Kräfte saugen und zum Kampf zurückkehren. Nur indem

sie unter die Erde begraben oder in den Lüften, das heißt in der Bildung der Völker erstickt wird, ist sie zu besiegen.

Die Verständigung Rußlands mit Frankreich war schon bei den Verhandlungen des Friedens in Paris angebahnt worden und allein dem französischen Einfluß hatte es Rußland zu danken gehabt, daß es mit so geringen Opfern den Krieg beendete, obschon es in der Weigerung, den Bestand des türkischen Reichs in Europa zu garantiren, ganz offen das Grundprinzip seiner Politik bekundete und zu dem Traktat vom 30. März 1856 noch den Separat-Vertrag vom 15. April zwischen England, Frankreich und Oesterreich hervorrief.

Im September desselben Jahres ging die Kaiserin-Mutter von Rußland nach Nizza und wurde dort nicht blos von dem König von Sardinien, sondern auch von dem Kaiser mit Aufmerksamkeiten überhäuft, nachdem Graf Stackelberg, der russische Gesandte in Turin, sich offen dem sardinischen Premier Cavour angeschlossen und einen antiösterreichischen Kongreß italienischer Fürsten betrieben hatte.

Im folgenden Jahre brachte die Petersburg-Odessaer Dampfschifffahrts-Gesellschaft den Hafen von Villafranca käuflich an sich, was unter andern politischen Verhältnissen unmöglich gewesen wäre. Man gab dem Kauf anfangs den Schein, als handele es sich nur um Erwerbung eines Kohlenlagers, aber bald liefen russische Kriegsschiffe ein und es ward zur Station für die russische Flotte eingerichtet.

Im April 1857 besuchte der Großfürst Konstantin den

Kaiser in Paris und wurde mit den größten Ehren als vertrauter Gast aufgenommen.

Zur Begrüßung des Kaisers Alexander wurde der Prinz Napoleon nach Warschau gesandt, und einige Monate später, am 27. September 1857, fand jene Zusammenkunft des russischen Kaisers mit Louis Napoleon an dem ihnen Beiden verwandten Hofe zu Stuttgart statt, von der die Unterredung des Fürsten Trubetzkoi mit seinem petersburger Kollegen in einer der letzten Scenen unseres Buches „Zehn Jahre" handelt.

Wie zurückhaltend auch öffentlich das Begegnen der beiden Kaiser sein mochte — die privaten Verhandlungen waren sehr ausführliche und intime, und die spätere flüchtige Zusammenkunft des nordischen Herrschers auf der Rückreise mit dem Kaiser Franz Joseph in Weimar war eine russische Maske und ohne Bedeutung.

Jene Rückreise des Kaisers Alexander war es auch, auf welcher die traurige Krankheit eines der begabtesten und hochherzigsten Monarchen, welche die deutsche Geschichte, ja überhaupt die Geschichte der Völker gekannt hat, — die unheilbare Erkrankung König Friedrich Wilhelms IV. von Preußen am 24. Oktober zum Ausbruch kam.

Wenn je ein Monarch — nicht die Bewunderung, — aber die Liebe seines Volkes verdient hat, — wenn je einer Undank und Schmerzen geerntet für ein redliches Herz und den besten Willen, — so war es Friedrich Wilhelm IV. von Preußen.

Der Erbe einer großen Vergangenheit, ein warmes, offenes Herz, auf einem edlen und mächtigen Thron der

geistreichste Fürst seiner Zeit, war er allein ein zu rechtschaffener Mann und ein zu aufrichtiger Christ, um ein großer Monarch zu sein.

Wir glauben, daß das Herz des Königs nie sich ganz von dem Schlage hat erholen können, den es im März 1848 empfangen.

Wäre Friedrich Wilhelm IV. im Jahre 1848 und 49 mehr Monarch als rechtschaffener Mann gewesen, — das Königreich Norddeutschland streckte seinen Scepter jetzt von den Ufern des Niederrheins bis Memel, von der Eider bis zum Main.

In der ersten Abtheilung unseres Werkes ist bereits zur Genüge auf das Anerbieten hingedeutet worden, das ihm zwei Mal zur Theilung Deutschlands gemacht wurde.

Er war ein echter deutscher Mann — nicht ein Deutscher, wie die frankfurter mainzer Advokaten unter dem schwarz-roth-goldenen Aushängeschild ihn verstehen, sondern ein deutscher Mann voll Sitte und Rechtsgefühl. Tiefe und schwere Wunden hat die Bewegung der Zeit ihm geschlagen — noch tiefere und schwerere der Undank.

Wir schreiben keine Geschichte des hochherzigen Preußenkönigs, und sein Bild ist nur eines der vielen, die in dem Gange unserer Darstellung vorübergerollt sind. Der König und der Bürger — Friedrich Wilhelm und der Bonner Professor — jener deutsche Riese gegen die liberalen Hanswürste und Alleweltsregierer, die nach ihm kamen auf den Kathedern der alten Bononia — sind Beide heimgegangen, einer kurz nach dem andern, ohne sich nochmals

die Hand zu reichen, wie damals im Schloßgarten zu Charlottenburg am Tage der frankfurter Kaiser-Deputation.

Verstanden haben sie sich damals schon — jetzt sind sie auch vereint.

Auch in den letzten Jahren hatte den König manche Wunde getroffen, tiefer als die Kugel des wahnwitzigen Sefeloge. Der Tod seines kaiserlichen Freundes und Bruders auf dem russischen Throne, der bübische Verrath, der durch die Fahrlässigkeit seiner Vertrauten mit den geheimen Depeschen aus Petersburg getrieben worden war und in der preußischen Hauptstadt den Fall Sebastopols vorbereitete; — die patriotische aber ungeschickte Erhebung der neuenburger Royalisten und der schmähliche Ausgang dieser Sache — dieser unvertilgbare Flecken des Ministeriums Manteuffel — hatten einen tiefen Eindruck auf ihn gemacht und den Ausbruch der Krankheit befördert, zu welcher die reizbare und sensible Organisation seines Geistes sich neigte.

Die vertrauteste Umgebung des Königs weiß, daß namentlich die neuenburger Angelegenheit einen weit tieferen Eindruck auf ihn gemacht hat, als er bei den Verhandlungen darüber je zeigte und daß er selbst nur mit großem Widerstreben jenen für sein erhabenes Herz zeugenden, aber für die preußische Ehre schmachvollen Tractat vom 26. Mai 1857 unterzeichnete, durch welchen Preußen ganz zwecklos seinem königlichen Rechte auf ein altes Erbland entsagte, und für welchen der Erbe des Thrones dem Premier die Trümmer des zerbrochenen Stuhls vor die Füße warf.

Preußen war faktisch der einzige Staat gewesen, der durch

die Revolutionen von 1848 ein — wenn auch noch so kleines — Territorium eingebüßt hatte. Zur Wiederherstellung seines alten Rechts, das ausdrücklich durch die Londoner Traktate der europäischen Großmächte von 1852 und noch neuerdings bei den pariser Friedens-Verhandlungen anerkannt und ausgesprochen worden war, und zum Schutz seiner treuen Unterthanen wollte der König nach der Gefangennahme und Einkerkerung der Royalisten im Herbst 1856 die Waffen ergreifen und den Krieg an die Schweiz erklären.

Damals war es die Undeutschheit Württembergs, der niedere Undank Badens und die Politik Oesterreichs, welche, unterstützt durch die englischen Intriguen, dies verhinderten.

Namentlich war es Oesterreich, welches dem preußischen Einmarsche sich widersetzte; Rußland und Frankreich hielten sich neutral.

Was man immer auch gegen die österreichische Politik im Krimkriege sagen, wie sehr man ihr auch den Vorwurf der Undankbarkeit gegen Rußland machen mag, — Jedermann muß zugestehen, daß die österreichischen Staatsmänner für die Interessen ihres Landes handelten. Die russische Herrschaft an der untern Donau war der Ruin des österreichischen Handels und Einflusses im Orient. Die Klugheit und Nothwendigkeit gingen über eine moralische Verpflichtung.

Aber die gleiche Nothwendigkeit lag nicht in Bezug auf den preußischen Krieg gegen die Schweiz vor — und seine Politik von 1856 hat Oesterreich die Lombardei ge-

kostet, indem es sich seinem natürlichsten Alliirten entfremdete, den es so bald brauchen sollte.

Denn um den Horizont des mächtigen und so glücklich und geschickt geleiteten Kaiserstaates zogen mit jedem Tage ernstere Wolken empor.

Seit Jahrhunderten hatten Frankreich und Oesterreich ihre Rivalität an den Ufern des Ticino ausgefochten. Die Herrschaft Italiens lag in der Lombardei. Louis Napoleon brauchte für die Stimmung Frankreichs, das für seine tausend Millionen und seine 150,000 geopferte Menschenleben von der Dobrudscha bis zum Malakoff nur kriegerischen Ruhm, keine materiellen Vortheile gewonnen hatte, ein neues Ableitungsmittel.

Außerdem war Sebastopol bloß der erste Schritt zur Erfüllung der Erbschaft des Todten von Sanct Helena.

Ein Krieg am Rhein, so populair auch die Rheingrenze sein mochte, wäre ein zu gefährliches Spiel für die junge Macht des Kaiserthums an der Wiege des einjährigen kaiserlichen Kindes gewesen: Preußen, Oesterreich, England — und wenigstens die Neutralität Rußlands hätten ihm dort gegenüber gestanden.

In Italien jedoch war Oesterreich allein zu bekämpfen, Rußland rieb sich die Hände dabei, und England sah gleichgültig zu, nur auf schmutzige Handelsinteressen bedacht.

Ueberdies war hier das Feld so günstig, wie nirgend anderswo.

In keinem anderen Lande, selbst Frankreich und Polen nicht ausgenommen, hatten die politischen Leidenschaften von jeher ein so gewaltiges Spiel getrieben, als in Italien.

Der heißblütige, zu Intriguen und Verschwörungen geneigte Charakter des Volks, die Leidenschaftlichkeit seiner Frauen, die politische Zerrissenheit des Landes, die Auflehnung der Geister gegen den hierarchischen Druck, die Ueberfluthung und Unterdrückung mit Fremdherrschaft — Alles wirkte hier zusammen. Nirgends hat die Tyrannei, nirgends die Revolution ärger gewüthet. Der blutige Schatten der französischen Guillotine von 1792 verschwindet gegen die Ströme von Blut und Opfern, welche die Geschichte der italienischen Staaten gekostet hat. Was sind die Traditionen der Bastille gegen die Erinnerungen von Mantua, der Engelsburg und Sanct Elmo! Vom Hungerthurm Ugolino's bis zum vergifteten Dolche Grecos hat der Mord aus politischem Fanatismus in Italien seine Schule und seinen Heerd gehabt.

Die großen materiellen Vortheile, welche die österreichische Herrschaft in deutscher Kultur, deutscher Sorge und deutschem Fleiß der Lombardei gebracht, hatten zwar das materielle Wohlsein bedeutend erhöht, aber doch nicht den gleichsam mit der Muttermilch eingesogenen Haß gegen das Deutschthum auszurotten vermocht. Während die revolutionaire Propaganda in anderen Ländern grade in der Unzufriedenheit der untern Stände ihre Hauptstütze fand, waren es in Italien die Aristokratie und die wohlhabenden und gebildeten Stände, welche die eifrigsten Anhänger und Betreiber der Revolution blieben und fortwährend die blutige Saat ausstreuten.

Kein Land hat so hervorragende und unermüdliche Agitatoren der Revolution aufzuweisen, wie Italien.

Wir brauchen nur die Namen Mazzini und Garibaldi zu nennen, um das zu beweisen, den Mann der Pläne und der Intriguen, der in zäher Ausdauer ein langes Leben und einen an Hilfsmitteln reichen und vor keinem Mittel zurückscheuenden Geist an die Idee einer italienischen Republik gesetzt hat; und den Mann der kühnen, offenen That, der für das Ziel der selbstständigen und freien Nationalität seines Vaterlandes, den politischen Kreuzzug predigt und den Säbel in der Faust, an seiner Spitze schreitet, willig ein Leben auf dem Altar seiner Meinung bietend, das dem Andern ein kostbarer Schatz als nothwendig zum Erfolg ist.

Die Welt hat längst ihr Urtheil über die beiden Namen gesprochen, — die Geschichte wird es noch schärfer thun. Aber wie getrennt auch die politischen Meinungen, die Sympathien und Antipathien sein dürften, wie scharf auch der Verstand und die Erfahrung urtheilen mögen, die in politischen Entscheidungen eben so berechtigt sind, wie das Gefühl: den Tribut des Respekts vor der Konsequenz ihres Charakters und ihres Lebens kann selbst der entschiedenste Gegner diesen beiden Männern nicht versagen.

Man könnte ohne Bedauern, mit der Genugthuung des Verstandes, jene blutige Hand Italiens, den schwarzen Geist der letzten fünfundzwanzig Jahre zwischen den Mauern des Kufsteins vermodern sehen, aber man wird ihn stets für einen bedeutenden Menschen halten; — man kann jenes „Schwert Italiens" — nicht die lächerliche Fanfaronade Carl Alberts, sondern den gehärteten Stahl des Helden von Rom, — im Kampfe fallen sehen und den recht-

schaffenen Triumph des Siegers fühlen: — aber man wird niemals Giuseppe Garibaldi einen so kläglichen Untergang wünschen, wie der sardinische Dank von Aspromonte ihm drohte! —

Diese beiden Vertreter der Revolution waren es, welche seit der Niederlage von Neunundvierzig unablässig an den neuen Minen arbeiteten und die Katastrophe von 1859 vorbereiteten. Wir haben im Laufe unserer Erzählung mannigfach Gelegenheit gehabt, dem Leser einzelne Gestalten und Scenen dieser Agitation vorzuführen und müssen ihm jetzt, zur Uebersicht und Entwickelung des Folgenden einen kurzen Ueberblick über die Zustände in Italien geben, wie sie sich seit dem Niederwerfen der Revolution im Jahre Neunundvierzig gestaltet.

Louis Napoleon hatte noch immer seinen Fuß in Rom und auch nicht die geringste Lust, ihn fortzuziehen; denn der schlaue Erbe des Todten von Helena wußte sehr wohl, daß hierauf der französische Einfluß in Italien beruhte und daß bei einem Abziehen der französischen Besatzung sofort Oesterreich sich des vollen Protektoramts über den Kirchenstaat bemächtigen würde, dessen Legationen ohnehin als Gegengewicht gegen Frankreich österreichische Truppen besetzt hielten.

Ueberhaupt hatte der österreichische Einfluß in Italien wieder seine ganze Macht gewonnen, und auch die päpstliche Kurie hätte sich natürlich weit lieber unter dem Schutz der habsburgischen Bayonnete gesehen, als der eines so zweifelhaften, den Löwenantheil fordernden Verbündeten. Einer oder der anderen aber bedurfte sie unbedingt, denn

das Feuer der Revolution, durch die ungeschickten Gewaltmaßregeln der päpstlichen Herrschaft mehr geschürt als unterdrückt, glühte unter der trügerischen Decke im Kirchenstaat ebenso heftig weiter, wie in den Herzogthümern. Während Oesterreich in der Lombardei offen und soldatisch gegen die Revolution auftrat, hatte man im Kirchenstaat anfangs eine gewisse Milde zur Schau getragen, deren Versprechungen in keinem Stück gehalten wurden und der bald der Racheakt in der leidenschaftlichsten Weise folgte. Innerhalb eines Jahres wurden 1644 Personen hingerichtet, darunter in Sinigaglia, der Vaterstadt des Papstes, das verhältnißmäßig sich am ruhigsten während der Revolution gezeigt, in einem Monat — Oktober 1851 — vierundzwanzig! Alle Mitglieder der konstituirenden Versammlung von 1849, alle Beamte, welche der Republik gedient hatten, bis auf die Schreiber, die Offiziere und Unteroffiziere, zuletzt Alle, die sich an der Vertheidigung Roms betheiligt hatten, so weit man sie ermitteln konnte, wurden unter der blutigen Herrschaft Antonelli's — der seine alten Intriguen mit der Revolution vergessen zu machen hatte, — der früher erlassenen Amnestie unwürdig erklärt. Im Jahre 1854 gab es im Kirchenstaat, der etwa 2 Millionen 900,000 Einwohner zählte, 13,006 politische Gefangene, also auf 230 Bewohner einen; im Jahre 1855 zählte man 19,000 politische Flüchtlinge. Mit den versprochenen Reformen im Kirchenstaat trieben die französische und englische Politik und die Jesuitenpartei ihr willkürliches Spiel.

Pius IX. — jener Mann, dessen mißverstandener

Liberalismus eigentlich die Revolution in Europa entfesselte — hatte längst begriffen, daß seine Hand zu schwach war, sie wieder zu unterdrücken, und beschränkte sich nur auf seine geistlichen Funktionen.

In Neapel herrschte jene Gewaltherrschaft, die — in den richtigen Händen — allerdings für den größten Theil des italienischen Volkes nöthig ist und immer nöthig sein wird, — ohne Klugheit und am unrechten Orte aber ihr eigenes Fundament untergräbt und Drachenzähne sät. König Ferdinand II. — König Bomba! wie ihn die Revolution höhnend nannte — von Natur aus hart und finster, verstand es nicht, den Unterschied zwischen kräftiger Herrschaft und Despotie zu ziehen, und füllte durch eine schrankenlose Polizeiwirthschaft, aus der jenes entsetzliche System der Camora erwuchs: der Spionage und Willkür vom Minister bis zum Lazaroni herab, bloß die Bagnos. Daß er ein Mann von Energie war, zeigte seine Haltung während des Krimkrieges. Ausgesetzt jeder französischen und englischen Bedrohung, nahm er durch die Ausfuhrverbote gegen die Westmächte männlich und offen die Partei Rußlands.

Die russische Politik hat seinem Sohne, dem unglücklichen König Franz schlecht gedankt, als auf dessen Haupt sich die Folgen des unverständigen Systems seines Vaters entluden.

In Modena war nach der Rückkehr des Herzogs die Jesuitenpartei wieder am Ruder, im Parma herrschten despotisch die beiden Günstlinge des Herzogs, der später ermordete Gensdarmerie-Oberst Anviti und der frühere englische Stallknecht, spätere Baron Ward. Am wenigsten

hatte das Volk wohl Ursache in Toskana sich zu beklagen, wo der Großherzog Leopold eine milde persönliche Regierung übte, die ihm dennoch mit schnödem Undanke vergolten wurde.

Diesen Verhältnissen gegenüber wuchs in der Stille ein mächtiger und perfider Feind empor: der Ehrgeiz des Hauses Savoyen, das sich nicht scheute, seine Heimath zu verkaufen für den lüstern erstrebten Titel eines Königs von Italien.

Die Fanfaronade Carl Alberts hatte als das „Spada d'Italia" auf den Schlachtfeldern Custozza und Novara ein klägliches Ende unter dem ehernen Griff des greisen Helden Radetzki genommen, — aber die Sucht war geblieben.

Die Erinnerungen des ritterlichen Prinzen Eugen gehörten einem vergangenen Jahrhunderte an!

Schon lange wahrscheinlich wucherte in dem Herzen der Dynastie Savoyen der Gedanke, sich zur europäischen Großmacht zu machen und aus einer Mediatisirung oder Unterwerfung der italienischen Staaten und einer Vertreibung Oesterreichs ein Königreich Italien herzustellen, das heißt, die bescheidene piemontesische Königskrone mit einer Wiederherstellung des alten römischen Reichs vom Golf von Syrakus bis in die Alpen zu vertauschen.

Das „Königreich Italien" des ersten Napoleon, bei dem das Haus Savoyen so schlecht weggekommen war, hatte wahrscheinlich zuerst diese Idee angeregt, obschon dasselbe Haus Savoyen herzlich wenig zur Befreiung Italiens von der französischen Herrschaft gethan hatte. Aber man war bisher zu ohnmächtig gewesen, um diesen

ehrgeizigen Plan seinem Ziele näher zu führen und mußte sich darauf beschränken, im Stillen dafür zu wirken. Erst bei den europäischen Umwälzungen von 1848 trat man damit zum ersten Male hervor.

Der Versuch endete, wie oben gesagt, in kläglicher Weise. Er wäre schwerlich von dem Nachfolger Carl Alberts, dem König Victor Emanuel, diesem gekrönten Günstling der Revolution — so lange sie ihn brauchen wird! — wiederholt worden, wenn nicht ein überwiegender Geist dem brüsken, einseitigen und legèren Charakter seines Gebieters zu Hilfe gekommen wäre.

Dieser überwiegende, intelligente und kühne Geist war Camillo Graf Cavour, seit 1852 Minister-Präsident des Kabinets von Turin.

Man mag von dem Standpunkt der Nothwendigkeit, des historischen und staatlichen Rechts auch mit voller Befugniß dagegen kämpfen, ein verwerfliches, unmoralisches Prinzip ist das der Nationalitäten nicht. Hohe und edle Charaktere aller Zeiten sind dafür in den Tod gegangen und ganze Nationen haben für die Bewahrung ihrer Nationalität begeistert ihr Blut und Leben eingesetzt.

Es kommt nur darauf an, für welche engeren Zwecke der Kampf, und wie er geführt wird!

Niemand wird von Camillo Cavour an seinem Grabe niedrig denken und aus seinem Wirken für die Erhebung seines Königs und seines Landes ihm einen Vorwurf machen — während das Urtheil der Geschichte über seinen Herrn wahrscheinlich ein ganz anderes sein wird.

Camillo Cavour war 1809 als der Sohn eines reichen

von Carl Albert geadelten Getreidehändlers aus Nizza in Turin geboren. Er wendete sich frühzeitig den politischen und nationalökonomischen Studien zu und als ihn — ein Mitglied der Kammer und der gemäßigten Linken angehörig, — nach dem unglücklichen Ausgange des Krieges d'Azeglio in's Ministerium berief, sagte schon damals der König, dem es nicht an gesundem Verstande fehlt: „Sehen Sie denn nicht, daß dieser Mann Sie Alle ausstechen wird?"

Anfangs 1852 legte Cavour zwar wegen Differenzen mit seinen Kollegen das Portefeuille der Finanzen nieder, aber schon im Oktober trat er als Präsident des Conseils wieder ein und seitdem zeigte er offen die Aufgabe seines Strebens: die Unabhängigkeit und Einheit Italiens unter der Krone Savoyen.

Zwei Wege boten sich ihm zur Erreichung dieses Zweckes, da er wohl wußte, daß die eigene Macht der piemontesischen Regierung zu gering war: die Revolution und die Hilfe des Auslandes.

Der schlaue und kühne Staatsmann beschloß, beide Mächte für seine Zwecke zu benutzen und eine mit der andern in Schach zu halten.

Er stellte den König an die Spitze der italienischen Revolution und unterhandelte mit dem Ehrgeiz Frankreichs, dem Interesse Englands und dem Groll Rußlands.

Diese klug ersonnene und energisch ausgeführte Politik machte ihn zu einem der bedeutendsten und gefährlichsten Staatsmänner seiner Zeit.

Der erste Schritt auf diesem Wege war die geheime aber thatsächliche Verbindung des Turiner Kabinets mit

dem Heerde der revolutionairen Propaganda in London, mit Mazzini, Garibaldi und anderen Führern.

Der nächste, das Bündniß mit England und Frankreich im Krimkriege, oder vielmehr, um es mit deutscher Offenheit zu sagen, der Verkauf der sardinischen Hilfstruppen an die Westmächte in einem Kriege, an dem Piemont nicht das geringste Interesse hatte.

Die öffentliche Meinung des gegenwärtigen Jahrhunderts hat Zeter geschrieen über den Verkauf hessischer Regimenter an England zum Krieg gegen den nordamerikanischen Aufstand.

Wir möchten wissen, was der König Victor Emanuel, der „Hochherzige" und sein Premier anders gethan haben, als sie die sardischen Truppen in die Laufgräben vor Sebastopol sandten? Es war einer der perfidesten und bewußtesten Handel mit dem Blute des Volks, der je geschlossen worden. Aber freilich — er kam dem demokratischen Lärmen gegen Rußland zu Gute, und deshalb war er löblich und recht.

Die politische Moral ist eines der erbärmlichsten und unkonsequentesten Dinge in der Welt, denn sie hängt allein von dem Geschrei der Zeitungsschreiber ab. —

Mit dem Opfer fast seiner halben Armee erkaufte Sardinien seinen Eintritt in die Verhandlungen der Großmächte auf dem pariser Kongreß.

Unter dem Schutz seiner westmächtlichen Alliirten wagte es der sardinische Premier hier bereits offener mit seinen Plänen hervorzugehen. Cavour legte seine Denkschrift vor, in welcher er die Ruhe Europa's von der Lösung

der italienischen Frage abhängig machte, und von den Großmächten die Anerkennung der nationalen Einheit Italiens, die Verleihung liberaler Institutionen für das lombardisch-venetianische Königreich, die Entfernung der fremden Truppen aus dem Kirchenstaat und eine Intervention in Neapel und Sicilien verlangte.

Das Verlangen war verfrüht, aber es war die Bahn damit gebrochen.

Es ist erwiesen, daß zu dieser Zeit das sardinische Kabinet bereits in der engsten Verbindung mit den geheimen Gesellschaften stand, die durch Mazzini's Thätigkeit über ganz Italien verbreitet waren, und jede revolutionaire Bewegung und Vorbereitung in Mailand und Venetien, in den Herzogthümern, dem Kirchenstaat und Neapel materiell unterstützte, überall das Feuer und die Unzufriedenheit schürte und die auf Kosten jedes Rechts unter Diebstahl und Willkür geschaffenen liberalen Institutionen Sardiniens als das Eldorado politischer Freiheit rühmte.

Mit den Gütern, die man der Kirche gestohlen, wurde zugleich das Material zu dem künftigen Kriege gegen Oesterreich geschaffen und Alessandria zur Festung gemacht, die eine französische Landung decken konnte.

Der berechnende und kühne Minister öffnete Sardinien als Freistätte für alle Unzufriedenen und politischen Flüchtlinge, nicht blos Italiens, sondern auch aus dem ganzen österreichischen Kaiserstaat. Es lag nahe, daß er dadurch den Heerd der revolutionairen Bewegung in Italien nach Turin und Genua verlegte und mit leichter Mühe bei dem unruhigen, leidenschaftlichen Charakter des italieni-

schen Volks Italien in fortwährender Aufregung hielt und alle Maßregeln der Gegner vereitelte.

Vergebens besuchte der Kaiser Franz Joseph seine italienischen Staaten, gewann durch seine persönliche Erscheinung und Leutseligkeit die Menge und erließ im Januar 1854 eine Amnestie für politische Vergehen. Die fortwährenden Hetzereien und Verdächtigungen der sardinischen Presse, an denen selbst die Regierungsorgane ganz ungescheut Theil nahmen, vertilgten bald den Eindruck, und statt Reuiger zog die Amnestie nur altes Gift in's Land. In der Gesellschaft von Mailand und Venedig standen sich die Italiener und Deutschen auf das Schroffste entgegen und die Kluft wuchs täglich durch Rancünen aller Art.

Auch Pius IX. machte im Sommer 1857 eine Rundreise durch den Kirchenstaat und theilte unter die eifrigsten seiner Anhänger viele Belohnungen und an die Armen reichliche Almosen aus, von der Geistlichkeit überall mit den größten Ehrfurchtsbezeugungen empfangen, — aber der kirchliche Triumphzug ließ in dem Volk keinen Eindruck mehr zurück.

In Neapel hatte der junge König an den unteren Klassen zwar noch eine zahlreiche, aber desto unzuverlässigere Stütze. Von falschen finstern Rathgebern — selbst im Schooße seiner Familie — geleitet, schloß er sich grollend mit den Bewegungen der Neuzeit in den abgelegenen Palast von Caserta oder zwischen die Felsenwände von Gaëta und überließ es der Revolution, Armee und Volk zu bearbeiten. Die einzelnen Beispiele von Strenge halfen nichts mehr gegen die allgemeine Krankheit und unterdrückten nur hier

und da die zu Tage brechenden Symptome. Im November 1856 stellte sich in Sicilien der Baron von Bentivenga an die Spitze einer bewaffneten Schaar und wollte die Verfassung von 1812 wieder einführen. Er wurde überwältigt und hingerichtet; einige Wochen später büßte der Soldat Milano den Mordversuch auf den König bei einer Parade mit dem Strange. In der Nacht vom 4. zum 5. Januar 1857 wurde im Hafen von Neapel die Dampffregatte „Karl III." mit 70,000 der Regierung gehörigen Gewehren durch die Verschworenen in die Luft gesprengt — 90 Matrosen und Seesoldaten verloren dabei ihr Leben. Mazzini, obschon offiziell geächtet, trieb ganz offen und ungescheut in Italien sein Wesen und arbeitete auf die allgemeine republikanische Erhebung hin, deren sich das Kabinet von Turin im günstigen Moment zu bemächtigen dachte; und obschon alle Aufstände, während der Erreger stets geschickt sich bei Seite zu halten wußte, fast immer unglücklich für die Theilnehmer endeten, fachte das vergossene Blut den Fanatismus seiner Partei nur von Neuem an.

In Genua, Livorno und Neapel griffen die Mitglieder der geheimen Gesellschaften zu den Waffen — in Genua machte deren Besiegung der Regierung selbst Schwierigkeiten. Oberst Pisacane, der republikanische Freund Mazzini's, landete sogar mit einer Schaar Bewaffneter an der Küste von Neapel, wurde aber schwer verwundet gefangen genommen, nachdem die meisten seiner Anhänger gefallen waren.

Unter diesen Verhältnissen richteten sich natürlich die

Augen aller Parteien auf den Kaiser der Franzosen, denn die Intriguen des Kabinets von Turin wie die Dolche der Republikaner vermochten Nichts auszurichten, wenn er sich der Bewegung entgegenstellte.

Die Intriguanten, wie die Fanatiker wußten dies.

Aber dieses verschleierte Bild von Sais in dem politischen Leben der letzten 15 Jahre, dessen Schleier noch Keiner gehoben hat, ohne die Hand dabei zu lassen, schwieg noch immer.

Wir haben oben bereits ausgeführt, welche Aussichten und Nothwendigkeiten an den französischen Kaiser herangetreten waren — aber er ist nicht der Mann, seine Entschlüsse zu übereilen. Auch läßt sich nicht verkennen, daß in der letzten Zeit so manche andere bewegende Einflüsse auf ihn gewirkt hatten, denen er sich trotz aller Verschlossenheit nicht ganz entziehen konnte. Der Einfluß einer schönen Frau, noch dazu, wenn sie die Mutter eines Thronerben geworden ist, übt immer offen oder heimlich eine große Macht auch auf den stärksten Mann, und die schöne Kaiserin von Frankreich hatte diesen Einfluß bereits sehr befestigt.

Sie selbst unterlag gänzlich dem der Geistlichkeit und verlangte von ihrem Gemahl unter den heftigsten Scenen den Schutz des Papstes und der Kirche zum Besten ihres Sohnes.

Gegen die Kaiserin kämpfte auf der anderen Seite der Einfluß seiner alten Vertrauten — so weit ein Charakter gleich dem seinen überhaupt Vertraute haben kann, —

mit Drouin de L'Huys und Morny an der Spitze. Hiermit vereinigte sich das Drängen des turiner Kabinets.

Noch ein dritter gefährlicherer Factor bereitete in der Stille sein furchtbares Werk.

Wir haben den Leser in dieser politischen Uebersicht bis zu dem Augenblick geführt, in dem wir wieder die Erzählung der Begebenheiten selbstredend aufnehmen können.

Die Zeitungen und die Affichen hatten schon mehrere Tage vorher verkündet, daß heute Abend „Sennora Rositta" zum ersten Mal mit dem Jagdpferd „Matador" den berühmten Brückensprung ausführen würde.

Das kecke Wagniß in der Arena war bisher nur von einem einzigen Force-Reiter der berühmten Renz'schen Gesellschaft in Berlin ausgeführt worden, der dasselbe auch nur drei Mal versuchte und beim dritten Mal so unglücklich stürzte, daß er zeitlebens ein Krüppel blieb.

Das Wagniß bestand darin, daß auf einer quer über die Manège gebauten brückenartigen hohen Estrade der Reiter im Galop ansprengend eine 5 Ellen breite Kluft übersprang.

Die Grabensprünge der englischen Fuchsjäger sind Nichts gegen dies Wagniß.

Bei den steeple chase's ist der Reiter in Gefahr, indem er den Graben nimmt, daß sein Pferd den andern Rand nicht faßt, und mit ihm herabrollt, aber er hat fünfzig Chancen für sich; den Rasen, den Abhang, das Wasser, daß ihm das wenigstens nicht den Hals kosten

wird. Bei dem Sprung in der Manège aber muß die Distanz von einem der scharfen Holzränder zum andern glatt genommen werden, denn es ist von einem Nachhelfen des Pferdes mit den Hinterfüßen nicht die Rede, und auch nur ein Zollbreit zu kurz ist die Gewißheit des furchtbaren Sturzes und Ueberschlagens von Roß und Reiter zwischen den gefährlichen Holzmassen.

Dies war das Wagestück, welches die Programme des Circus in zweimaliger Ausführung von der ersten Reiterin Sennora Rositta angekündigt hatten.

Man kann sich denken, welches Aufsehen diese Ankündigung bei der Berühmtheit der schönen Centaurin und der Neugier der Pariser gemacht hatte. Der Cirque ist sonst nicht der Sammelpunkt der vornehmen Damenwelt, da die schlechte Einrichtung der Plätze, die keine besondere Logenreihe umfaßt, die Absonderung von der „Canaille" nicht besonders begünstigt; aber die Verdoppelung der Preise hatte diesmal schon zwei Tage vorher alle Plätze vergriffen gemacht, so daß man sicher sein konnte, auf den Bänken des Parquets nur Crême der Gesellschaft zu finden.

Die Champs Elysées waren demnach in der Gegend des Cirque schon vor Beginn der Vorstellung überaus belebt. Die Flaneurs und Gaffer füllten trotz der rauhen Luft, die der empfindliche Pariser keineswegs liebt, die ihres Blätterschmucks baaren Alleen; die Kaffeehäuser und Buden ringsum strahlten im hellsten Gaslicht und alle jene Typen des pariser Volkslebens drängten sich in bunten Gruppen zwischen den anrollenden Wagen und Equipagen vor dem Eingang.

Es war Abend des 13. Januar — Mittwoch.

Aus einem eleganten Miethswagen, der eben auf dem Platze hielt, stiegen zwei Herren und eine Dame. Beide Männer waren noch jung, etwa 24 Jahr — der eine höchstens zwei oder drei Jahre mehr — obschon das sonnverbrannte energische Gesicht mit einigen Falten der Erfahrung eines reichen abenteuerlichen Lebens dem flüchtigen Beschauer ihn noch älter erscheinen ließ. Er hatte die volle Elastizität der Jugendkraft mit den festen sicheren Bewegungen des in hundert Gefahren geprüften Mannes.

Der Mann trug elegante Civilkleidung, im Knopfloch das Band eines sardinischen Ordens, doch sah man ihm auf jedem Schritt den Soldaten an, auch wenn den trotzigen kühn geschnittenen Mund nicht der schwarze Bart beschattet hätte. Er hob mit großer Sorgfalt eine junge Frau von zierlichem Wuchs aus dem Wagen, die einfach aber geschmackvoll gekleidet war und sich schüchtern und zärtlich an ihn schmiegte, und reichte dann dem zweiten Herrn die Hand, um ihm behilflich zu sein, auszusteigen.

Dieser war im Gegensatz zu dem andern blond und von jener hellen Gesichtsfarbe, die seinen nordischen Ursprung bewies. Es war eine hohe schlanke Gestalt, größer als sein Freund, von edlen aristokratischen Formen. Eine leichte Blässe des Gesichts zeigte die Spuren einer überstandenen langen Krankheit und indem er ging, stützte er sich leicht auf einen Stock, da anscheinend ein Fuß noch einiger Sorgfalt und Hilfe bedurfte.

„Merci François," sagte der zuletzt Ausgestiegene. „Ich kann mir schon allein helfen und hätte große Lust,

ohne Weiteres die fatale Krücke zum Teufel zu werfen, die mich nun länger als ein Jahr plagt, wenn ich sie nicht Mama zu Gefallen noch behielte, die mich wahrscheinlich erst auf dem nächsten Opernhausball den Sturmgalop mitrasen sehen will, ehe sie mich für fix und fertig hergestellt erklärt. Führe Deine Frau hinein, indeß ich hier Posten stehe und meine Damen erwarte."

„Sie haben doch Ihr Bouquet nicht vergessen, Monsieur de Reubel?" frug neckend die junge Frau, indem sie den Arm ihres Gatten nahm.

Dieser lachte. „Da hast Du Deinen Stich, Otthon — Du siehst, meine kleine Frau hat scharfe Augen und hast Dir vergeblich zwei Stunden bei dem Restaurant Mühe gegeben, ihr vorzureden, daß allein die Hippologie und der Brückensprung Dich in den Circus führt!"

Der Angeredete erröthete bis über die offene kräftig gebildete Stirn. „Bah," sagte er — „Eure Pfeile treffen nicht. Man muß die Mode mitmachen, und statt meine Blumen an eine Eurer Tänzerinnen oder trillernden Sängerinnen zu vergeuden, ziehe ich den Sport vor."

„Parbleu — das Vergnügen kann man bei Tageslicht in Longchamps genießen," beharrte lachend der Andere, „und deshalb braucht man nicht seit acht Tagen jeden Abend sich seinen Freunden zu entziehen, um den Circus zu besuchen. Aber, Caramba! ich bin in der That neugierig, doch auch die gerühmte Schönheit zu sehen, und da ich drüben über'm Ocean Einiges vom Reiten gelernt habe, so denk' ich ein Urtheil zu haben, ob sie wirklich den Ruf der modernen Centaurin verdient! — Laß uns eintreten!"

„Hier sind die Billets," sagte der Blonde. „Führe Madame auf ihren Platz, ich will meine Mutter und Schwester hier erwarten."

„Das ist schön von Ihnen, Monsieur de Reubel," sprach die junge Frau, ihm die Hand reichend, „daß Sie uns die Freude gemacht haben, Ihre liebe Familie einzuladen. Sie wissen gar nicht, wie lieb ich Mademoiselle habe. Wenn sie nur nicht gar so ernst und immer traurig wäre!"

Die Stirn des jungen Mannes überflog ein dunkler Schatten. „Jeder im Leben hat seinen Antheil an den Schmerzen und Täuschungen desselben," sagte er ernst. „Auch sie ist nicht davon verschont geblieben und die Zeit, von der wir Vieles hoffen, scheint keinen Einfluß darauf zu haben. Sie erträgt fest und muthig, was sich nicht ändern läßt, und ich liebe sie deshalb um so mehr. Wenn Sie wüßten, eine wie treue Pflegerin sie mir während des Sommers und Herbstes in den Pyrenäenbädern gewesen ist, Sie würden erst recht ihren Werth erkennen. Sie kam in der That fast der lieben Samariterin gleich, die uns Beide mit solcher Engelsgeduld während des traurigen Krankenlagers in Neuchâtel pflegte, und aus zwei Feinden, die sich alle Mühe gegeben hatten, einander den Hals zu brechen, zwei Freunde für's Leben gemacht hat."

Er reichte seinem Begleiter die Hand und sah ihm treuherzig in das dunkle Auge, das seinen Blick lebhaft erwiderte.

„Das ist ein Kapitel von Lobsprüchen, lieber Freund," sprach die Dame, „auf das Ihnen längst verboten ist

zurückzukommen. Das Wenige was ich thun konnte, war nur eine geringe Lösung meiner Schuld und ich danke Gott täglich auf meinen Knieen, daß er mich zum Werkzeug gemacht hat, zwei brave Herzen sich finden zu lassen, die sich im trotzigen Männerhaß den Tod geben wollten. Hab' ich doch eigennützig den besten Lohn mir gewonnen, indem eines dieser Herzen das Eigenthum der unbedeutenden Krankenwärterin geworden."

Sie hatte sich an den Gatten geschmiegt und sah zärtlich zu ihm empor. Sein Arm drückte liebevoll den ihren — der kecke, kühne Abenteurer, der auf Land und Meer hundert Mal mit dem Tode gespielt hatte, war so sorgsam und zärtlich mit der kleinen Frau, wie eine Mutter mit dem Lieblingskind.

„Und rechnen Sie das Herz des Anderen, des dankbaren Freundes für Nichts?"

„O, gewiß," sagte sie, rasch wieder in die fröhliche Laune zurückfallend. „Aber eben darum wünsche ich desto eifriger, daß dies liebe brave Herz des Freundes ein anderes findet, mit dem es so glücklich wird, wie Ihre kleine Freundin ist. Deshalb sollte es mir doppelt leid thun, wenn er wirklich mit einer schönen Kunstreiterin davon galopirt wäre, denn die Damen sollen grade nicht in dem Ruf großer Treue stehen. Aber — nous verrons! ich werde prüfen, als wäre ich Ihre zweite Mutter!"

Die Grandezza stand der kleinen jungen Frau so komisch, daß beide Männer sich nicht enthalten konnten, zu lachen. Die Drei hatten sich wieder dem Eingange des Circus genähert, von dem sie sich einige Schritte nach den

Baumgruppen hin entfernt hatten, und Otto von Röbel forderte die Freunde nochmals auf, einstweilen ohne ihn einzutreten.

Nachdem dies geschehen, blieb der junge Mann an der Seite des Portals stehen, mit jenem Interesse die Anfahrenden und Eintretenden betrachtend, das immer die lebhaften wechselnden Scenen vor den Theatern und öffentlichen Lokalen in der Weltstadt für den müßigen Fremden haben.

Es waren in der That die beiden ehemaligen Feinde, die jugendlichen Vertreter und Enthusiasten des Königthums und der Revolution, welche unsere Scene so einig dem Leser vorgeführt hat, nachdem wir sie in der zweiten Abtheilung unsers Buchs in jenem schrecklichen Augenblick verließen, als der junge Preuße bei der Vertheidigung der Fahne seines Königs auf dem Thurm des Schlosses von Neuchâtel, von einer meuchlerischen Kugel verwundet, den ihm zu Hilfe springenden Feind, den Kapitain Laforgne, umfaßt und mit sich in den furchtbaren Sturz gerissen hatte.

Wir haben damals angedeutet, auf welche Weise der junge Handwerker mit der Fahne seines Landesherrn von dem belagerten Thurmplateau entkommen war. Wir können hier gleich beifügen, daß es ihm in der That gelang, durch die nächste Luke den Dachboden zu erreichen und sich so lange versteckt zu halten, bis er sich unbemerkt unter die Republikaner mischen und in dem wüsten Treiben und Drängen das Schloß verlassen konnte.

Es geschah jedoch nicht eher, als bis er sich von dem

Schicksal seines hochherzigen Gefährten in der Fahnenwache überzeugt hatte.

Der Schutzgeist der Kühnen und Tapferen hatte seine Hand ausgestreckt und die beiden Feinde auf seinen Flügeln getragen.

Das schiefe Dach, auf das sich André Droz, der Milchbruder des Fräuleins von Creuxdevent an der Stange des Blitzableiters und der Rinne niedergelassen, befand sich etwa 20 Ellen unter der Oeffnung des Thurms, aus dem der Preuße und sein Gegner stürzten.

Beide hielten sich bei dem schrecklichen Fall fest umschlungen und fielen so auf das Dach, auf dessen ziemlich steilen Senkung sie niederrollten.

Nach der alten Bauart war das Dach sehr hoch und endete über dem zweiten Stock. Der Theil, auf welchen die beiden Kämpfer des Königthums und der Republik gefallen waren, ging nach dem inneren Hof.

Bei dem Lärmen des ersten Angriffs und dem Toben der Montagnards hatte Niemand anfangs auf den Kampf geachtet, der in dem Thurm stattgefunden. Erst als durch den Pistolenschuß in der Höhe einer der Republikaner aufmerksam geworden, nach oben blickte und in der Helle der Morgendämmerung, denn es war grade um Sonnenaufgang, die beiden ringenden Gestalten auf dem gefährlichen Standpunkt sah, hatte sein Ruf die nächsten Gruppen aufmerksam gemacht, und einige Augenblicke ruhten der Haß und die Brutalitäten, welche die Uebermacht an den Besiegten verübte — und Alles starrte regungslos empor.

Einen Moment noch — und ein allgemeiner Aufschrei begleitete den schrecklichen Sturz.

Mit Blitzesschnelle — von keiner menschlichen Hilfe mehr zu halten — rollte das eng verschlungene Paar nieder — jetzt schlug es an der Dachtraufe auf und schnellte hinaus in die Luft.

Ein zweiter Aufschrei der Menge — im nächsten Augenblick glaubte man die zerschmetterten blutigen Körper auf den Quadern des Hofes zucken zu sehen.

Aber der Schutzengel der Kühnen breitete seine Flügel.

Etwa zehn oder zwölf Schritt von der Mauer entfernt, im Innern des Hofes, steht noch jetzt ein alter mächtiger Nußbaum, der seine breiten Aeste und Zweige bis an die Fenster des ersten und zweiten Stockwerks des Schlosses hinauftreibt.

Die zähen Zweige waren dicht belaubt, zwischen den Blättern schimmerte die grüne Frucht.

Als die beiden Körper hinaus in die Luft schnellten, schlugen sie in die oberen Zweige des Baumes. Die Zweige und leichten Aeste brachen zusammen unter der Last, aber ihre natürliche Elastizität brach zugleich die Wucht des Falls.

Zerschunden, zerrissen, zerfetzt fielen die beiden Körper durch die oberen Zweige auf die tieferen, stärkeren nieder und hier gelang es dem Kapitan, der selbst in dem schrecklichen Sturz nicht die Geistesgegenwart verloren hatte, mit dem freien Arm einen Ast zu umschlingen.

Dies brach vollends die Macht des Falls, obgleich von dem gewaltigen Ruck ihm der Arm aus der Achsel sich renkte.

Die Aeste, die sie hielten, senkten sich mit der Doppellast nieder, und langsam glitten — noch immer fest umschlungen — die beiden Körper auf den Boden nieder.

Jetzt erst sprangen die Nächststehenden, als wären sie von einem Bann erlöst, herbei und bemühten sich, die blutbedeckten Männer aufzuheben und zu trennen, was keine leichte Sache war, da die Arme des leblosen Preußen fest und krampfhaft um den Nacken seines Gegners geschlungen waren.

Schon hob einer der Montagnards, ein roher, wüster Bursche, seine Büchse, um den Kolben auf den Schädel des Bewußtlosen zu schmettern, als ein drohender Blick aus dem mit Blut überströmten Antlitz des Garibaldiens ihn traf.

„Zurück, Schurke, oder Du sollst es büßen! Seid Ihr Henker oder Kämpfer der Freiheit? Mit meinem eigenen Leben will ich den wackern Burschen schützen!"

Zum Glück kam in diesem Augenblick der Oberst der Indépendants Denzler selbst herbei, der mit eigner Lebensgefahr sich der Wuth der fanatischen Montagnards nach der Einnahme des Schlosses wiederholt entgegen geworfen hatte, um die Gefangenen zu schützen, was ihm — zur Schmach der republikanischen Partei — vielfach nicht einmal gelungen war.

Der Oberst befahl, den Kapitain Laforgne aufzuheben und in eines der nächsten Zimmer des Erdgeschosses zu tragen, bis ein Arzt herbei geschafft worden, und da der Abenteurer mit Bestimmtheit verlangte, daß gleiche Hilfe auch seinem Gegner zu Theil werde, sah man sich veran-

laßt, auch den noch immer bewußtlosen Körper des Royalisten nach dem Gemach zu bringen.

Einem der in Folge einiger Verwundungen der Republikaner — denn um die Wunden der Besiegten kümmerte man sich nicht — herbeigeholten Aerzte gelang es durch Anwendung starker Salze, den jungen preußischen Edelmann wieder in's Leben zurückzurufen. Die Untersuchung ergab, daß er den linken Fuß gebrochen und außerdem verschiedene Verletzungen erhalten hatte. Die schwerste und gefährlichste Wunde aber war die, welche durch den Pistolenschuß im Thurm ihm zugefügt worden war; denn die Kugel war in seine Seite gedrungen und die Blutung so heftig, daß sie ihm das Bewußtsein geraubt.

Auch Kapitain Laforgne war nicht ohne schwere Verletzungen davon gekommen. Er hatte außer der Verrenkung des Arms eine schwere und tiefe Wunde an der Stirn, den Bruch zweier Rippen und so gefährliche Quetschungen davon getragen, daß er sich nur mühsam bewegen konnte.

Bei der geringen Beachtung, welchen die Sieger im Taumel der politischen Erbitterung in den ersten Tagen dem Zustand der Besiegten widmeten, hätten die schweren Verletzungen des jungen Preußen gewiß einen tödtlichen Ausgang genommen, denn seine Freunde waren nicht in der Lage, sich um ihn zu bekümmern, wenn nicht ein eigenthümlicher Umstand ihn gerettet hätte, der zugleich seinem Gegner zu Gute kam.

Der brave André Droz, jener junge Handwerker, der sich ihm im Auftrag des Lieutenant von Meuron zur Mitbewachung der Fahne angeboten oder vielmehr aufgedrun-

gen und sie so kühn und glücklich gerettet hatte, verließ nach seinem Entkommen aus dem Versteck, wie bereits erwähnt, das Schloß nicht, ohne sich um das Schicksal seines Gefährten bekümmert zu haben.

In der Aufregung und der Verwirrung, die noch herrschte, und die durch die zuströmenden Neugierigen noch vermehrt wurde, war es ihm leicht, nachdem er alle Abzeichen des royalistischen Kämpfers klüglich beseitigt hatte, unerkannt aus dem Gespräch der Gruppen das Geschehene zu erfahren.

Er wußte freilich nicht, wie er hier helfen sollte und mußte eilen, sich selbst seiner gefährlichen Lage zu entziehen und das anvertraute Pfand in Sicherheit zu bringen, als ihm außerhalb des Thors, unter der gaffenden Menge, welche die Trümmer der Barrikade und die Leiche des treuen Wächters derselben umstand, grade der Mann entgegentrat, nach dem Herr von Röbel ihn im Thurm befragt hatte.

Blitzschnell fuhr ihm der Gedanke durch den Kopf, daß er noch im Besitz der Karte war, die ihm der junge Preuße gegeben in dem Augenblick, als der Sturmruf der Republikaner erklang.

Er suchte sie in seiner Tasche — er fand sie in der That, und trat hinter den alten Mann, dessen Name darauf stand.

„Vater Aimard — auf ein Wort!"

Der Alte wandte sich um. „Sehr gern, mein Junge — aber ich will in meinen Sünden vergehen, wenn das nicht . . ."

„Still, Vater Aimard — kommt einen Augenblick mit mir, ich habe Euch Etwas zu sagen.“

Der Mann folgte ihm nach der Gartenmauer hin. „Was ist's, André Droz, soll ich Dich etwa aus der Klemme ziehen? Denn sicher warst Du doch bei Denen da drinnen. Aber Du mußt wissen, daß ein armer alter Mann, wie ich, nicht mit der Politik sich beschäftigt. Ich kann Dir nur den Rath geben, Dich so rasch wie möglich aus dem Staube zu machen; denn trotz des Tuchs, das Du um das Auge gebunden, wird man Dich sicher erkennen. Es ist gefährlich heute.“

Der Handwerker reichte ihm die Karte. „Das ist Alles, was ich von Euch will — ich werde mir schon selbst helfen. Für mich geb' ich Euch das Ding da nicht, wenn's überhaupt Etwas nützen kann.“

Der Alte hatte die Karte anfangs gleichgültig in die Hand genommen; er hatte sie aber kaum betrachtet, als sein verschmitztes Gesicht plötzlich den Ausdruck unverholenen Erstaunens zeigte und er den Handwerker anstarrte.

„Um Himmelswillen, Junge — wie kommst Du zu der Karte? — ich sehe, daß sie von einem alten Freund von mir ist. Komm hierher, laß uns etwas weiter abgehen von dem Volk, das nicht zu hören braucht, was wir miteinander reden. Wo hast Du die Karte her, aber sage die Wahrheit, und ich will Dir aus der Klemme helfen, in der Du steckst!“

„Ihr mögt vor Allem dem Herrn helfen, der mir die Karte gegeben hat, wenn ihm überhaupt noch geholfen werden kann.“

„Wer ist's — sprich!"

„Ein junger Offizier aus Berlin, ein Freund des jungen Herrn von Meuron."

„Aus Berlin? — das stimmt. Wo ist er — hat er sich thörichter Weise auch an dem Narrenstreich betheiligt und ist gefangen?"

„Nennt es nicht einen Narrenstreich, alter Mann," sagte der Handwerker unwillig, „wofür bessere Leute als Ihr und ich willig ihr Blut hingegeben, wenn auch der Erfolg leider diesmal nicht mit der gerechten Sache war. — Der Offizier, der mir vor einer Stunde die Karte gegeben, denn nach Allem, was ich von ihm gesehen, muß er ein Offizier sein, wenn er auch keine Uniform trug, ist gefangen, aber zum Tode verwundet dazu. Er hat sich mit einem der republikanischen Schurken aus dem Fenster des Thurms herab in den Hof gestürzt, statt sich zu ergeben."

„Der Rasende! — ich habe davon gehört!"

„Er ist schwer verwundet, aber nicht todt. Ein glücklicher Zufall hat ihn geschützt. Jetzt liegt er in einem Zimmer des Erdgeschosses mit dem Feinde zusammen, mit dem er den Luftsprung gemacht, und wenn Ihr ihm auf dies Dings da noch helfen wollt und könnt, thätet Ihr wirklich ein gutes Werk, Meister Aimard."

Der Andere dachte einige Augenblicke nach, dann sagte er langsam: „Ich habe Dir bereits gesagt, daß die Karte von einem alten Freunde kommt, und deshalb will ich sehen, was ich thun kann, so weit es in meinen Kräften steht und mich nicht compromittirt. Auch Du sollst nicht

vergessen sein. Kennst Du den Bäckerladen des Meister Tenelli?"

„Des Welschen? gewiß!"

„So sieh zu, daß Du Dich unerwischt bis dahin stiehlst, geh' in den Laden und sage dem Mann oder der Frau, ich, der alte Cölestin Aimard, schickte Dich und sie sollten Dich bei sich behalten, bis ich selbst käme. Mach', daß Du fort kommst, denn der Weg da ist eben ziemlich frei. Ich hoffe, Du kennst die Parole bei den Wachen?"

„Nein!"

„Murten — und nun brauche Deine Beine und Deinen Verstand, wenn Du ihn nicht da im Schloß gelassen hast."

Der junge Uhrmacher mit dem Namen der berühmten Familie ließ es sich nicht zwei Mal sagen und machte sich davon.

Der freundliche Leser, welcher sich unseres Buchs „Sebastopol" erinnert, ist dem jungen Royalisten an dessen Schluß in jener Scene begegnet, als König Friedrich Wilhelm IV. die letzte Rose von Charlottenhof gegen das Vergißmeinnicht von Sebastopol eintauschte. Ja wahrlich — daß er damals fest und treu nach des Vaters Testament zu dem kaiserlichen Freunde gehalten — das wurde ihm im Rath der feindlichen Kabinete, die vergeblich um seinen Beistand geworben, bei der Neuenburger Gelegenheit nicht vergessen!

Der Schankwirth aus Serrières betrachtete nochmals kopfschüttelnd die Karte, die für ihn eine gewichtige Empfehlung, wenn nicht ein Befehl zu sein schien, dann steckte er

sie in die Tasche und schloß sich dem Menschenstrom nach dem Schloß an, der durch das Thor ab- und zuzog.

Mit der ruhigen katzenähnlichen Schlauheit und Vorsicht, die ihm eigen, hatte er, bevor er noch das Zimmer erreichte, in welches man die beiden Verwundeten gebracht, schon den ganzen Vorgang so ziemlich erkundet, wenigstens Alles, was er zu wissen nöthig hatte für seinen Zweck.

Als er mit Andern in das Gemach trat — es war der Sitzungssaal des großen Raths, der mit den Wappen und Namen der Gouverneure von Neuchâtel seit zwei Jahrhunderten geschmückt ist, hatte eben der Doktor einen flüchtigen Verband der beiden Leidenden vollendet und erklärte, daß wenn ihr Leben erhalten werden sollte, sie so rasch als möglich aus diesem unruhigen Trubel an einen stillen Ort geschafft werden müßten, wo ihnen sorgfältige Pflege zu Theil werden könnte.

Vater Aimard nahm die Gelegenheit sofort beim Schopf, um sich als guter Bürger der Republik zu erbieten, einen so ausgezeichneten Streiter derselben, wie den jungen Kapitain in sein Haus zu nehmen, und da er gehört, daß dieser in seiner Großmuth für seinen Gegner, obschon dieser ein gottverdammter, verrätherischer Preuße sei, die gleiche Pflege verlange, — diesem Eigensinn zu willfahrten und aus christlichem Gemüth auch diesen mit nach seinem stillen Hause zu führen und dort kuriren zu lassen.

Der Arzt und wer etwa sonst sich anmaßte, mit zu sprechen, waren herzlich froh, auf diese Weise die beiden Kranken los zu werden, und da Niemand einen Widerspruch erhob, vielmehr der alte Schankwirth auf die Meisten

einen besonderen Einfluß zu üben schien, so erreichte er ohne Weiteres seinen Zweck und kehrte bald mit vier Männern mit zwei Tragen nebst Decken und Kissen zurück, auf welchen die beiden Kranken fortgeschafft werden konnten.

Monsieur Aimard schien eine ganz besondere Sorge für sie zu empfinden, denn er hatte sich den geschicktesten Arzt von Neuchâtel ausgesucht, der sie nochmals sorgfältig untersuchen und verbinden und versprechen mußte, noch im Laufe des Tages in Serrières einzusprechen. Der alte Fuchs spielte dabei ganz seine Republikaner-Rolle, als gälte all' sein Eifer dem verunglückten Garibaldien, während dieser doch blos den Schild für seinen anderen Gast abgab.

Erst kurz vorher, bevor er mit den beiden Kranken aufbrach, schien sich der Schankwirth seiner Verwandten zu erinnern, die ja in der Familie des Kastellans sein mußten, und die er wahrscheinlich glaubte, gut zu der Krankenpflege gebrauchen zu können. Da er aber auf seine Erkundigungen erfuhr, daß sie nicht mehr im Schloß sei, glaubte er sie bereits in seiner Wohnung zu finden und brach mit den Verwundeten auf, indem er nicht vergaß, unterwegs den jungen Handwerker mitzunehmen, den er von Serrières am andern Tage nach seiner Heimath schaffte.

Serrières ist eigentlich eine Vorstadt Neuchâtels, so unmittelbar stößt es an dasselbe und zieht sich in einer spärlichen Reihe von Häusern an der Chaussee zwischen den Weinbergen den See entlang.

In dem Hause des alten Aimards, das geräumiger und bequemer eingerichtet war, als es äußerlich den Anschein hatte, fanden die beiden Verwundeten endlich Ruhe.

Auf das Verlangen des Kapitains wurden sie in demselben Zimmer untergebracht, obschon der Hausbesitzer gern sie getrennt hätte, um von dem ihn durch jene Karte überwiesenen Schutzbefohlenen, sobald er wieder zu einigen Kräften gekommen wäre, Näheres über den Besitz der Empfehlung erforschen zu können.

Wir haben bereits in der Unterredung des Handwerkers mit dem Wächter der Fahne angedeutet, daß der Vater Aimard in dem Rufe stand, mit den Jesuiten in dem nahe belegenen Freiburg und Luzern geheime Verbindungen zu haben. Dies erklärt der Eifer, mit dem er der Empfehlung oder vielmehr dem Befehle Folge leistete, welche die Karte des Kommissionsraths durch ein geheimes Zeichen ihm gegeben hatte.

Der Schankwirth ärgerte sich, seine Nichte — die er nur gezwungen, um das Gerede der Leute willen, als arme entfernte Verwandte bei sich aufgenommen hatte und die seine Wohlthaten bitter genug zu hören bekam, — noch immer nicht anwesend zu finden und schalt auf sie; aber bei der Verwirrung, die noch allgemein herrschte, waren Erkundigungen in diesem Augenblick unmöglich einzuziehen.

Der Einzige, der ihm hätte Auskunft geben können, Kapitain François, lag jetzt im Wundfieber. Selbst in diesem Zustande zeigte er noch fortwährende Besorgniß um seinen Gegner, und weigerte sich, ärztliche Hülfe anzunehmen, bis diese erst jenem zu Theil geworden. Der Zustand des jungen preußischen Edelmanns war in der That weit gefährlicher. Die Schußwunde hatte eine schwere Blutung herbeigeführt und durch den furchtbaren Sturz

war sein ganzes Nervensystem so gewaltig erschüttert, daß der Arzt, der am Nachmittag kam, wenig Aussicht auf die Erhaltung seines Lebens gab und diese jeden Falls von der sorgfältigsten Pflege abhängig machte.

Unter diesen Umständen war Monsieur Aimard eigentlich herzlich froh, als am andern Morgen plötzlich seine junge Verwandte wieder erschien, obschon er nicht unterließ, sich äußerlich sehr zornig über ihre Abwesenheit zu stellen. Das junge Mädchen gab, der Wahrheit gemäß, ohne deshalb die ihr anvertrauten Geheimnisse zu verrathen, an, daß sie von der Besetzung des Schlosses durch die Royalisten erschreckt aus demselben geflohen sei und eine Gelegenheit benutzt habe, um über den See zu flüchten.

In der That hatte sie den Muth gehabt, die Fahrt über den See in dem Kahn des Präfekten zu machen, ein Unternehmen, das bei den so häufig wechselnden Windströmungen der Schweizer See'n zu keiner Zeit ungefährlich ist, und war glücklich in Cudrefin gelandet. Von dort hatte sie sich eiligst nach Murten bringen lassen und mit dem Telegraphen die ihr anvertraute Nachricht des Präfekten nach Bern gesandt, so wie die Zeilen des Kapitains durch einen Boten folgen lassen.

Sie selbst hatte sich nicht entschließen können, nach Bern zu gehen, obschon ihr dort Unterkommen und Schutz verheißen war, ja es litt sie nicht ein Mal in Murten, sondern trieb sie nach Cudrefin und Yverdon, dem Stationsort des Dampfschiffs von Neuchâtel zurück, um Nachrichten von da zu hören.

Mit Angst und Sorgen hatte sie dort jeder durch das

Gerücht in's Unendliche übertriebenen Kunde gelauscht, und als endlich am zweiten Tage die Nachricht von der Ueberrumpelung der Royalisten durch die Montagnards und Independants mit der Erzählung eines ganz erschrecklichen Blutbades herüber gekommen war, als von mehreren Seiten eidgenössische Truppen herbei eilten und die Fama von dem entsetzlichen Tode zweier Führer der beiden Parteien, die sich vom Thurme gestürzt, mit den grellsten Ausschmückungen brachte — war ihre Angst und Besorgniß auf's Höchste gestiegen, und sie benutzte die erste Gelegenheit, nach Serrières in das Haus ihres Verwandten zurückzukehren, um irgend wie von dem Schicksal der beiden Gegner Sicheres zu erfahren, denen sie eine so innige Dankbarkeit und Neigung zollte.

Um so überraschter war sie, in dem Hause ihres Verwandten, das bisher ihr nur ein sehr trauriger Aufenthalt gewesen war, jene Beiden, an die sie so viel und mit solcher Angst ihres Herzens gedacht hatte, zu finden.

Der alte Aimard kannte zu gut den wahren Werth des Mädchens und ihr stilles Sorgen und Schaffen, als daß er sich nicht hätte im Stillen zu ihrer Rückkehr Glück wünschen sollen, wenn er auch äußerlich sie auf das Härteste ihr drückendes Verhältniß fühlen ließ. Der Kapitain aber war hocherfreut, in der Verwandten des Wirths, die ihre Pflegerin sein sollte, seinen Schützling und seine Befreierin wieder zu finden, von der er sich so schwer getrennt.

Nur Frauen verstehen es, mit jener Sorgfalt und Aufmerksamkeit am Krankenbett zu walten, die mehr als alle Kunst des Arztes leistet, und wo die Liebe noch die

sorgende Hand führt, das wachende Auge offen hält, wo das Herz betheiligt ist: da hat Gott der Herr die Kraft seiner Wunder in diese Sorge gelegt und der magnetische Strom der Liebe beruhigt die entfesselten Geister des Fiebers.

In dem Umgang seines alten Führers und Helden hatte zwar oft der junge Abenteurer die Proben heroischer Gatten- und Mutterliebe vor Augen gesehen, er war der Zeuge des Opfertodes jener muthigen Frau, die dem Mann ihrer Wahl über's Meer und in den Donner der Schlachten gefolgt war, in den Bergen von Rimini gewesen, aber niemals hatte bisher die wilde Abenteuerlichkeit seines Lebens, das Umherschweifen über Land und Meer, der wilde phantastische Kampf in des Pampas der Laplata, wie in den Blutströmen des italienischen Revolutionskrieges ihm Gelegenheit geboten, in stiller friedlicher Häuslichkeit das Wirken und Schalten eines edlen hingebenden Frauenherzens zu beobachten.

Wie das junge Mädchen von ihm zu seinem hilflosen, im Fieber rasenden und von der fernen Mutter und Schwester phantasirenden Gegner ging, wie sie ihm ein freundliches Wort sagte und jenem die kleine Hand auf die fiebernde Stirn legte oder ihn gleich einem hilflosen Kinde wartete — wie sie so aufrichtig und fromm zu Gott vertraute, daß er ihre Mühen nicht vergeblich sein lassen werde — wie sie den harten Druck ihres Verhältnisses im Hause, schlechter als das einer Magd, die ihre Rechte hat, ohne Widerspruch ertrug — wie er sah, daß die Thräne in ihrem Auge zum strahlenden Tropfen der inneren Freude

wurde bei jedem Dienst, den sie ihm selbst leisten konnte, — da kam ein neues Element, ein neues Gefühl und Denken und Sehnen in sein bisher so unruhiges Leben. Schon damals, als er sie, ein halbes Kind, unter so entwürdigenden Umständen aus der tiefsten Noth in Berlin rettete, hatte grade der Schutz, den er, selbst noch so jung, einem fremden hilflosen Wesen leistete, ein ganz eigenthümliches Interesse in ihm wach gerufen, das sich durch die geheimnißvolle Art ihres Verschwindens steigerte.

Selbst jene glänzende, seine Phantasie und Eitelkeit fesselnde Erscheinung und das Vertrauen der jungen Marquise, der reichen Haciendera, hatte nicht vermocht, das kleine stille leidende Gesicht, das zu ihm aufgesehen, wie zu einem Engel der Erlösung, aus dem innersten Winkel seiner Gedanken und Erinnerungen zu entfernen, und als er sie unerwartet und unter so eigenthümlichen Umständen wieder traf, die seinen Groll und im Glauben eines gewissen Rechts auf sie, seine Eifersucht erregten; als sie sich so ganz ihm auf's Neue vertrauend gezeigt und ihm unbewußt ihre eigenen Gefühle kund gegeben — da empfand er erst, wie tief sein eigenes Herz plötzlich in's Spiel gekommen war. Ihr Walten an den beiden Krankenbetten, seine stille und ernste Beobachtung ihres ganzen Seins und Thuns flößten ihm neue Achtung von diesem kleinen zarten Wesen ein, eine Ueberzeugung weiblichen Werths, ein Vertrauen auf ein weibliches Herz, wie er sie bis dahin nie empfunden; und als er das Krankenlager verließ, hatte er mit der ihm innewohnenden Kraft einen festen unwandelbaren Entschluß gefaßt.

Dies war freilich nicht so bald geschehen; denn selbst seine kräftige Natur bedurfte nicht Tage, sondern Wochen, um sich von den Folgen des schrecklichen Sturzes ganz wieder zu erholen.

Von Seiten der Schweizer Behörden und namentlich der Rothen wurde ihm jede Unterstützung und Hülfe. Auf diesem Wege hatte er an seinen väterlichen Freund und Schützer schreiben und ihn von seinem Unfall in Kenntniß setzen lassen. Die Antwort des Generals war, daß er ihn jetzt grade entbehren könne und daß er nur bedauere, nicht selbst herbeieilen zu können, um ihn zu pflegen. Die politischen Umstände erforderten grade eine möglichste Zurückhaltung der Agitationspartei und so möge der Kapitain vor Allem nur sorgen, seine Gesundheit vollständig wieder herzustellen, damit er dann, wenn es Zeit sei und der Ruf an ihn erginge, mit frischer Kraft für das große Werk der Befreiung Italiens eintreten könne.

Darüber war der Winter gekommen, und die schweizer Berge hatten ihr gewaltiges Schnee- und Eiskleid angelegt. Kapitain François war längst wieder hergestellt, aber noch immer zögerte er, das einsame triste Serrières zu verlassen — denn nicht der Winter sondern der Frühling blühte um ihn her und in seinem Herzen.

Er hatte das arme kleine Mädchen, die stille schutzlose Dulderin gefragt, ob sie ihn hinfort zu ihrem rechtmäßigen Beschützer machen, ob sie sein Loos theilen und seine Gattin werden wolle.

In Piemont nahe der Küste des Golfs von Genua, und mit der Aussicht auf diesen bei Savona besaß der

Kapitain jetzt ein kleines Gütchen, das ihm von der Freundschaft eines älteren Kampfgefährten vermacht worden war, der auf dem Rückzuge von Rom neben ihm eine Wunde erhalten hatte und vor zwei Jahren an den Folgen der wieder aufbrechenden starb.

So klein das Besitzthum auch war, so gewährte es ihm doch eine gewisse Selbstständigkeit, und hierhin hatte er beschlossen, seine junge Gattin zu führen und sich ein Asyl zu bereiten, wohin er immer, sei es auf Jahre, Monden oder auch nur Tage von seinem abenteuerlichen Leben und Kämpfen sich zurückziehen könne.

Aber seine offene und männliche Erklärung, seine Hoffnungen und Erwartungen stießen auf einen unvermutheten Widerstand.

Es war das junge Mädchen selbst, welche sich weigerte, seine Hand anzunehmen.

Die kleine Gouvernante machte kein Hehl daraus, daß ihr ganzes Herz mit aller jener Zärtlichkeit und Hingebung, deren grade die schüchternsten und zartesten Frauen fähig sind, ihm gehöre, und daß sie ihn wie ein Ideal, wie einen Halbgott verehre. Aber sie erklärte eben so, daß sie sich seiner nicht würdig fühle, daß sie sich ewige Vorwürfe machen würde, sein hoffnungsreiches, aufstrebendes Leben, dem die glänzensten Aussichten offen ständen, an ihr halbgebrochenes gefesselt zu haben.

Jenes traurige Ereigniß in Berlin, die tiefe untilgbare Schaam, die sie darüber empfand, die Anklagen mit denen sie sich marterte, warfen ihre schweren Schatten noch immer auf ihr Dasein.

Es bedurfte langer und schwerer Kämpfe, ehe es dem jungen Mann gelang, diesen Wiederstand zu besiegen und das arme, sich selbst mit seiner Liebe und Reue quälende Mädchen zu überzeugen, daß nicht die bloße Dankbarkeit oder eine flüchtige Neigung, sondern eine aufrichtige auf Erkenntniß ihres Werthes sich begründende Liebe und Achtung ihn an sie fessele und sie zu seinem künftigen Leben und Glück eine Nothwendigkeit geworden sei.

Erst nach und nach, und nach Monaten gab sie diesen Widerstand auf, und es war im Monat März — an demselben Tage, an dem sie ihren gemeinsamen Freund, den kranken Preußen, zum ersten Mal hinaus in die helle Frühlingssonne geführt hatten — daß sie ihre Hand in die seine legte und ihm sagte, wenn er sie denn so haben wolle, wie sie sei, dann wolle sie als seine Frau ihr ganzes Leben ihm geben und bemüht sein, das seine zu erheitern.

So hatte sich der kecke kühne Abenteurer, ein bisher heimathloser Landsknecht der modernen Ideen, so recht eigentlich spießbürgerlich verlobt und zum Ehemanne gemacht.

Wenige Wochen darauf war die Hochzeit, nachdem der junge Kapitain noch auf seine kleine Besitzung gereist war, um dort Alles zur Aufnahme der jungen Frau in Bereitschaft zu setzen, und von Genua aus seinen alten Schützer und Freund auf seiner einsamen aber durchaus nicht von dem öffentlichen Leben und Treiben abgeschiedenen Insel besucht hatte.

Gleich nach der Trauung verließ das junge Paar

Serrières. Der Kapitain hatte sich sehr ernstlich jede Einmischung des Vater Aimard verbeten und dieser war froh, seine Verwandte und den unerwünschten Gast auf diese Weise los zu werden.

An demselben Tage wollte der junge Preußische Edelmann als Gefangener nach Bern gehen.

Wir haben einiges Wichtige über das Verhältniß zu sagen, das sich zwischen ihm und seinem Gegner während dieser Zeit gestaltet hatte.

Er hatte lange und schwer an dem Gehirnfieber, das von dem gewaltigen Sturz ihn durchraste, krank gelegen, ohne zum Bewußtsein zu kommen. Mehr als einmal hatten die Aerzte, die Vater Aimard zu Hülfe gerufen, ihn aufgegeben, und nur seiner kräftigen ungeschwächten Natur war es zu verdanken, daß nach und nach eine Besserung eintrat.

Als er wieder zum Bewußtsein zurückgekehrt, war der Namen seiner Mutter der erste, den er nannte. Wie in einem Traume schaute er auf den Mann, der neben seinem Bett saß, und erkannte erst nach längerer Zeit seinen Gegner, denn erst nach und nach kehrte ihm die Erinnerung des Geschehenen zurück.

Er blieb anfangs stumm und zurückhaltend, bis endlich das zarte sorgsame Walten des jungen Mädchens und die unabläßige Sorge, die sein Feind ihm widmete, in seinem jedem edlen und hohen Gefühl offenen Herzen eine vollständige Reaktion hervorbrachte.

Otto von Röbel war es, der zuerst dem Gegner die Hand reichte und mit offenen männlichen Worten ihr Ver-

hältniß zur Sprache brachte. Von da ab waren sie Freunde und mit jedem Tage wuchs diese Freundschaft und das Interesse an einander. Durch ein stillschweigendes Uebereinkommen blieben die Politik und die politischen Controversen stets von ihren Gesprächen ausgeschlossen und Jeder lernte, des Anderen Ueberzeugung achten.

Daß hierbei das junge Mädchen ihnen Allen unbewußt das vermittelnde Element, gleichsam der milde Engel des Friedens und der Versöhnung war, braucht wohl kaum erwähnt zu werden, und es wob sich ein Band um die Drei, das sie für's Leben verknüpfte und in dem nur das vierte Glied noch fehlte.

Mit dem höchsten Interesse horchte auf seinem Schmerzenslager und später in dem bequemen Sorgenstuhl des alten Aimard der Royalist der Erzählung all der abenteuerlichen Fahrten seines jungen Gegners in Südamerika, seiner Kämpfe in Italien und seiner romantischen Seefahrten vor und während des Krimkrieges. Mehr als einmal wurde in diesen Erzählungen der Namen und das geheimnißvolle Verschwinden der jungen Carmen von Massaignac erwähnt, und unwillkürlich hatte sich die Phantasie des Sohnes der märkischen Haiden ein Bild von dem kecken wilden Kinde der Pampas zusammen gewoben.

Während so die Zuhörer des Kapitains mit höchstem Interesse der wilden Romantik seines Lebens lauschten, hörte dieser wieder mit großer Aufmerksamkeit die Erzählungen des jungen Preußischen Edelmanns von dem stillen häuslichen Leben nicht ohne Sorgen und Leiden, aber auch

mit den stillen und süßen Freuden der Familie geschmückt, auf dem einsamen Gute in der Mark. Der Kapitain kannte aus eigener Anschauung die handelnden Personen dieser kleinen Familienscenen, er hatte den starren aber ehrenhaften Charakter des alten Majors achten gelernt, er hatte sich mit aufrichtiger Schätzung vor der stillen weiblichen Würde und Milde der Edelfrau gebeugt und auf das sanfte blasse Mädchen mit ihrem Liebesleid und ihrem stummen Gehorsam den Blick der Theilnahme geworfen. Freilich hatten ihm die andern Familienglieder die stolze und herrschsüchtige Anmaßung der Kammerherrin und der Leichtsinn des älteren Sohnes weniger behagt, aber trotz seiner Jugend bei jener seltsamen Erbschaftsmission nach Berlin war er durch seine Lebenserfahrungen doch schon befähigt gewesen, wahren Werth zu unterscheiden und zu erkennen.

Mit nicht weniger Interesse, als Otto von Röbel die romantischen Erinnerungen an die Bekanntschaft des Kapitains mit der jungen argentinischen Haciendera angehört hatte, folgten dieser und die Gouvernante den kurzen Andeutungen, die der junge Edelmann über die stille Liebe seiner Schwester zu dem Predigerssohn und ihre Trennung durch seine jugendlichen Verirrungen und die starren Ansichten des alten Familienhauptes gab. Obschon Kapitain François offen für die freien Rechte des Herzens und ihren Sieg über die Gewohnheiten und Vorurtheile der Gesellschaft in ihren Unterredungen kämpfte, vermied er doch Alles, was den Sohn in dem Vater verletzen konnte, und nur Elise — die in dem Schicksal der jungen Edeltochter

Aehnlichkeit mit ihrer eignen Entsagung suchte, — beklagte offen das getrennte Paar und widmete ihm ihre ganze Sympathie.

Schon bevor der junge Brandenburger wieder auf dem Wege der Besserung war, hatte Kapitain Laforgne es übernommen, an seine Verwandten nach Berlin zu schreiben und ihnen das Unglück mitzutheilen, indem er ihnen zugleich die Versicherung gab, daß Alles, was Pflege und ärztliche Hilfe leisten könnten, aufgeboten sei, den jungen Mann zu retten. Bald waren denn auch Briefe, sowohl von der Kammerherrin als auch von den Eltern des Kranken eingetroffen, welche die tiefe Betrübniß der Familie aussprachen und um ferneren Beistand baten. Frau von Röbel wäre selbst sofort an das Lager ihres Sohnes geeilt, wenn nicht gerade ein eigenes Leiden und die Kränklichkeit des Majors sie an das Haus gefesselt hätten. Als der junge Mann sich so weit erholt, daß er selbst diktiren oder schreiben konnte, hatte er sofort die Seinen beruhigt und ihnen die liebevolle Pflege gemeldet, die er gefunden.

Wir haben bereits gemerkt, daß seine Genesung nur sehr langsam erfolgte und er sie wohl allein nur den glücklichen Verhältnissen seiner Pflege zu danken hatte. In dem Streit, der in Folge der royalistischen Erhebung in Neuchâtel und ihrer Unterdrückung zwischen der Krone Preußen und der Schweizer Regierung entstand, und während dessen bekanntlich die Gefangenen in strenger Haft behalten wurden, hatten die Behörden zwar auch die Einlieferung des jungen Preußen in diese verlangt, doch war sie bisher immer umgangen und sein Name bei dem Prozeß deshalb nicht ge-

nannt worden, und als er jetzt selbst verlangte, sich zur Haft zu stellen und das Loos seiner früheren Gefährten zu theilen, that er den Behörden selbst keinen Dienst mehr, sondern bereitete ihnen nur bei dem Stande der Sache Verlegenheit, und man wies daher unter der Hand sein Erbieten ab mit der Andeutung, daß er so bald als möglich das schweizer Gebiet verlassen möge.

Die Aerzte hatten ihm erklärt, daß zu seiner völligen Wiederherstellung ein längerer Aufenthalt in milderem Klima unbedingt nöthig wäre und namentlich die Pyrenäenbäder des südlichen Frankreichs empfohlen. Seine Mutter und seine Schwester wollten ihn dahin begleiten und es wurde verabredet, daß er am Oberrhein mit ihnen zusammentreffen sollte.

Es war jene Zeit, als der traurige Vertrag zu Stande kam, durch welchen König Friedrich Wilhelm IV. seinen unbezweifelbaren, noch von den Großmächten in den Londoner Protokollen von 1852 anerkannten Rechten auf Neuchâtel und Valengin freiwillig entsagte, nur um den Treuen, welche bei jener unglücklichen Erhebung eingekerkert waren und deren Vermögen die demokratische Despotie konfisziren wollte, ihre Freiheit und ihr Eigenthum wiederzugeben. Zu ihren Gunsten verzichtete der König auf die von der Schweiz angebotene Geldentschädigung.

Wir haben oben bereits angedeutet, durch welche Verhältnisse die Akte vom 26. Mai 1857 veranlaßt wurde.

Nichts desto weniger bleibt sie ein schwerer Flecken auf der Manteuffel'schen Politik und ein tiefer Stachel in dem Herzen jedes Preußen.

Zwei Tage nach der Trauung und Abreise des feindlichen Freundes verließ auch Otto von Röbel sein bisheriges Asyl, wozu ihm der geheime Einfluß des Vater Aimard, dem seine Bemühungen reichlich vergütet worden, die nöthigen Papiere verschaffte, um bei Pontarlier die französische Gränze zu überschreiten. In Mühlhausen traf er dann mit Mutter und Schwester zusammen und wurde von ihnen zunächst nach Hyéres und dann in die Pyrenäenbäder begleitet.

So wohlthätig die milde Luft des Ligurischen Meeres und die kräftigende Bergnatur von Bagnère auch auf ihn wirkte, so bedurfte es doch fast eines Jahres, ehe die Aerzte ihn für völlig wiederhergestellt erklärten und seine Rückkehr in die nordische Heimath gestatteten. So lange verweilten auf die ausdrückliche Bestimmung des Majors Mutter und Schwester auch bei ihm und erst zu Anfang des Jahres 1858 traten sie die Rückreise an und waren in Paris angekommen, wo die drei Reisenden sich vierzehn Tage aufhalten sollten.

Hierhin auch hatten sich die beiden Freunde und Gegner, die sich seit der Trennung in Serrières nicht wiedergesehen, aber in Briefwechsel geblieben waren, ein Rendezvous gegeben, da Kapitain François ihm ohne jede weitere Andeutung über dessen Natur mitgetheilt hatte, daß ein Auftrag ihn zu dieser Zeit nach Paris führen und daß er auf ihren dringenden Wunsch seine kleine Frau mitbringen werde.

Auf diese Weise vereinigte, wie der Leser alsbald sehen

wird, der Zufall oder vielmehr die Verkettung der Ereignisse die verschiedensten Gruppen unserer Erzählung.

Zwischen der kleinen Kapitainsfrau und dem deutschen Mädchen, das mehrere Jahre älter war als sie, hatte sich bald eine innige Freundschaft entsponnen. Auch die Majorin fand großen Gefallen an der jungen bescheidenen und nur einer fast abgöttischen Verehrung und Zärtlichkeit für ihren Gatten lebenden Frau, und die Damen machten täglich ihre Ausflüge und Ausgänge zusammen und sprachen mit Bedauern von dem nahenden Tage der Trennung.

Es war bald dem Freunde aufgefallen, daß der Kapitain häufig unruhig und zerstreut schien, ja daß er auffallender Weise den Zeitpunkt ihrer Abreise und Trennung nicht zu verzögern, sondern selbst zu beschleunigen wünschte. Otto traf häufig, wenn er unerwartet zu ihm kam, fremde Männer von finsterm ausländischem Aussehen bei ihm und wußte, daß Laforgne viel in den italienischen und polnischen Clubs verkehrte. Auch wurde der Kapitain selbst immer finsterer und ernster und gab sich nur zuweilen noch — wie eben bei dem Begegnen am Cirque — seiner früheren unbefangenen und frischen Laune hin. Fragen wollte der junge Edelmann auch den Freund nicht; denn er konnte sich leicht denken, daß der Ernst und die Verstimmung desselben mit politischen Verhältnissen zusammenhing, und bei ihrer so gänzlich verschiedenen Ansicht in diesen Dingen vermied er sorgfältig, das Gespräch darauf zu bringen.

Dagegen hütete er sich ebenso, auf die Andeutungen einer Beschleunigung ihrer Abreise einzugehen. Ein ge-

heimes Interesse, das sich seines noch frischen und bisher so ruhigen Herzens bemächtigt hatte, fesselte ihn an Paris.

Dies war die Situation, in der wir unsere Darstellung der Szene vor dem Circus in den Elysäischen Feldern am Abend des 13. Januar 1858 wieder aufnehmen. — — —

— — — — — — — — — — — — — — —

— — — — — — — — — — — — — — —

Das abendliche Leben auf den Boulevards vor den Cafés und Theatern, wie in den elysäischen Feldern in Paris ist von allen Tageszeiten sicher das interessanteste.

Die Tausende von Gasflammen der öffentlichen Laternen und aus den Magazinen und Restaurationen verbreiten Tageshelle — nicht jene klägliche und spärliche Beleuchtung wie sie z. B. der Berliner Magistrat der Umgebung der großen Gebäude und Monumente der prächtigen Königsstadt bewilligt hat, sondern intensives, klares Licht, das durch keinen Schatten komischer Sparsamkeit unterbrochen ist.

In diesem Meer von Licht und Glanz bewegt sich die rastlose Menge. — Der Limonadenverkäufer ruft seine Erfrischungen aus, die Bilder- und Billethändler bieten ihre Waaren, die Fächerverkäuferinnen umschwärmen die Gäste der Café's oder die lange Chaine der Queue, die sich schon stundenlang vor Eröffnung der Theater über den Straßendamm dehnt — es ist Alles Leben, Bewegung, Lust und Licht.

„Voilà Pradier!"

Ein Kreis hat sich rasch um den Virtuosen im Stockspiel, den aller Welt in Paris bekannten Batonisten ge-

schlossen. Er hat soeben das Rohr in vertikaler Richtung in der Luft gewirbelt zu einer Höhe, daß kein Gaslicht mehr da hinauf reicht, und mit langgestreckten Hälsen harrt der Ring der Gaffer des nächsten Augenblicks, wo der wunderbare Stock mit Blitzesschnelle gehorsam wieder herab und in die Hand auf den Rücken fährt, ohne daß der Batonist sich nur von der Stelle bewegt hat.

Die Galerie verlangt andere Kunststücke, die Gamins werfen ihre Mützen in die Luft und fangen sie mit gleicher Geschicklichkeit wieder auf, obschon sie dessen kaum noch werth sind, klappern mit Würfeln statt den Sousstücken in der Tasche und erklären, der ehrenwerthe Bourgeois vor ihnen, der eben mit seiner Gattin auf den zweiten Platz des Circus sich drängen will, werde sich das Vergnügen nicht nehmen lassen, Monsieur Pradier in seiner Unübertrefflichkeit zu bewundern, und der Bourgeois bleibt in der That stehen, obschon ihn seine bessere Hälfte zwickt und stößt, um mit ihrer neuen Mantille aus dem Gedränge zu kommen. Es ist so angenehm, Maulaffen feil zu halten und der echte Pariser thut Nichts lieber als das. An Neugierigen fehlt es nie und die Einnahme ist gesichert.

„Meine Damen und Herren — merken sie auf, wie ich diesen Stock auf meiner Nasenspitze balancire. Ich werde zwei Sous auf das andere Ende des Stocks legen, ich gebe ihm einen leichten Stoß und die zwei Sous fallen in meine Westentasche. Aber meine Herren — bemerken Sie wohl, dazu gehören zunächst die zwei Sous. Haben Sie die Güte, Monsieur, sie mir zu leihen!"

Er hat sich an den dicken Bourgeois aus dem Marais

gewendet und dieser beeilte sich trotz des ehelichen Kniffs in seinen Arm das Portemonnaie zu ziehen und die verlangten zwei Sous auf dem Altar der Kunst zu opfern.

Die Großmuth sollte nicht unbelohnt bleiben; zum Staunen des Kunstmäcens und unter dem Enthusiasmus der Menge verschwanden in der That die zwei Sous in der rechten etwas weitläuftigen Westentasche des Künstlers auf Nimmerwiedersehen.

„Nun, meine Damen und Herren, wollen wir bei solchen Kleinigkeiten nicht stehen bleiben. Ich werde die Ehre haben, Ihnen zu beweisen, daß ich auch fünfzig Sous auf die Spitze meines Stockes legen kann und diesen in Gleichgewicht auf der Spitze meiner Nase halten werde, ohne daß diese Nase eine andere wäre, als die gewöhnlicher Menschenkinder. Sie, mein Herr, zum Beispiel," er wandte sich wieder an den Bourgeois, — „obschon der Himmel Sie gewiß zum Vergnügen Ihrer Frau Gemahlin nach Juvenal mit dieser Zierde des menschlichen Antlitzes in recht großmüthigem Maaße gesegnet hat, würden es dennoch nicht fertig bringen. Aber überzeugen Sie sich — ich gebe fünfundzwanzig Sous dazu — leihen Sie die andern fünfundzwanzig."

Diesmal schien der Bourgeois weniger Lust oder Neugier zu empfinden; zwei Sous hatte er geopfert und sie ohne zu große Gewissensbisse in dem mer noire, wie Pradier seine Tasche nannte, verschwinden lassen, aber fünfundzwanzig schien ihm doch ein zu großes Opfer und er begann dem Drängen seiner Frau Gemahlin Gehör zu

schenken, als eine kräftige Faust über die Umstehenden langte und ihn derb auf die Schulter schlug.

„Sacre bleu, alte Gurke!" sagte eine kräftige Stimme, „ein Sergeant und nächstens Lieutenant des fünften Bataillons der Nationalgarde von Paris wie Meister Pellereau, der Bandhändler, wird sich nicht lumpen lassen, wo es gilt, der Nation ein Vergnügen zu machen! Hier sind die zwei Sous eines armen Teufels von Arbeiter als Beisteuer."

So bei seiner Eitelkeit und in Gegenwart von Personen, die ihn offenbar kennen, kann der ehrliche Bandhändler nicht widerstehen und greift nach seinem Portemonnaie um ein Vierzigsousstück als Beisteuer heraus zu holen — aber sein Gesicht verlängert sich plötzlich, seine Hände suchen krampfhaft in allen Taschen.

„Aber ich bitte dich, Pierre mache ein Ende, oder wir versäumen den Anfang. Was suchst du denn?"

„Madame — man hat mich bestohlen — mein Portemonnaie ist fort — man rufe die Polizei!"

Ein allgemeines Gelächter antwortet ihm und den sehr geläufigen Redensarten, mit denen Madame ihren unglücklichen Ehegatten zu regaliren beginnt. „Die Polizei? Um einer solchen Bagatelle willen? Warum paßt er nicht auf sein Geld! Pour la mer noire!"

Der würdige Bourgeois entzieht sich grollend dem Haufen der Spötter und führt mit möglichst langen Schritten seine Gattin davon, die darauf besteht, den Kommissär des Quartiers herbeiholen und am liebsten die ganze Versammlung vor dem Circus visitiren zu lassen. Mit dem Besuch der Vorstellung ist es für heute natürlich nichts.

Aber bevor der würdige Bandhändler noch die nächste Allee erreicht hat, denkt schon der ganze Haufe nicht mehr an ihn. Alexandre, der berühmte Alexandre mit seinem Karren, der vielleicht etwas dem Triumphwagen seines großen macedonischen Namensvetter gleicht, ist eben herangefahren und preist seine unvergleichlichen Bleistifte an. Ihm folgt der alte Stelzbein Barbadier mit seinem humoristischen Pudel, der den Tornister auf dem Rücken und eine Czako auf dem Ohr trägt und auf Kommando sich erschießen läßt. „Garde à vous peloton!“ Der Pudel dramatisirt einen Soldaten, der sich im Wirthshaus betrunken hat und deswegen desertirt ist. Man verliest ihm die Anklageakte und das Urtheil. Die Nachricht, daß er die Marketenderin betrogen, die dem vieux lapin pumpte, erregt allgemeinen Unwillen. Der Verräther verdient den Tod und Barbadier lehnt den Delinquenten mit einer rührenden Anrede an den nächsten Baumstamm oder Zeltpfahl. Dann kommt ein altes Reiterpistol zum Vorschein, das vier Mal versagt, ehe es den „Deserteur“ todt schießt. Während Stelzbein die Beiträge zum Begräbniß einsammelt, faßt plötzlich die Hand eines unbemerkt herangekommenen Mannes einen elegant gekleideten Herrn beim Kragen.

„So mein Vögelchen! das heißt auf der That attrapirt. Allons nach der Wache.“

Der ertappte Dieb läßt die geschickt von ihrer Kette abgeschnittene Uhr und die scharfe Zange zwar auf die Erde fallen, indeß der Beweis ist zu eclatant, man findet in seiner Tasche noch das Portemonnaie des Bandhändlers

und als er jetzt gleichfalls unter dem Spott der Menge abgeführt wird, macht sich Azor, der unterdeß längst wieder zum Leben gekommen ist, noch das Vergnügen, den beschämten Taschenleerer in die Wade zu beißen.

„Sie da Herr von Reubel — es scheint, daß Sie Interesse für Volksscenen haben; dann haben sie in der That den richtigen Ort gewählt." — „Herr Graf, ich bin erfreut, Sie zu sehen!" Es ist der Obrist Graf Montboisier, der mit zwei Fremden zu ihm getreten. Der junge Mann hat die Karte seines Bruders vor einigen Tagen bei ihm abgegeben und ist von der gewöhnlichen Courtoisie der Franzosen sehr artig empfangen worden.

„Erlauben Sie, Monsieur de Reubel, daß ich Sie zwei Freunden vorstelle. Se. Herrlichkeit der Lord Viscount von Heresford, den ich vor fünf Monaten in der Gesellschaft eines arabischen Mollah verließ, und hier Kapitain Peard, eine ehemalige Zierde der britischen Armee. Sie können sich freuen, zu dieser Zeit nach Paris gekommen zu sein; denn die Anwesenheit Se. Herrlichkeit verbürgt Ihnen, daß uns interessante Dinge bevorstehen."

„Bah", sagte der Lord — „Sie übertreiben. Mein Freund der Bierbrauer Stansfeld hat mir ganz einfach geschrieben, im Januar ihn in Paris zu treffen."

„Mylord und Herr Kapitain — ich habe die Ehre Ihnen Herrn von Reubel vorzustellen, einen jungen Preußen der in der Schweiz bei irgend einem kühnen Wagniß verwundet wurde und unser provencalisches Klima zu seiner Wiederherstellung benutzt hat. Ich verdanke die Ehre seiner Bekanntschaft meiner frühern Freundschaft mit seinem

älteren Bruder. Sie werden sich erinnern Mylord, desselben Offiziers, der an jenem Decemberabend mit uns Ihre Loge in der Opera comique benutzte und bei jenem famosen Duell mit dem Banquier Miron zum Secundanten unsers armen Fromentins bestimmt war."

„Yes" — ich erinnere mich, — er wurde ja wohl von dem Katakombenwächter halb ermordet und beraubt. Mein Herr es freut mich, Ihre Bekanntschaft zu machen; Ihre Familie scheint zu Abenteuern zu incliniren und Sie müssen mir das Ihre bei Gelegenheit erzählen. Aber à propos Graf, da Sie den Namen Miron nannten, — haben Sie Nachrichten aus Algier? Ich sagte Ihnen bereits, daß ich über Tunis zurückgekommen bin."

„Der Bruder des Matadreo ist nach langer Krankheit genesen, er ist unter die Zuaven getreten."

„Und der Ansiedler — wie hieß er doch gleich?" — „Renaud Samson Mylord, der Sohn jenes Katakombenmannes. Dank Ihrer Großmuth besitzt die Familie jetzt eine sichere Ansiedlung, die sie reichlich nährt."

„Ah — ich frug nicht danach — sondern wie es ihm geht!"

„Gut Mylord, ich erhielt vor vierzehn Tagen noch einen Brief von Kapitain Delille. Die Soldaten des Forts und die Ansiedler treffen sich oft an dem Grab im Thale der sieben Palmen."

„Goddam — ich bin damals um eine schöne Beobachtung gekommen" näselte der Kapitain.

Der Lord zuckte leicht die Achseln. „Was ich Sie

eigentlich bei jenem Namen fragen wollte — was ist aus der Marquise geworden, der Miron?"

Der Graf lachte. „Was aus allen alten Koketten wird, Mylord — eine Betschwester. Sie hat so viel Unheil in ihrem Leben angerichtet, daß sie endlich glaubt, sich mit dem Himmel versöhnen zu müssen. Ihr einziges weltliches Interesse sind noch die Zänkereien mit Monsieur le Marquis um ihr Vermögen, das sie gern den frommen Stiftungen in den Hals stecken möchte, wovon Massaignac nichts wissen will. Aber sehen Sie, da kommt der Wagen des Fürsten Trubetzkoi, den Sie ja kennen. Der Narr bildet sich wirklich ein, die Rositta halte ihn für mehr als ihren Lakaien."

Eine glänzende Equipage rasselte heran; ihr folgte auf der Spur ein zweiter Wagen.

Auf dem Trittbrett der ersten Equipage stand der lange Kosak Petrowitsch. Er sprang eilig herunter und öffnete den Schlag.

„Hier Batuschka. Will ich nehmen die kleine Durchlaucht, Gospodina, gnädigste Fürstin, daß ich ihn trage hinein."

Der Knabe hing bereits an seinem Halse und raufte seinen Bart. „Hei Petrowitsch, wie freu ich mich, die Reiter zu sehen. Morgen spielen wir Kunstreiter und du bist das Pferd!"

Der Fürst war langsam mit Hilfe seines Stocks und der Diener aus dem Wagen gestiegen. Er wandte sich um und hob die Hand, als wolle er der Dame, die noch im Wagen saß, helfen.

Es war natürlich nur eine Geberde der Höflichkeit. Die Fürstin — denn diese war es, — lehnte mit einer kalten Bewegung den Dienst ab, und sprang leicht und rasch mit jener Grazie und Energie, die ihre Jugend ausgezeichnet hatte, auf den Boden.

„Valga me dios — eine schöne Frau. Ich habe niemals ein so hochmüthiges Leiden auf einem Gesicht gesehen. Sehen Sie die kleine Person dort?"

Die Frage des Grafen galt einem Mädchen, das in auffallender Toilette an der Hand eines Mannes aus dem zweiten Wagen gestiegen war, diesem einen feurigen Blick zuwarf und dann zu der Fürstin sprang.

„Soll ich Dimitri nehmen, Herrin!"

„Laß ihn Petrowitsch hineintragen, er hängt an ihm. Sie sehen daß ich warte!"

Die Bemerkung, in dem kältesten hochmüthigsten Tone gesprochen, galt dem Fürsten, der mit gemeiner Nonchalance die Dame negligirend, eben dem Grafen Montboisier freundlich zunickte.

„Verzeihen Sie Madame, ich bin zu Ihren Diensten. Ich glaubte nur, Ihr Faktotum wäre bereits an seinem Platz!" Er reichte mit einem malitiösen Lächeln seiner Gemahlin den Arm und hinkte mit ihr in den Eingang.

Die Gesellschafterin oder Dienerin der Fürstin sah ihren Begleiter an, als erwarte sie einen gleichen Dienst von ihm. Dieser aber wies ruhig und kalt nach dem Eingang der Kasse.

„Ist es Ihnen gefällig, Mademoiselle Tunsa?" Ein Blitz voll Leidenschaft und Schmerz sprühte aus den Augen

des Mädchens, dann eilte sie der Gebieterin nach, während der Mann langsam folgte.

In diesem Augenblicke war der Blick des jungen Preußen auf ihn gefallen und sah ihn erstaunt und aufmerksam an.

„Um Himmelswillen — Rudolph . . . . ."

Der Secretair der Fürstin Trubetzkoi war bereits im Eingang verschwunden. Ehe er ihm nacheilen konnte, fesselte eine Bemerkung des Grafen seine Schritte.

„Parbleu — es soll eine magyarische oder russische Zigeunerin sein, aber Feuer hat die Dirne, wie eine andalusische Tänzerin. Sie ist die Maitresse des Fürsten und vermag Alles über ihn. Die Fürstin duldet sie und soll sogar in einem freundlichen Verhältniß zu ihr stehen. Die Dame ist zu kurze Zeit erst von ihren ungarischen Gütern oder ihrer Villa am Garda-See hier eingetroffen, um darüber schon Details erfahren zu können. Nur soviel erzählt die böse Welt bereits, daß die Fürstin ihrem gichtbrüchigen Gemahl gern ihre Gesellschafterin leiht, weil er selbst beide Augen zumacht in Betreff des Erziehers oder Gouverneurs seines Sohnes!"

„Des Herrn, der aus dem Wagen stieg?"

„Ja wohl — es ist ein Landsmann von Ihnen Monsieur de Reubel und die Fürstin ist nie ohne ihn zu sehen. Die Fürstin Trubetzkoi lebt für gewöhnlich getrennt von ihrem Gemahl, und der Fürst in seinem Egoismus hat sich längst zur Höhe der pariser Gesellschaft aufgeschwungen und macht seine derben Witze über den Cicisbeo — nur nicht in ihrer Gegenwart, denn sie soll ein wahrer Teufel

sein, wenn sie zornig ist. Bah — die Civilisation schreitet fort, — Sie wissen, nach dem Code Napoleon deckt die Heirath Alles und Sie werden in der guten Welt von Paris wenig Ehen finden, wo man nicht sehr kommunistisch denkt und über die kleinbürgerlichen Ansichten spottet."

Das Blut war dem jungen Edelmanne auf die Stirn gestiegen — es war ihm, als krampfte sich sein Herz zusammen, und der Fuß, der schon gehoben war, um dem Freund seiner Jugend nachzueilen, blieb an den Boden gefesselt.

„Arme Rosamunde!"

Der Seufzer entschlüpfte unwillkürlich seinen Gedanken, seinem Munde.

Wie fest hatten sie Alle auf diesen Mann vertraut, wie treu seiner gedacht, wenn auch der strenge Befehl des Vaters jede Verbindung mit ihm abgebrochen und sie nur selten von ihm gehört hatten. Er wußte, daß das Herz seiner Schwester treu und fest an ihrer Jugendliebe hing, obschon die Rosen der Jugend längst gebleicht waren und ihre Wangen nur die Farbe ihres stillen Leids trugen.

Und jetzt war der Mann, auf dessen Treue und Redlichkeit auch bei seinen Verirrungen im politischen Kampf sie stets gebaut hatte, unwürdig dieser frommen und stillen Liebe.

Jeden Augenblick mußten seine Mutter und Schwester eintreffen. Wie leicht mußte sie ihn im Circus bemerken!

Gern hätte er ihr diesen Schmerz, dieses Aufreißen der alten Wunde erspart. Rudolph Meißner hatte sich, seit er ihn zum letzten Mal gesehen, und das waren jetzt

fast acht Jahre, sehr verändert; er war ein Mann geworden, geprüft in den Stürmen des Lebens. Dennoch hatte er ihn sofort wieder erkannt und überdies benahmen ihm die Worte des Grafen jeden Zweifel; denn er wußte von seiner Mutter, daß der ehemalige Student als Erzieher und Secretair in dem Hause des russischen Fürsten lebte. Sicher war das Auge der Liebe nicht weniger scharf als das seine, und es konnte kaum anderes kommen, als daß Rosamunde den Mann ihrer freien Neigung, der ihrer unwürdig geworden, erkannte, erkannte an der Seite der Frau, um die er sie vergessen.

Er sann hin und her, wie er diese Begegnung vermeiden sollte — es war auf der andern Seite unmöglich, die beiden Damen nicht eintreten zu lassen, und sie zurück zu schicken.

Endlich glaubte er ein Auskunftsmittel gefunden zu haben, er erinnerte sich, daß er das Opernglas der Damen bei sich habe und daß seine Schwester etwas kurzsichtig war. Wenn er verhindern konnte, daß sie sich eines andern Glases bediente, etwa dessen der kleinen Kapitainsfrau, und der Zufall die Familie des Fürsten nicht allzu sehr in ihre Nähe placirt hatte, durfte er hoffen, daß sie wenigstens den Unwürdigen nicht erkannte; das Andere wollte er schon verhindern.

Das Gespräch der Gesellschaft hatte indeß längst den Gegenstand verlassen.

„Sie erwähnten vorhin den Namen Stansfeld Mylord" frug der Graf. „Ist das derselbe, der bei dem Prozeß gegen Tibaldi und Bertolotti wegen der Verschwörung

gegen das Leben des Kaisers als einer der Vertrauten Mazzinis eine Rolle spielte?"

„Ich habe Signor Mazzini mehrmals in Walsam Grenn bei ihm gesehen."

„Dann möchte ich dem reichen Brauherrn doch nicht rathen, sich in Paris blicken zu lassen. Pietri versteht in dieser Beziehung keinen Spaß."

„Bah — Ihr Herr Pietri ist ein Maulwurf, der nicht sieht, sonst würde er wissen, daß Paris in diesem Augenblick mit Italienern angefüllt ist. Ich wette darauf, daß Plonplon in Island besser unterrichtet ist, als Ihr Senator und Polizeipräfekt. Die pariser Polizei wird sich hüten, einen Engländer von dem Ansehen des Master Stansfeld zu belästigen, sonst hätte sie gewiß längst mir den Eintritt über die französische Grenze verweigert."

Der Oberst lachte. „Oh, mit Ihnen, Mylord, ist es ein Anders. Sie haben seit vielen Jahren das Privilegium, alle Dinge zu machen, die andere Leute nicht thun dürfen. Man weiß daß Euer Herrlichkeit . . . ."

„Ein Narr sind", vervollständigte der Lord freundlich nickend und sich die Hand reibend, die Rede. „Sprechen Sie es immerhin aus, Graf, ich betrachte es als ein Compliment."

„Ich wollte Excentric sagen, Mylord," sagte der Oberst mit einem halben Lächeln, „doch bin ich nicht genug Engländer, um die feineren Unterschiede zwischen Bedlam und dem Club der Gentlemen zu würdigen, die Euer Herrlichkeit nacheifern."

Der Lord lachte. „Das war tüchtig gegeben, haben

Sie es gehört Peard? — Aber der Mann hat für nichts Sinn, als für die Akrobaten dort, weil er hofft, der Kerl, der auf der Seite der dreistöckigen Menschenpyramide steht, werde herunterfallen und den Hals brechen, — doch Goddam my eyes, wenn ich länger hier stehn bleibe, um auf Herrn Louis Napoleon zu warten."

„Sie warten auf den Kaiser Mylord?"

„Gewiß!"

„Aber dann warten Euer Herrlichkeit vergeblich — der Kaiser wird nicht erscheinen,"

„Damned! weshalb sind denn diese Maulaffen von Polizisten und Gardisten da?"

„Ihre Majestät die Kaiserin wird allein den Circus besuchen. Es ist erst vor einer halben Stunde bestimmt worden, da auf heute Ministerrath angesagt ist."

An dem Baumstamm unfern dessen die Gesellschaft stand, lehnte ein wandernder Cigarrenkrämer, ein langer hagerer Kerl mit grauem Bart und sehr verkommenem Aussehen, der mit heiserer Stimme die Vorübergehenden von Zeit zu Zeit einlud, von seinen schlechten Regiecigarren, die er als echte Importados anpries, zu kaufen, oder ihnen für zwei Centimen das Feuer seines Lämpchens anbot.

Der Mann schien die Worte des Kammerherrn gehört zu haben, denn er machte eine leichte Bewegung, sah scharf nach der Gruppe, und ein aufmerksamer Beobachter würde bemerkt haben, daß bei der Nachricht des Grafen der Alte eine Geberde des Aergers nicht hatte unterdrücken können.

Eine zufällige Bewegung der Sprechenden in Folge

eines anfahrenden Wagens trennte sie jedoch in diesem Augenblick von dem Cigarrenhändler.

„Aber warum sind die Wachen dann im Dienst?“ frug der Lord.

„Ich sagte Ihnen bereits, daß Ihre Majestät die Kaiserin kommen wird. Wenn Sie jedoch morgen die große Oper besuchen, Mylord, werden Sie sicher Gelegenheit haben, den Kaiser zu sehen. Ich weiß, daß er morgen die Oper besuchen wird.“

„Ich werde kommen!“

Wiederum stand der Cigarrenhändler in der Nähe der Gruppe durch ein geschicktes Manövre.

„Wollen wir eintreten — ich bin nicht im Dienst, habe also nicht auf die Ankunft der Kaiserin zu warten.“

„Cigarren Messieurs! Echte Miraflores direkt aus der Havannah von der hohen Regie importirt! Sie haben noch Zeit eine zu verrauchen, ehe die Vorstellung beginnt.“

„Pfui Teufel, — geht uns mit der Regie vom Hals — wir kaufen nur geschmuggelte Waare. Kommen Sie mit uns Monsieur de Reubel?“

Der junge Preuße hatte auf ein Blatt seiner Schreibtafel einige Zeilen geworfen und dieses ausgerissen.

„Ich will meine Mutter und Schwester erwarten, die jeden Augenblick kommen müssen. Doch bitte ich Sie um eine Gefälligkeit Herr Graf.“

„Befehlen Sie!“

„Der Kapitain Laforgne hat die Ehre, von Ihnen gekannt zu sein!“

„Gewiß. Der kecke Garibaldiner ist eine zu interessante Persönlichkeit, als daß man ihn nicht kennen sollte, obschon er sich diesmal bei Hofe noch nicht vorgestellt hat."

„Er sitzt auf der dritten Bank rechts; — neben ihm sind zwei Plätze leer. Wollen Sie die Güte haben, durch einen der Logendiener ihm dies Billet reichen zu lassen?"

„Mit Vergnügen. Ich hoffe Sie später noch im Stall zu sehen. Wenn es Ihnen gefällig ist, Mylord, — aber Valga me dios! Sie werden doch keine Regie-Cigarre rauchen?"

„Warum nicht? Ich habe unter den Indianern schon schlechtern Tabak geraucht."

Der Lord hatte unter den Cigarren des alten Händlers hin und her gewühlt und dabei mehrmals dem Mann scharf ins Gesicht gesehen. Aber die tiefen gefurchten Züge desselben blieben unverändert.

Der Brite hat zwei oder drei Cigarren gewählt und warf dem Händler ein Sovereign in den Korb. „Was für Wetter wird es morgen geben, Alter," frug er leichthin. „Ihr kennt die Pariser Athmosphäre und müßt es wissen?"

„Gutes Wetter, Monsieur — ohne Zweifel!"

„Damned — ich hoffe auf Sturm, weil die Sturmvögel fliegen. — Euer Bart hat sich an der rechten Seite etwas verschoben, Alter," fügte er mit gleichgültigem Tone auf Englisch hinzu — „bringt ihn in Ordnung. — Adieu!"

Er trat zu seinen Gesellschaftern. „Wollen wir hineingehen? Sie sehen, ich habe einen guten Handel gemacht,

Graf. Drei merkwürdige Cigarren für einen lumpigen Napoleon. Wir wollen sie im Circus rauchen und wetten, ob die Pferde es lange aushalten!"

Er hatte die Cigarre angebrannt und ging, den jungen Preußen mit steifem Kopfnicken grüßend, nach dem Eingang des Circus.

Der Oberst lachte. „Eure Herrlichkeit sollten nicht vergessen haben, daß in den Pariser Theatern nicht geraucht werden darf. Sie mußten sich deshalb einmal mit fünf Polizeidienern herumboxen."

„Yes!" sagte der Lord vergnügt, „aber ich warf sie Alle zur Loge hinaus."

„Das ist wahr — aber Sie brachten die Nacht dafür unter Spitzbuben und Gesindel im Präfecturgefängniß zu, bis am andern Morgen durch Ihren Kammerdiener Ihre Person reclamirt wurde."

„Yes, yes! ich habe ihn zum Teufel geschickt wegen seiner unberufenen Einmischung. Man muß Alles probiren, und ich habe in der Gesellschaft ganz interessante Bekanntschaften gemacht." Er blies dem Sergeant de Ville, der am Eingang des Circus stand, den Rauch in's Gesicht und trat ein.

Der Aufsichtsbeamte, deren Rücksichtnahme und Höflichkeit in Paris ein Muster für alle Polizei der Welt sein könnte, drehte sich um, als bemerke er Nichts — er hatte auf den ersten Blick einen Engländer erkannt und überließ es dem Publikum, sich mit ihm auseinander zu setzen.

Der Alte mit den Cigarren war unterdeß an den Preußen herangetreten.

„Monsieur, darf ich es wagen, eine Frage an Sie zu richten?“ fragte er höflich.

„Was beliebt — ich bedarf keiner Cigarren!“

„Oh, Monsieur, ich wage auch nicht, sie Ihnen anzubieten. Der Herr, der bei Ihnen war, der Monsieur Engliſhman hat mich ſo vortrefflich bezahlt, daß ich mir und meiner armen Familie einen guten Tag machen und noch die Miethe dazu bezahlen kann. Es iſt Gold, ich habe in meinem ganzen Leben noch keins in der Hand gehabt, und bin doch ein Vater von ſechs lebenden Kindern, von denen drei in der Armee Seiner Majeſtät des großen Kaiſers Louis Napoleon dienen. Ich möchte mich deshalb nicht gern beim Wechſeln von einem dieſer Halunken von Wirthen über's Ohr hauen laſſen. Sie haben ein ehrliches Ausſehen, mein Herr, deshalb bitte ich Sie, mir zu ſagen, ob dies wirklich Gold und wie viel es werth iſt in Franks und Centimen?“

„Es iſt ein engliſcher Sovereign, mein Alter, und gilt, ſo viel ich weiß, 24 Franks und etwa 70 oder 75 Centimes.“

„Fünfundſiebenzig, Monſieur, fünfundſiebenzig! es iſt immer beſſer, man nimmt die höchſte Summe. Ich danke Ihnen unendlich, Monſieur. — Dieſer Mylord iſt in der That ein generöſer Kerl, obſchon er ein Engländer iſt. Ich bedauere nur, daß ich den Kaiſer nicht ſehen werde, indem ich mich jetzt mit meinem Reichthum zu meinem kranken Weibe zurückziehe.“

„Darüber brauchen Sie ſich nicht zu grämen — der Kaiſer wird nicht erſcheinen, nur die Kaiſerin.“

„Pesth! Das ist fatal! ich hätte ihm so gern meine Reverenz gemacht! Wissen Sie gewiß, daß er nicht kommt?"

„Ganz gewiß!"

„Das thut mir leid — es war eine so schöne Gelegenheit, ihm einen Wink wegen meiner drei Jungen zu geben, sie avanciren zu lassen. Aber vielleicht kommt er morgen?"

Der Preuße mußte unwillkürlich lächeln über die Naivetät des Bettlers, denn etwas Besseres war der Mann kaum. „Sie würden sich auch morgen vergebliche Hoffnung machen, mein Freund," sagte er, „denn ich habe so eben gehört, daß der Kaiser und die Kaiserin morgen die große Oper besuchen werden."

„Pardieu — das wäre vortrefflich für meine drei Jungens, um Sergeanten zu werden. Ich danke Ihnen für diese Nachricht, mein Cavalier. — Das ist Alles, was wir brauchen — die Nachricht ist gut," fuhr er leise fort, als er sah, daß der Mann, den er angeredet, sich rasch entfernte und auf einen eben haltenden Fiakre zuging, aus dem er zwei Damen hob — „Graf Montboisier ist keine schlechte Quelle, und es läßt sich darauf zählen. Allons — wir wollen die Parole ausgeben, denn das Warten ist unnütz. Aber zuvor will ich doch den Wink Seiner Herrlichkeit benutzen — der Teufel hole seine Augen! Hätte Herr Pietri sie zur Hälfte so scharf, sein alter Correspondent wäre sicher nicht in Paris!"

Mit dem Ruf: „Cigarres, Messieurs — echte Millaflores, direkt von meinem Agenten in der Havannah!" schlenderte er durch das Publikum, bot hier seinen Kasten und ward dort von einem Sergeant de Ville fortgewiesen.

Dabei waren seine tiefliegenden Augen in scharfer Thätigkeit und blitzten überall umher, bis er einem noch ziemlich jungen, elegant aber verlebt aussehenden Mann mit scharfen sarmatischen Zügen begegnete.

Der Cigarrenhändler schnalzte im Vorübergehen in einer eigenthümlichen Weise mit der Zunge und setzte seinen Weg nach einer einsamen Stelle der großen Promenade fort.

Der Andere hatte, ohne es auffallend zu machen, gleich darauf sich gewendet, und war ihm gefolgt.

Als er ihn in der einsamen Allee erreichte, klopfte er ihm vertraulich auf die Schulter und machte das gleiche Zeichen.

„Reicht mir einmal Eure Hand, alter Bursche."

Der Cigarrenmann gab sie ihm mit einem besonderen Druck.

„Alles recht," sagte der Pole, „aber man kann nicht vorsichtig genug sein. Habt Ihr das Wort?"

„Ora!"

„E sempre!"*) erwiederte der Cigarrenmann. „Haben Sie viele Brüder Ihrer Venta gesehen?"

„Alle, die ich kenne, sind auf ihrem Posten."

„Dann sagen Sie ihnen sogleich, die Umgebung des Circus zu verlassen, die Sache ist aufgeschoben."

„Verzeihen Sie, bemerkte der Pole schon etwas höflicher, „aber ich kenne weder Ihre Person, noch Ihren Grad, und

*) „Jetzt — und immer!"

das dürfte bei dem meinen doch nöthig sein, ehe ich Befehle empfange."

„Sie sind der Graf Hippolyt von Kraczynski?"

„Ich sehe, Sie kennen mich."

„Sie sind Hauptmann der ersten Legion in der vierten Venta?"

Der Graf bejahte.

„Kennen Sie die Losung der dritten?"

„Nach Allem, was Sie mir gesagt haben, müssen Sie wissen, daß den Führern das Recht zusteht, das Wort des nächst höheren Grades zu kennen."

„Richtig. Nun wohl."

Der Cigarrenmann machte ein Zeichen mit dem Daumen über Kinn und Brust und sprach leise zwei italienische Worte aus.

Der Pole gab sofort die nachlässige, vertrauliche Stellung auf, die er bisher bewahrt, trat einen Schritt zurück und verbeugte sich.

„Sie haben das Recht zu befehlen. Haben Sie weitere Ordres?"

„Lassen Sie die unteren Grade in gleicher Weise benachrichtigen. In einer Stunde müssen die Elysäischen Felder geräumt sein."

„Sogleich!"

„Zunächst — sehen Sie die Bude der Seiltänzer dort drüben?"

„Ja wohl!"

„Auf der linken Seite am sechsten Baum werden Sie ein Kind, ein Mädchen, das Blumen verkauft, finden.

Sagen sie ihr, sie solle sofort den Mann aus der Montauban-Straße suchen und ihm sagen: Paris ist eine schöne Stadt!"

Der Pole verbeugte sich. „Es wird sofort geschehen. Haben Sie sonst Befehle? Darf ich fragen, ob wir uns für einen andern Tag bereit zu halten haben?"

Der Cigarrenhändler erwiederte die Frage mit einer anderen. —

„Sie werden heute noch den Salon des Fürsten Czartoriski besuchen?"

„Gegen Mitternacht."

„Sie werden die Parole dort finden. Wie viel Mann hatten Sie heute in den elysäischen Feldern?

„Hundert zwei und siebenzig. Ein großer Theil entschlossene Soldaten von Achtundvierzig, die unter General Miroslawski den Feldzug in Posen mitgemacht."

Wäre es nicht Nacht gewesen, der Sprecher hätte das spöttische Lächeln sehen können, das bei dem Namen des polnischen Gaskogners, dem „Pistol" der Revolution, über das strenge Gesicht seines Genossen flog.

„Es ist gut — ein Jeder an seinem Platz. Vor Allem Schweigen, mein Herr — Sie kennen Ihren Eid und es gilt die Zukunft Ihres Vaterlandes. Sobald der Prinz an der Spitze der französischen Republik steht, ist der Fürst Czartoriski König des freien Polens. Jetzt Herr Graf auf Ihren Posten!"

„Sgie Polska! Wenn man uns Wort hält, Monsieur, sind wir bereit, mit unserm Blut jede Meile zwischen hier und Warschau zu tränken oder unsere Leiber auf den Barri-

laden von Paris zu lassen. Leben Sie wohl, Bundesbruder, Ihre Befehle sollen sogleich erfüllt werden."

Er verschwand mit hastigen Schritten in der Allee.

Der Cigarrenmann sah ihm einige Augenblicke nach. „Er ist von dem Holz, das wir brauchen," murmelte er. „Polen, Ungarn und Italiener — es müßte seltsam gehen, wenn die Trikolore nicht die Welt in Flammen setzen sollte. Jetzt gilt es vor Allem, Felicio zu überwachen, daß er keine Thorheit macht, wenn die Wagen der Kaiserin kommen."

Er hatte einen Handspiegel aus der Tasche genommen und kontrollirte sorgsam beim Schein der nächsten Laterne in diesem seine Maske. Dann, nachdem er den grauen Bart wieder in Ordnung gebracht, begab er sich auf's Neue in die belebteren Theile der Allee, in die Nähe des Circus.

Zwei Mal noch sprach der alte Cigarrenverkäufer Personen von verschiedener Lebensstellung an, das eine Mal einen Offizier, das zweite Mal einen Arbeiter in der Blouse, ließ sie an einsamere Stellen folgen und unterhielt sich einige Augenblicke mit ihnen.

Sie verloren sich sofort in der Menge.

Es hätte einem scharfen Beobachter auffallen können, daß, als der Cigarrenhändler wieder unfern des großen Eingangs des Circus Platz genommen, die frühere Menge der Neugierigen und Gaffer sich bedeutend gelichtet hatte. Nach wenigen Minuten war kaum die Hälfte noch anwesend.

In diesem Augenblicke hörte man die Avenue vom

Place de la Concorde her den scharfen Trab einer Reiterkolonne.

Sofort trieben die Polizeibeamten das Publikum auseinander und öffneten eine breite Gasse. Die matten überbuschten Augen des alten Cigarrenhändlers schienen sich zu erweitern und gleichsam die Reihen der Zuschauer zu überfliegen.

Plötzlich blieben sie auf einem Mann haften, der auf der andern Seite in der vordersten Reihe stand.

Es war ein Mann von mittlerer Größe, einfach dunkel, aber gut gekleidet. Das Gesicht, deutlich erhellt von dem Schein der zahlreichen Gaslaternen, zeigte einen ganz besonderen Ausdruck von Energie und seine Augen funkelten in scharfem Blick nach der Richtung, von der das Traben der Reiterschaar, jetzt gemischt mit Waffenklirren, rasch näher kam.

Der Mann trug einen krausen pechschwarzen Bart und mochte etwa vierzig Jahre alt sein.

In diesem Augenblick bemerkte der Cigarrenhändler, daß Jener mit der Hand in seine Rocktasche faßte und einem hinter ihm Stehenden zunickte. Er drängte sich mit Gewalt vor.

„Tölpel! könnt Ihr nicht auf Eurem Platz bleiben? Ich will Euch Ordnung lehren alter Narr!" Die Reiterschaar donnerte heran — es war eine Abtheilung der Chasseurs à cheval, die am Eingang des Circus sofort aufschwenkte und rechts und links der Thür sich aufstellte.

Eine glänzende Equipage — ganz geschlossen — auf der Decke der Kutsche die silbernen kaiserlichen Adler, die Stangenreiter der sechs feurigen Isabellen, der breite

Kutscher, die drei Diener auf dem Tritt reich bordirt in der kaiserlichen Livree — folgte der Reiterabtheilung fast unmittelbar.

Der Cigarrenmann hatte kaum Zeit gehabt, zwischen dem Militair und den Wagen nochmals einen Blick nach jener Stelle zu schleudern, wo der Mann mit dem dunklen Bart und dem dunklen Auge vorhin gestanden.

Ein tiefer Athemzug hob wie erleichternd seine Brust.

Neben jenem Mann stand ein kleines Blumenmädchen mit ihrem Korb. Sie hatte die Hand des Fremden gefaßt und sprach mit ihm. Er drehte sich um und verließ die Reihe der Zuschauer.

„Dem Himmel sei Dank — es war die höchste Zeit!" Der Alte kehrte zurück zu seinem Baum und lehnte sich wieder gleichgültig an den Stamm.

Der kaiserlichen Equipage folgten noch zwei Wagen. Ehe die von ihrem Trittbrett herabspringenden Lakaien noch die Wagenthür geöffnet, hatte der dienstthuende Kammerherr bereits den zweiten Wagen verlassen und stand, den Hut in der Hand, an dem Wagentritt.

In der geöffneten Wagenthür erschien in einen pelzausgeschlagenen Sammetmantel gehüllt eine hohe schlanke Frauengestalt. Der kurze von dem Lillahut herabfallende Schleier verdeckte zwar das Gesicht, aber der Salut der Ehrenwache konnte über die Person der Dame keinen Zweifel lassen.

„Garde!"

„Présentez les armes!"

Der Kammerherr reichte der Dame ehrfurchtsvoll die

Hand zum Aussteigen. Sie legte nur leicht ihre Finger auf den Arm des Cavaliers und sprang graziös auf den Boden.

„Kommen Sie, Frau Marschallin!"

Eine zweite Dame von kurzer üppig voller Gestalt verließ die Equipage, deren Thür sich sofort wieder schloß.

„Ich habe die Ehre, Ihrer Majestät zu folgen!"

„Ihren Arm, Vetter!"

Aus dem Wagen des Kammerherrn vom Dienst war noch ein Cavalier gestiegen, hager, klein, von brauner Farbe und unheimlichem Ausdruck des Auges. Im Knopfloch des schwarzen Fracks hing die Kette mit einer Reihe von Miniaturorden.

Mit einem stolzen Neigen des schönen Kopfes die gezogenen Hüte und ehrfurchtsvollen Begrüßungen der Umstehenden erwiedernd, rauschte die schöne Kaiserin in den Eingang, der zum Vestibül der kaiserlichen Loge führte. Der Kammerherr führte die Marschallin, noch zwei Hofdamen der Begleitung aus dem dritten Wagen schlossen sich an.

Wer fünf Minuten nachher noch den Cigarrenmann gesucht hätte, würde ihn nicht mehr an seinem bestimmten Platz gefunden haben.

Er war fort. — — — — — — — — — — —
— — — — — — — — — — — — — — — —
— — — — — — — — — — — — — — — —

Im Circus rauschte die Musik. — Auf ihrem gelehrigen Schimmel, von dem aufmerksamen Baucher in die Mitte der Manège begleitet, machte eben die graziöse Co=

ralie ihre Pirouetten über die Shawlbänder, und die breiten papierbespannten Reifen wurden in die Bahn gebracht, die sie im kecken Ritt durchspringen sollte.

Noch selten wohl hatte die Rotunde einen glänzenderen Anblick geboten. Die beiden Galerien waren bis zur Decke hinauf gefüllt, die erste ausschließlich mit der vornehmen Welt von Paris und mit Fremden besetzt. In dem Ausgang und dem Eingang zur Manège vom Stall drängten sich zwischen den Ecuriers, den Clowns und den Reitknechten die Uniformen der Offiziere und die fashionablen Toiletten der bevorrechteten Elegants.

Während die Galerie in der gewöhnlichen Weise der französischen Theater, selbst durch die Nähe des Hofes nicht abgehalten, lärmte und mit ihren Bravos und Vorruf, oder lauten, mit Gelächter aufgenommenen Bemerkungen mitspielte, verhielt sich das vornehme Publikum auffallend zurückhaltend mit seinen Gunstbezeugungen gegen die Künstlerinnen des Circus.

Alle Erwartungen, alle Ovationen schienen für die Königin des Abends, für die fremde Reiterin aufbewahrt zu bleiben. Vergeblich sahen die stolzen herausfordernden Augen der Ducos, die schmachtenden Blicke Palmyra Anato's nach den großen Bouquets in den Händen der Cavaliere — sie waren ihnen diesmal nicht bestimmt, und selbst die sonst so beliebte Paul Seugnerie ging leer aus, denn die zweitfolgende Nummer des Progamms annoncirte das erste Erscheinen der Sennora Rositta mit dem berühmten Rapphengst „Nureddin" die hohe Schule executirend.

Eine kurze Zwischenpause, ausgefüllt durch die Späße und Kunststücke der Clowns — dann begann das Orchester eine herausfordernde kecke Weise und die Stallmeister und Künstler bildeten eine breite Chaine rechts und links.

„Platz meine Herrn — Platz!"

Der Ruf des jüngern Dejean, die Bemühungen der Diener öffneten von der schweren Portiere vor dem Foyer des innern Heiligthum des Sports bis zur geschlossenen Barriere unter den drängenden Cavalieren, die auf die Seitenbänke und Stufen kletterten und so dicht an einander standen, daß Monsieur Auriol ohne besondere Balance über ihre Köpfe hätte hinweg spazieren können, eine möglichst breite Gasse, dennoch schmal genug, daß Füße und Arme in Gefahr blieben. Aber wer hätte danach gefragt, wenn es galt, die göttliche Rositta in der Nähe zu sehen, von ihrem Kleide gestreift zu werden!

Dann plötzlich auf ein Zeichen des Direktors rauschte die bunte Teppich-Portiere aus einander und das summende Geräusch des Publikums wurde von einem bewundernden: Ah! da ist sie! da kommt sie! unterbrochen.

Ein leichtes Schnalzen der Lippen, eine kleine Bewegung der Reitpeitsche und nach kurzem Galopp zwischen dem Spalier der Cavaliere hindurch trug das edle Thier in kräftigem Sprung über die geschlossene Barriere seine schöne Reiterin, und flog sich bäumend mit einem zweiten bis in der Mitte der Manège.

Als wäre es von einer Gigantenfaust in seinem wilden Lauf aufgehalten, hielt das edle Roß dort an. Seine kräftigen und doch so feinen Glieder erzitterten einen Augen-

blick unter der gewaltigen Anstrengung, und dann streckten sich die schlanken Vorderfüße lang aus, bis der stolze schöne Kopf niedergebeugt die Erde berührte, gleichsam in Respect vor der Anwesenheit der schönen Kaiserin Frankreichs, und auch die Reiterin senkte salutirend nach der kaiserlichen Loge Kopf und Peitsche. Ein wahrer Orkan von Applaus machte die Mauern des Circus erbeben. Das Reiterstück war so rasch, so kühn und so elegant ausgeführt, daß es seine volle Wirkung nicht verfehlt hatte. Selbst Ihre Majestät die Kaiserin applaudirte lebhaft der schönen Fremden. Und schön — graziös und phantastisch schön war in der That die ganze Erscheinung.

In leichter ungezwungener Haltung und doch so sicher und fest, als wäre sie Eins mit dem edlen Roße saß die Kunstreiterin im Sattel.

Die Gestalt der Dame war von mittlerer Größe und wundervoll gezeichneten Formen, die das lange Reitkleid von grünem Sammet, nur vorn an dem köstlich gewölbten Busen sich öffnend und einem um den kräftigen Hals sich erhebenden Stuart-Kragen Raum gebend, zum Entzücken abzeichnete.

Von dem dunklen Sammet hob sich reizend das eigenthümliche Incarnat dieses schönen und frischen Gesichts mit dem kräftigen zurückfallenden Kinn der halb gewölbten Stirn und der leicht gebogenen Nase. Dieses Incarnat sah fast wie eine Fortsetzung des Sammets ihres Gewandes aus, so weich und flaumartig war es in seiner hellen Olivenbräunung anzuschauen, die nur von dem Purpur der vollen Lippen, dem Rabenschwarz des üppigen Haarwuchses

und der fein und scharf gezogenen Braune, sowie von dem dunklen tiefen Blau des großen Auges in wundervoller Harmonie der Farbentöne unterbrochen war.

Diese Augen waren jetzt von den langen Wimpern bedeckt, zu Boden gesenkt, und als sie sich zugleich mit dem emporspringenden Pferde erhoben, traf ihr flüchtiger Blick die kaiserliche Loge und begegnete den von dem Opernglas bedeckten Augen der Kaiserin von Frankreich.

Es war nur ein kurzer Moment, den das Auge der Kunstreiterin auf der hohen Dame weilte, aber in diesem raschen halb verstohlenen Blick lag eine Welt voll Ausdruck, eine rührende dringende Bitte, Liebe und Verehrung.

Im nächsten Augenblick schon courbettirte das edle Roß in kurzer Volte an der Barriere entlang und begann unter der sichern Hand der Reiterin seinen Schulgang.

Unter dem stürmischen Beifall, der ringsum forttobte, war ein unwillkürlicher Ruf der Ueberraschung ungehört verschwunden, der bei dem Halt der Kunstreiterin Rositta in der Mitte der Manège aus dem Hintergrunde der kaiserlichen Loge selbst laut geworden.

Diesen Ruf hatte der Cavalier im schwarzen Frack ausgestoßen. Er war zwei Schritte vorgetreten fast bis hinter den Stuhl der Kaiserin und verfolgte mit dem Opernglas am Auge jede Bewegung der Reiterin.

Auch die Kaiserin folgte der schönen Erscheinung Rositta's mit ihrem Glas. Eine eigenthümliche Unruhe schien sich der hohen Dame bemächtigt zu haben; denn sie setzte wiederholt das Glas ab und nahm es wieder auf.

Plötzlich beugte sich der Cavalier vorwärts zu ihrem Ohr und redete sie, die Etikette verletzend, an, welche vorschreibt, daß man den gekrönten Häuptern nur antwortet.

„Es ist kein Zweifel — haben Ihre Majestät sie erkannt?"

Die hohe Dame wandte sich rasch um und sah den Fragenden fest und stolz an.

„Was meinen Sie Vetter, — wen soll ich erkannt haben?"

„Sehen Sie denn nicht Cousine, daß *sie es ist*, die Verschwundene, — meine Verlobte, — die Marquise —"

Die Spanierin sah ihn stolz an. „Sie sind närrisch mein Herr und sehen in Ihrer unerträglichen Manie Gespenster!"

Die Kaiserin wandte sich mit einer jener kurzen Geberden ab, mit denen Diejenigen, welche auf den Thronen der Erde sitzen, so unendlich tief alle andern Menschenkinder zurückzuweisen und in das Nichts zurückzuschleudern vermögen.

Don Alvaro, denn es war in der That der Vetter der Kaiserin, Don Alvaro Guzman de Montijo, der ehemalige Verlobte der jungen Marquise von Massaignac, zog sich in den Hintergrund der Loge zurück. Trotz der kalten und harten Zurückweisung verfolgte er in der höchsten Erregung die schöne Reiterin mit seinen unheimlich brennenden Augen, als wolle er sie verzehren.

Die Kunstreiterin hatte bereits zwei Mal die Gangart ihres Pferdes gewechselt, und bei dem Ende jeder Tour verdoppelte sich der stürmische Beifall.

In der kurzen Pause, die sie hielt, schweifte ihr schönes seelenvolles Auge mit raschem Blick über das dunkle Gedränge der Cavaliere, gleich als suche es einen Gegenstand. Dann blieb es einen Augenblick an der Seite des Eingangs dicht unter der kaiserlichen Loge hängen. Eine leichte Röthe färbte den Sammetton ihrer Wangen und ein Lächeln der Befriedigung zuckte um ihren schönen Mund.

Gleichsam als habe der Strom einer electrischen Berührung ihn betroffen — jener für Menschenwitz noch unerklärte magnetische Rapport der Seelen, — so hatte in demselben Augenblick eine dunkle Gluth die Stirn des jungen Preußen überzogen, der unfern des Eingangs stand.

Ohne recht zu wissen, was er unter dem Blick der schönen Reiterin that, hob er das einfache Veilchenbouquet, das er in der Hand hielt, zu seinen Lippen empor und küßte die Blumen.

In demselben Moment sprang der „Nureddin" zu einer neuen Tour an und tanzte zierlich, im Takt der Musik die Hufe setzend, durch die Manège.

In dem entgegengesetzten Ausgang zum Stall stand bis auf die Stufen der Logentreppen eine zahlreiche Gesellschaft der Tonangeber der Mode, jenes Foyer der Celebritäten von Paris und damit der Welt — Deputirte, Lions, Offiziere, Journalisten, Fremde — kurz jene vornehmen, anmaßenden und interessanten Flaneurs, welche am Mittag die rennommirtesten Cafe's der Boulevards, um Mitternacht die fashionablen Salons füllen.

Der Fürst Trubetzkoi, der Marquis von Heresford,

der Graf Montboisier befanden sich unter den Gruppen. Die Gespräche stockten, denn Alles hatte nur Augen und Lorgnons für die Reiterin Rositta.

In diesem Augenblick war die Tour zu Ende. Die Gefeierte ließ ihr Pferd zum kurzen Galopp gegen die Barriere anspringen und flog über diese unter dem donnernden Applaus der Menge zwischen den Stutzern zurück nach dem Eingang des Stalles.

Hinter ihr fielen die Portieren zusammen.

Aber leichter hätte sich mit einem Zauberschlag ein brausendes Meer beruhigt, als die erregte Masse der Zuschauer.

Der Applaus von Händen, Stöcken und Stimmen dauerte fort und schwoll zu einem wahrhaften Sturm an, als ihm nicht sofort gewillfahrtet wurde. Als einer der Tollsten geberdete sich der Fürst Trubetzkoi.

Endlich mußte Monsieur Dejean selbst sich bequemen, fortzugehen, um Mademoiselle Rositta zu holen. Dann öffnete sich wiederum die Portiere und die Reiterin erschien, nicht mehr zu Pferde, sondern bereits abgestiegen, die Schleppe ihres langen Reitkleides um ihren linken Arm geschlungen, an seiner Hand und wurde von ihm bis in die Mitte der Bahn geleitet.

Unter den graciösen Verbeugungen der Künstlerin nach der kaiserlichen Loge, wo die Kaiserin lebhaft applaudirte, und rings nach dem Publikum verdoppelte sich der Beifallsturm und ein wahrer Regen von Blumenbouquets flog von allen Seiten auf die Gefeierte nieder.

Unter diesen Bouquets befand sich ein Riesenstrauß von

den kostbarsten Blumen, wie ihn eben nur die Bouquetkünstler der Rue Lafitte oder der Passage de l'Opera in der ganzen Welt zu winden verstehen. Dieses wie eine Küchenschüssel große Bouquet mußte mindestens vier Napoleonsdor gekostet haben und war von dem Fürsten Trubetzkoi mit Ostentation geworfen worden.

Neben das Riesenbouquet fiel von der andern Seite her ein einfacher Veilchenstrauß.

Sennora Rositta dankte graciös nach allen Seiten und bemühte sich, mehrere Bouquets aufzuheben, wozu ihr die Stallmeister halfen, die ganze Armladungen sammelten und ihr nachtrugen.

Aber indem die glückliche Künstlerin von dem Direktor unter dem Beifallsjubel des Publikums nach nochmaligem Gruß zurückgeführt wurde, begegnete sie an dem Ausgang der Manège einem ältlichen Mann von kleiner schmächtiger Gestalt in dunkler Kleidung, das kahle Haupt von einem türkischen Feß bedeckt, der zu dem scharfen arabischen Schnitt seiner Gesichtszüge paßte.

Sie schien ihn hier erwartet zu haben, denn sie reichte ihm sogleich die Hand. „Hier Papa, führen Sie mich!"

Ob es absichtlich oder durch die rasche Bewegung geschah — genug, die Bouquets, die sie im Arm trug, fielen achtlos zu Boden, und sie behielt nur den Veilchenstrauß in der Hand.

Während die Cavaliere und Stallmeister sich überstürzten, ihr die Blumen aufzuheben, und Fürst Trubetzkoi vergeblich sich anstrengte, zu seinem Schüsselbouquet sich zu bücken, war die Kunstreiterin an der Hand des Mannes,

den sie „Papa“ nannte, bereits hinter dem Teppich des Eingangs verschwunden.

Mit der Tour war die erste Abtheilung der Vorstellung beendet, und das Herrenpublikum stürzte sich wie eine Lavine nach den Buffets und den Korridors zum Stall. Aus allen Gruppen hörte man die Erscheinung der schönen Reiterin besprechen und hundert mit großer Phantasie erfundene Züge von ihr erzählen.

Ein großer stattlicher Offizier von martialischem Aussehen in der Uniform der Garde-Zuaven, mit dem Kreuz der Ehrenlegion und der englischen und französischen Medaille von Sebastopol stand in der Mitte einer Gruppe von Militairs und Civilisten, die mit demselben Gegenstande sich beschäftigte.

„Parbleu — ich erinnere mich deutlich des Gesichts und könnte darauf schwören. Oder glauben Sie etwa, daß wir in dem Hundeloch Balaclawa und in den nichtswürdigen Trancheen vor Sebastopol neben all den tartarischen Stumpfnasen, den Juden und Armeniern so vielen Damenbesuch gehabt haben, um eine solche Physiognomie zu übersehen?“

„Es ist unmöglich Kapitain, bedenken Sie, daß eine so hübsche Cantiniere*) sicher noch eher ruinirt worden wäre, als die Mademoiselles Clemence und Zephise, die, wie sie dort sitzen, nicht viel besser als die Ruinen eines jener Schlösser am Bosporus aussehen: Moder in der prächtigen Hülle.“

Die Augen und Lorgnons der Plaudernden wandten

*) Marketenderin.

sich nach einer Stelle des Parkets, wo zwei Damen, gleich und auffallend gekleidet, neben einander saßen.

Ein einziger Blick genügte dem Kundigen, um aus der übertriebenen Toilette zwei Bewohnerinnen der Straße Breda zu erkennen.

Der Vergleich des Kapitains war in der That nicht unrichtig. Die beiden Frauen mußten noch jung sein und dennoch sahen sie wie Ruinen aus, die Gesichter schrecklich eingefallen, breite dunkle Ringe um die hohlen Augen. Man bemerkte deutlich, wie die Hand der Einen, indeß sie den Fächer hanthierte, nervös zitterte.

„Als sie nach Balaclawa kamen," fuhr der Zuaven-Kapitain fort, „konnten sie höchstens siebzehn Jahre sein. Sie waren die Ersten und nahmen zwei Napoleond'ors für den Besuch. In sechs Wochen hatte jede ein Vermögen, aber sie mußten sich auf den Dampfer tragen lassen, mit dem sie nach Marseille zurückkehrten."

Die Gesellschaft lachte gleichgültig über die abscheuliche Anekdote. „Das erinnert mich," sagte der Eine, „an Etwas, das mir ein preußischer Offizier aus der baden'schen Revolte erzählte. Bei der Besetzung Rastatt's fand man die weibliche Bevölkerung in einem Zustande, daß bald der dritte Theil der Garnison angesteckt und das Militair-Commando mit der Polizei gezwungen war, ein öffentliches Haus einzurichten. Der Zudrang war so groß, daß Posten aufgestellt werden mußten, um Queue zu halten."

„Das mag für die deutschen Bären gut sein, aber was hat das mit der himmlischen Erscheinung der Rositta

zu thun, die nur allzu unzugänglich ist; denn der Teufel soll mich holen, wenn ich die Prahlereien des alten Gecken Trubetzkoi glaube. — Was meinten Sie doch vorhin von der Spanierin Livaronne — ich war gerade anderweitig beschäftigt, als Sie erzählten."

„Pardieu — es war nur eine Erinnerung, die mir durch den Sinn fuhr. Das Gesicht der Dame kommt mir so bekannt vor und ich möchte darauf wetten, daß sie vor ihrer Carrière als Kunstreiterin Cantinière eines Linienregiments im Lager vor Sebastopol gewesen."

Man lachte ungläubig bei der Behauptung. „Ich glaube eher, was man erzählt, daß sie die Tochter eines heruntergekommenen spanischen Granden ist — jede ihrer Bewegungen zeigt von gutem Blut!"

„Das hat mein Schimmel Nerac auch. Aber wir können den Streit leicht erledigen; denn hier kommt unser würdiger Mohrendoktor und er wird uns aus alter Freundschaft dafür, daß ich mich drei Mal in seinen Händen befunden habe, erzählen, wie er zu dieser Vaterschaft gekommen ist."

In der That war der maurische Arzt, den die Soldaten den Mohrendoktor nannten, und der mit der Kunstreiterin aus Petersburg zurückgekehrt war und die Stelle ihres Beschützers und Geschäftsführers bekleidete, wieder in die Manège getreten.

„Willkommen, Doktor," sagte der Kapitain, dem Nachkommen der Kalifen von Granada die Hand reichend und schüttelnd. „Ich habe mit um so größerem Vergnügen gehört, daß Sie aus der russischen Gefangenschaft glücklich zu-

rückgekehrt sind, als ich mir oder meiner Kompagnie eigentlich die Schuld beimessen mußte, daß Sie darein gerathen, weil Sie bei Inkermann die armen Burschen nicht im Stich lassen wollten."

„Ein Jeder hatte seine Pflicht, Kapitain," sagte der Arzt, den Offizier gleichfalls freundlich begrüßend. „Sie, die Russen zu schlagen, ich, für Verwundete zu sorgen. Und da war es denn gleich, ob ich das vor oder hinter den Wällen von Sebastopol gethan."

„Es ist wahr, wir hörten von einem der Parlamentaire, welche Dienste Sie in den Lazarethen unserer damaligen Feinde geleistet. Um so mehr bedauert es das ganze Regiment, daß Sie Ihren Abschied genommen. Aber mort Dieu, wenn man als alter Knabe bei einer Schönheit ersten Ranges den Beschützer spielen kann, dann wundert's mich nicht!"

Das Gesicht des Mohrendoktors verfinsterte sich bei der Anspielung und ein Blick auf die umher lauernden Männer bewies ihm, daß Absichtlichkeit darin lag.

„Es hat mich gefreut, Kapitain Livaronne," sagte er kalt, „daß Sie sich meiner erinnert haben und von Ihren Wunden vollständig genesen sind. Damit Gott befohlen!"

Er wollte sich aus dem Kreise der Neugierigen entfernen, aber diese umschlossen ihn nur desto fester.

„Ein Wort noch, Doktorchen, eine Auskunft aus alter Freundschaft," lächelte übermüthig der Offizier. „Sie sollen eine Wette entscheiden. Erinnern Sie sich des Tages vor der Schlacht an der Tschernaja, als wir mit dem

Obersten des Vierzehnten und Méricourt zusammen waren?"

„Ich erinnere mich!"

„Nun denn, zum Henker, die kleine Cantinière, die uns die Flasche Brussa-Wein einschenkte und mich auf die Finger schlug, als ich ihr an das Kinn faßte — ich habe sie später nicht mehr auffinden können und es hieß, sie sei von einer russischen Kugel gefallen — aber der Teufel soll mich zu einer Pastete hacken, wenn die schöne Rositta ihr nicht wie ein Ei dem andern gleicht, wenn sie's nicht in eigener Person ist. Heraus, Doktor, mit dem Geheimniß!"

Der kleine Doktor lachte ihm in's Gesicht. „Die Kugel, die an der Alma ihren Kopf streifte, Kapitain," sagte er mit Humor, „hat das Organ des Erkennungsvermögens berührt. So viel ich mich erinnere, sind unsere Cantinièren ziemlich schlechte Reiterinnen."

„Aber, mort Dieu, wer ist die unbekannte Schönheit denn, und wie kommen Sie zu der Bekanntschaft?"

Das gewöhnlich so ernste Gesicht des kleinen Arztes lächelte spöttisch.

„Möchten Sie es im Ernst gerne wissen?"

„Sie sehen, wie wir Alle gespannt sind!"

„Aber es ist ein Geheimniß!"

„Eben deshalb!"

„Und Sie versprechen, zu schweigen?"

„Auf Ehrenwort!"

„Nun denn . . ."

Der Mohrendoktor zögerte absichtlich — Alle steckten die Köpfe näher zusammen.

„Mademoiselle Rositta ist . . . ."

„Was?"

„Eine Tochter des berühmten Imam Schamyl, die er dem Kaiser Nicolaus in der Jugend als Geißel gegeben und die der Kaiser bei Lejars hat zur Kunstreiterin ausbilden lassen, wegen ihres wunderbaren Reitertalents."

Der Kreis starrte ihn an — die Meisten wußten in der That nicht, ob der Mohrendoktor sie narrte oder nicht. Aber dieser machte ein so ernstes Gesicht, daß selbst der Zuaven-Kapitain ihn zweifelhaft anschaute.

„Doch wie kommen Sie zu dem Amt ihres Vertrauten und Begleiters?" fragte endlich einer der Stutzer.

„O — ich kurirte eine russische Großfürstin von den Pocken, ohne daß es ihrer Schönheit schadete," sagte der Doktor mit der ehrlichsten Miene, „und dafür hat man mir Rositta oder Rosinka als Leibeigene geschenkt!"

„Als Leibeigene — wie?"

„Ganz recht — das Mädchen ist eine wahre Goldgrube für mich. Dejéan zahlt mir für jeden Abend tausend Franken und füttert noch unsere Pferde."

Die Verblüfftheit des Lions wurde immer größer.

„Aber Sie wissen, Doktor," sagte endlich der Feuilletonist des „Figaro," — „in Frankreich ist die Sclaverei längst aufgehoben — selbst der Negersclave, sobald er den Fuß auf den edlen Boden Frankreichs setzt, ist frei!"

„Bah — sehen Sie dort den langen Kosaken des Fürsten Trubetzkoi, und fragen Sie sie Beide, ob Petrowitsch

in Paris weniger der Leibeigene des Fürsten ist, als in Moskau oder Kasan!"

„Aber ein so himmlisches Wesen — es ist eine Schande, und sie muß von ihren Menschenrechten in Kenntniß gesetzt werden, wenn nicht Alles ein thörichter Scherz von Ihnen ist, Doktor!"

„Probiren Sie es — aber ich mache Sie auf Eins aufmerksam!"

„Das ist?"

„Wenn Sie Kapitain Livaronne fragen, wird er Ihnen bestätigen, daß ich der beste Pistolenschütze bei den Garde-Zuaven durch ein eigenthümliches Talent war, und ich habe mich in Petersburg noch vervollkommnet. Es sollte mir leid thun, wenn Jemand mir mein rechtmäßiges Kapital stehlen wollte! Adieu, Messieurs, die Vorstellung wird sogleich wieder beginnen!"

Die Erzählung des Doktors — so sehr sie auch bezweifelt wurde — hatte Sensation erregt und machte alsbald die Runde durch den Circus. —

Unterdeß hatten in den Gruppen der Zuschauer manche andere Scenen gespielt.

Otto von Röbel hatte sich in der Nähe seiner Verwandten und Freunde gehalten und stand an einem der Pfeiler der kaiserlichen Loge. Der Zufall hatte seine Besorgniß begünstigt; denn der Platz des Fürsten Trubetzkoi mit seiner Familie, oder vielmehr dieser allein, befand sich auf der andern Seite, so daß die beiden Gesellschaften wenig oder Nichts von einander gewahrten. Er beschloß

im Innern, möglichst zeitig aufzubrechen, damit jede Begegnung am Ausgang vermieden werde.

Als Rositta den einfachen Veilchenstrauß aufgenommen und auf Kosten aller der anderen kostbaren Blumenspenden bewahrt hatte, als der seelenvolle Blick ihres großen Auges ihn traf, — stand er wie mit Purpur übergossen stumm, ja verlegen, und das Herz pochte ihm mit gewaltigen Schlägen. Um keinen Preis hätte er vermocht, seinen Platz zu verlassen und dem Strom der Stutzer und Sportsmen nach dem Stall oder den Büffets der Gallerien zu folgen.

Die Augen der Mutter weilten besorgt auf ihm, aber Kapitain Laforgne deckte mit einer Wendung des Scherzes den Freund.

„Lassen Sie ihn, gnädige Frau — Otto ist ein Enthusiast der Sports geworden. Wir wollen ihn nicht in seiner Extase für die Kunst oder vielmehr die Künstlerin stören. In der That, hätte ich nicht meine kleine Frau an der Seite, ich würde zu seiner Fahne schwören, denn dies Gesicht macht auch auf mich einen eigenthümlichen Eindruck, und ich muß ihm schon irgendwo begegnet sein."

„Wollen Sie mir einen Augenblick Ihr Glas erlauben, Herr Kapitain?" bat das deutsche Edelfräulein.

Der Offizier erinnerte sich der seltsamen Bitte des Freundes, aber schon langte seine Gattin nach dem Operngucker.

„Hier, liebes Fräulein! o wie ungeschickt, meine Theure!"

Der Kapitain, der sich nicht anders zu helfen wußte,

hatte in dem Augenblick das Glas, nach dem seine Frau reichte, fallen lassen und es rollte durch die breiten Spalten der Bretter in die Tiefe.

„Carrajo — ich werde einen der Logenschließer rufen!"

Das Edelfräulein beklagte naiv den Unfall, der Kapitain aber benutzte die Gelegenheit, seine Gesellschaft auf einige Augenblicke zu verlassen und den Freund aufzusuchen.

Als er durch den Corridor ging und einem der Logenschließer den Auftrag gab, den Operngucker unter den Plätzen hervorzuholen, aber ihm erst beim Fortgehen einzuhändigen, stieß wie zufällig ein Herr ihn an.

„Verzeihung, Herr Kapitain!"

Der junge Mann schaute den ihm Unbekannten scharf an. „Sie kennen mich, mein Herr?"

„Ich habe die Ehre, Kapitain Laforgne vor mir zu sehen?"

„Das ist mein Name!"

„Eben deshalb bitte ich Sie, mit mir einen Augenblick in jenen Gang zu treten, wo die Geräthschaften stehen, wir sind dort unbemerkt; ich habe eine Botschaft an Sie!"

Der Abenteurer schien an dergleichen Begegnungen und anonyme Mittheilungen gewöhnt, denn er machte rasch dem Fremden ein Zeichen, voran zu gehen, und folgte ihm.

Die großen Papierballons, durch welche bei einer der nächsten Produktionen die kleine Adele Monfroid ihre Sprünge machen sollte, verdeckten sie hier vor jedem unberufenen Blick.

„Ora e sempre!" sagte der Fremde leise.

Der Kapitain nickte zum Zeichen des Einverständnisses. „Was haben Sie mir zu sagen?"

„Man hat Sie heute Nachmittag nicht zu Hause getroffen, als man Sie brauchte."

„Carrajo — ich bin kein Sclave — ich war mit Bekannten auswärts — wenn man mich brauchte, hätte man mich früher benachrichtigen sollen!"

„Eben deshalb soll ich Sie ersuchen, sich morgen nicht aus Ihrer Wohnung zu entfernen und für jeden Augenblick bereit zu halten."

„Ich bin es ohnehin und muß Ihnen sagen, daß ich dieses Lauern und Warten vollständig satt habe!"

„Zu den Pflichten des Soldaten gehört das Ausharren auf seinem Posten. Ich kann Ihnen jedoch sagen, daß Ihre Geduld nicht mehr lange auf die Probe gesetzt werden soll. Halten Sie sich zu morgen Nacht bereit. Sie haben den Plan von Paris vollkommen inne?"

„Als ob ich als Gamin hier geboren wäre — wer in den Pampas gefochten hat, orientirt sich überall mit leichter Mühe! — Indeß . . . ."

„Nun?"

„Was Sie mir da sagten, ist keine Mittheilung mehr, sondern eine Frage, und ich kenne Sie nicht weiter als durch die allgemeine Losung!"

Der Fremde öffnete die linke Hand und zeigte dem jungen Soldaten ein Geldstück, das er darin bereit gehalten.

Es war ein römischer Thaler, von jenen, die im Jahre 1849 das Direktorium der Republik hatte schlagen lassen, an einer gewissen Stelle durchbohrt.

Der Kapitain überzeugte sich von dem Zeichen und gab es dann zurück. „Fragen Sie," sagte er kurz. „Ich werde antworten."

„Es ist möglich, daß die Barrikaden bereits morgen Nacht gebraucht werden. Haben Sie alle Punkte genau gewählt?"

Ich habe meine Aufgabe erfüllt."

„So kann man sich darauf verlassen, daß beim ersten Signal die Stellen in Vertheidigungszustand sein werden?"

„Wenn man mir die Soldaten dazu stellt, gewiß!"

„Auch gegen eine bedeutende Truppenzahl?"

„Nöthigenfalls gegen die ganze Garnison!"

„Bah — wir brauchen nur zwölf Stunden, dann werden wir mindestens die halbe für uns haben."

„Das kümmert mich nicht. Ich habe die Ordre, mich zu schlagen, und ich werde mich schlagen!"

„Eben mein Herr, weil man weiß, daß Sie ein kühner Soldat sind und vor keiner Gefahr zurückscheuen, hat man Sie gewählt. Außerdem sind sie geborener Franzose, besitzen also Alles, was dazu gehört, das Volk von Paris zu leiten. Indeß Sie werden begreifen, daß es sich bei Ihnen nur um die Avantgarde handelt und die Schlacht selbst, wenn sie geschlagen werden muß, von Andern geschlagen werden wird."

Obschon das seltsame Gespräch der Beiden, das über den Zweck des Aufenthalts des Kapitain Laforgne und seine Verbindungen Licht gab, mit leiser Stimme geführt worden, war der Ton dieser Worte doch so fest und bestimmt und verrieth so sehr die Gewohnheit des Befehlens, daß der

Garibaldien ziemlich betroffen aufsah und zum ersten Mal den Unbekannten näher in's Auge faßte.

Es war ein Mann von etwa 40 bis 43 Jahren, von hoher schlanker Figur in einfacher Civilkleidung. Seine Haltung war gerade und verrieth den Soldaten, sein Gesicht war länglich, von sorgenvollem ernstem Ausdruck und wurde von einer blauen Brille entstellt.

„Wir haben uns bisher noch nicht gesehen, Herr Kapitain," sagte der Fremde, — „aber ich hoffe, daß es künftig öfter geschehen wird. Wenn es Ihnen gelingt, zwölf Stunden die Barrikaden zu halten, werden Sie am andern Tage Oberst der französischen Armee und Kommandeur der Ehrenlegion sein. Ich bin erst seit gestern in Paris und habe erst heute von unsern gemeinsamen Freunden, oder Verbündeten, wie ich sie wenigstens in Betreff meiner Partei nennen muß, den Wink erhalten, Sie aufzusuchen. Man hat mir Sie im Circus gezeigt und ich habe auf die Gefahr hin, mich zu kompromittiren, die Gelegenheit wahrgenommen, Sie anzusprechen. Nehmen Sie dies Papier, es enthält einige Fingerzeige und Rathschläge über die Punkte, die am meisten Erfolg versprechen in dem Straßenkampf."

Der Fremde reichte dem Kapitain ein eng zusammen gefaltetes Papier. Dieser sah noch immer ziemlich verblüfft ihn an.

„Sie brauchen sich nicht zu verwundern," fuhr Jener lächelnd fort, „solchen Beistand von Jemand zu erhalten, der weit eher die Aufgabe hat, Barrikaden zu nehmen, statt sie zu vertheidigen. Die Chancen und Stellungen wechseln

wunderbar in diesem lieben aber sehr launischen Frankreich. Doch nun Adieu, denn ich darf mich nicht länger exponiren auf die Erfahrung hin, daß man gerade mitten unter den Feinden am wenigsten Gefahr läuft. Sobald der Kampf ausgebrochen, sehen wir uns wieder."

Er grüßte mit einem freundlichen Kopfnicken und trat in den Korridor zurück, wo er bald verschwand. Einer der Stallmeister hatte ihn dort erwartet. Kapitain Laforgne blieb einige Augenblicke in tiefem Nachdenken stehen.

„Seltsam!" murmelte er — „der Mann gehört offenbar nicht zu den Unseren und ist doch mit dem Zweck bekannt und hat die Zeichen. Der Henker hole dies Versteckspielen — ich wünschte, die Geschichte wäre vorüber und vor Allem — die Frauenzimmer hätten Paris im Rücken!"

Er steckte die Papiere nach einem raschen Umherblicken, ob Niemand ihn beobachte, zu sich und setzte dann seinen Weg fort, seinen jungen Freund und Gegner aufzusuchen.

Er fand ihn auf seinem Platz.

„Ich habe Deinen räthselhaften Zettel erhalten und ihm ein hübsches Opernglas zum Opfer bringen müssen," sagte er, sich gewaltsam zu einer heiteren Stimmung zwingend. „Was zum Teufel Mensch, glaubst Du, daß man erst ein Lorgnon nöthig hat, um Deine Leidenschaft für Mademoiselle Rositta zu sehen? Aber was fehlt Dir — es ist doch nichts Unangenehmes vorgefallen, seit ich Dich aus den Augen gelassen — oder ärgerst Du Dich bloß über einen glücklichen Rivalen, der unterdeß der hübschen

Reiterin in ihrer Garderobe die Kur schneidet, während Du hier wie eine Schildwach auf ihrem Posten stehst?"

Die Stirn des jungen Preußen war in der That von Zorn geröthet, das sonst so ruhige freundliche Auge sah unmuthig und der Mund war fest geschlossen.

„Es ist Nichts von Bedeutung," sagte er rasch — „ich habe nur einem Unwürdigen meine Verachtung gezeigt, und dennoch bin ich nicht recht zufrieden mit mir. Ich danke Dir übrigens für den Dienst, den Du mir geleistet."

„Den ich aber wirklich nicht verstehe. Kannst Du mir eine Erklärung geben?"

„Du weißt bereits so viel von unserer Familie, daß ich Dir auch dies sagen kann. Wenn ich mich recht erinnere, habe ich Dir früher schon von einer unglücklichen Liebe meiner Schwester gesprochen?"

„In Serrières, als wir beide von unsern Wunden genasen. Diese Liebe interessirte mich um so mehr, als der Mann, von dem Dein Vater Nichts wissen will, ja mein politischer Glaubensgenosse ist und das hauptsächlich seinem Glück im Wege war."

„Er ist ein Schurke!"

„Bah — das ist eine andere Sache und keineswegs, wie ich hoffen will, mit einem Republikaner gleichbedeutend. Aber, wenn mir recht ist, sprachst Du damals mit Achtung und Liebe von ihm. Was hat so plötzlich Deine Meinung geändert?"

„Das, was ich heute Abend hier über ihn erfahren und gesehen!"

„Hier?"

„Ja — er ist hier — als ich vor dem Cirque auf meine Mutter und Schwester harrte, sah ich ihn unerwartet mit einer Gesellschaft aussteigen, und deshalb bat ich Dich, das Lorgnon bei Seite zu schaffen, damit Rosamunde, die ziemlich kurzsichtig ist, ihn nicht erkennen und die alte Wunde ihres Herzens wieder aufbrechen sollte."

„Weiter!"

„Der Zufall hat meinen Wunsch in den Plätzen begünstigt. Aber während der Pause — vor zehn Minuten — legte sich seine Hand auf meine Schulter und seine Arme öffneten sich, wie sonst dem Knaben. Er hatte mich erkannt!"

„Und Du?"

„Soll ich einem Unwürdigen Freundschaft heucheln, dem meine Schwester das Glück ihrer Jugend geopfert, und der die Arme vergessen hat, um der verächtliche Louis einer vornehmen Dame zu sein? Hätte mich nicht die Erinnerung an frühere Tage abgehalten, ich würde mich nicht begnügt haben, ihm den Rücken zu kehren und mir jede Annäherung zu verbitten."

„Woher weißt Du das Alles?"

„Der Zufall machte mich zum Zeugen der spöttischen Bemerkungen, die über dies Verhältniß ganz öffentlich gemacht werden. Sieh hin — die dritte Loge dort — die Dame mit dem ungarischen Kopfschmuck, die Fürstin Trubetzkoi, die getrennt von ihrem Gatten lebt, hat ihn unter der Firma eines Sekretairs bei sich und eben spricht sie mit ihm."

Der Kapitain beobachtete einige Augenblicke die Gruppe. „Wenn das der Geliebte Deiner Schwester ist," sagte er endlich, „so muß ich Dir gestehen, daß er mir das Aussehen eines ehrlichen Mannes zu haben scheint. Er sieht offenbar hierher und weiß, daß wir von ihm sprechen. Was aber die Fürstin anbetrifft . . ."

„Nun?"

„So glaube ich, daß Du Dich irrst. Oberst Türr erzählte uns auf Caprera ihre traurige Geschichte! Viel eher würde ich glauben, daß die Kleine dort hinter ihr ihm gefährlich ist, denn sie verschlingt ihn fast mit den Feueraugen. In jedem Fall ist es gut gewesen, daß Du die Annäherung an die Deinen verhindert hast und es wird das Beste sein . . ."

„Was?"

„Daß Ihr morgen schon nach Deutschland oder der Schweiz abreiset und meine Frau soll Euch begleiten!"

„Das ist unmöglich — ich kann Paris noch nicht verlassen. Es wird andere Mittel geben, ihn entfernt zu halten, und müßte ich zu den strengsten greifen."

„Carracho! ehrlich gestanden sähe ich Euch am liebsten fort von Paris. Die Luft hier taugt augenblicklich nicht für Euch! Doch gegen Eigensinn ist nicht zu kämpfen und vielleicht gestalten sich die Dinge überhaupt anders. In jedem Fall rechne auf mich! Ich gehe jetzt zu den Damen zurück und werde aufpassen, daß wir nicht mit jenen Personen zusammentreffen."

Der Kapitain drückte dem Freunde die Hand und verließ ihn, denn die eigenen wichtigen Interessen nahmen

alle seine Gedanken in Anspruch. Der junge Edelmann war unzufrieden mit sich selbst; denn unwillkürlich wandte sich von Zeit zu Zeit sein Blick nach dem Freunde seiner Jugend, dem Mann, den er so lieb gehabt, und begegnete jedesmal dem ernsten, traurig auf ihn gerichteten Auge desselben.

„Sie haben mir unter verhängnißvollen Umständen einst das Leben gerettet, als Sie noch ein Knabe waren und anders dachten, Herr von Röbel," hatte ihm der Erzieher auf seine beleidigende Zurückweisung geantwortet — „auch die jetzige schmerzliche Erfahrung kann mich daher meiner Dankespflicht nicht entbinden."

Man trennt sich allerdings nicht so leicht von den Erinnerungen und Sympathieen der Jugendzeit.

Hatte Otto von Röbel allerdings auch über manche Lebensverhältnisse seither anders denken lernen, sein Herz hatte noch die volle Wärme und die Ideale der Jugend bewahrt, und die cynische Weise, mit der seine Achtung und Liebe für den alten Freund zerstört worden, hatte ihn um so tiefer verletzt und aufgeregt.

Es ist eine alte aber traurige Erfahrung des Menschenherzens, eine jener schnöden Maximen des großen Menschenkenners Larochefoucauld, daß gerade in Augenblicken, wo wir selbst Fehler begehen oder zu begehen im Begriff stehen, die der Anderen die wenigste Nachsicht in unserer Beurtheilung finden. Der junge Mann wußte sehr wohl, daß seine thörichte Liebe für eine Reiterin des Circus sich nie der Billigung seiner Familie erfreuen könne, und dennoch hielt er gerade jetzt die Strenge der väterlichen Entscheidung gegen die Schwester für vollkommen gerechtfertigt.

Er bezwang sich mit Gewalt und kehrte der Seite, wo die Plätze der Fürstin sich befanden, den Rücken; er bemerkte mit Vergnügen, daß Kapitain Laforgne eifrig bemüht war, durch seine Unterhaltung die Aufmerksamkeit seiner Mutter und Schwester von den Logenreihen abzuziehen, die sich wieder füllten; denn die Pause war zu Ende und die Vorstellung begann eben wieder mit der kecken Voltige des jungen Carré auf dem ungesattelten Pferde.

Auch die kaiserliche Loge hatte sich wieder gefüllt. Einige Personen vom Hofe hatten Ihrer Majestät während der Pause im Salon ihre Aufwartung gemacht und die Einladung erhalten, in die Loge zu treten.

Die Kaiserin unterhielt sich viel, es war, als suche sie Zerstreuung von gewissen Gedanken und durch die Vergrößerung ihres Cercles jede weitere Annäherung ihres Verwandten zu vermeiden.

Don Alvaro hatte sich während der Pause nicht entfernen können, da ihn sein Dienst an die Kaiserin band. Er stand jetzt außerhalb des Cercles in tiefen Gedanken, wie die Falten auf seiner Stirn andeuteten; aber mit jener Kunst, zu hören und zu sehen, die man allein auf dem Parquet der Fürstensäle lernt, horchte er auf alle Aeußerungen aus dem Kreise, der sich natürlich auch vielfach über die hervorragende Erscheinung des Abends unterhielt.

Der Graf von Monboisier, der gleichfalls der Kaiserin seine Aufwartung gemacht, erzählte die verschiedenen Gerüchte, die über die Primadonna des Circus umherliefen. Er hatte Dejéan selbst befragt, aber Herr Dejéan wußte eben nicht mehr als jeder Andere. Monsieur Herr-

mann, sein thätiger Agent, war auf den Ruf der Sennora Rositta nach London gegangen und hatte dort das Engagement mit ihrem Geschäftsführer, dem „Mohrendoktor" geschlossen, der in der groben Abfertigung der Neugierigen beinahe dem berüchtigten Factotum Pelissiers gleich kam, wie der Graf behauptete.

Es war bekannt, daß der berühmte Herzog von Malakoff sich durch seine, keine Rücksicht kennende Grobheit auszeichnete. Alle seine Untergebenen fürchteten seine Sottisen — aber er sagte sie nicht bloß den Untergebenen, sondern auch ganz anderen Leuten. Der Duc de Malakoff genoß in den Tuilerien ganz denselben Ruf, dessen der verstorbene Oberstlieutenant von Duxen in dem Cercle des preußischen Hofes sich erfreute. Einmal jedoch hatte der Marschall vollkommen seinen Meister gefunden, und dieser Meister war — ein Gassenkehrer!

Pelissier, damals noch Oberst, gerieth auf der Straße mit dem Mann in Streit, weil dieser ihm nicht ausgewichen. Beide Parteien sagten sich unglaubliche Artigkeiten und Pelissier, der staunend erkannte, daß die Zunge und der schlagfertige grobe Humor dieses Menschen ihm gewachsen sei, wollte die Debatte durch einen Schlag mit der Reitpeitsche beenden. Aber der Gassenkehrer kam ihm zuvor und leerte ihm etwas über den Kopf, das man nicht gern näher bezeichnet. Unterdessen war die Wache gekommen und Pelissier schrie ihr unter seiner Würde zu: „Arretirt mir den Kerl, der muß bei mir bleiben, zwei solche Grobiane gehören zusammen!" — Der Mann ward Pelissier's Diener, später sein Kammerdiener und hat traurig an sei-

nem Sarge gestanden. Denn indem wir die Anekdote niederschreiben, hat der berühmte Sieger von Sebastopol vor dem höchsten Richter seine furchtbare That in den Felsenhöhlen von Kantara zu verantworten. Der ehemalige Gassenkehrer ist vielleicht der einzige Mensch, der über den Tod des Herzogs von Malakoff weinte. Er wird nie wieder solche klassische Grobheit hören, wie aus dem Munde des Verstorbenen.

Aber bedauert hat seinen Tod sicher der Mann auf dem Throne von Frankreich, denn der unbeugsame Soldat war eine der sichersten Stützen des neuen Kaiserthrones. —

Unterdessen hatte die Vorstellung ihren Fortgang genommen und näherte sich jenem Theil, den Alle mit der größten Spannung erwarteten.

Das Programm zeigte als die vorletzte Nummer den doppelten Brückensprung der Sennora Rositta an; eine Quadrille aus der Zeit Ludwig XIII. sollte den Schluß bilden.

Allgemein war die Aufregung, als endlich die Stallmeister die Manège räumten und die Diener die Brücke aufzustellen begannen.

Die beiden Thüren der Barrière wurden geöffnet und unter Leitung des Direktors selbst das Gerüst gebaut.

Es war das, wie wir am Eingang dieses Kapitels erwähnt, eine etwa 5 Fuß breite, flach gewölbte Estrade, die von dem Ausgang zu den Ställen bis zu dem Eingang der Vorderseite quer über den Kreis der Manège lief, da, wo sie sich der grade darüber befindlichen kaiserlichen Loge näherte, etwa 8—9 Fuß hoch über dem Boden.

Diese Estrade war zwar leicht aus über abwechselnd hohe Böcke gelegten Balken und Brettern gebaut, die Zusammenfügung und Befestigung derselben aber genau und sorgfältig. Neben dem Direktor des Circus überwachte der Mohrendoktor mit der größten Aufmerksamkeit den Bau.

Obschon unter der braunen Färbung seines Gesichts sich eine gewisse Blässe zeigte, schien er doch voll Vertrauen auf die Sicherheit seines Schützlings und auf die Kraft des Pferdes, das den gefährlichen Sprung machen sollte. Er prüfte genau den Bau und traf verschiedene Anordnungen, die von seiner Sorge für die schöne Reiterin zeugten.

Die Aufstellung des Gerüstes hatte etwa zehn Minuten gedauert. Als die Diener dasselbe mit Sand bewarfen, gab der erste Stallmeister dem Orchester das Zeichen zu beginnen.

Die Spannung im ganzen Hause war überaus groß. Auf allen Plätzen drängten sich die Zuschauer und hielten die Augen auf die Portière gerichtet, die noch den Zugang der Manège schloß.

Selbst die Kaiserin lehnte, das Glas am Auge, über die Brüstung. Dicht unter der kaiserlichen Loge lief das Gerüst hin. Wer ein Interesse für seine Person in diesem Augenblick gehabt hätte, würde bemerkt haben, daß auch Don Alvaro seinen Platz im Hintergrunde der kaiserlichen Loge verlassen hatte und bis nahe an die Brüstung auf der andern Seite vorgetreten war. In seiner Nähe stand der Graf Monboisier.

Das Orchester spielte den großen Marsch aus Cortez. Nach den ersten Takten öffnete sich die Portière und Rositta

erschien auf dem Schimmel „Matador." Ein tausendstimmiger Ruf der Bewunderung begrüßte die schöne und romantische Erscheinung.

Die Reiterin trug das reiche phantastische Kostüm der tscherkessischen oder georgischen Fürstinnen.

Sie ritt diesmal à deux cotés. Eine Nachahmung jener biegsamen elastischen Panzer von Rehhaut, in welchen bei den lesghischen Stämmen die Büste der Jungfrau schon vor ihrer Mannbarwerdung eingenäht wird und die den sich entfaltenden Busen so lange bedeckt, bis der Dolch des Gatten oder des Käufers ihn zerschneidet — eine That, die jedem Andern das Leben kosten würde! — umschloß hier von Silberstoff gefertigt, den schlanken und vollen Oberkörper bis zu dem schön geschwungenen Halse, und zeichnete jene Formen ab, die ein Händler des Sclavenmarkts von Constantinopel dem Kislar Aga des Herrschers der Gläubigen mit hunderttausend Piastern angesetzt haben würde — einer jener Händler, der unter'm Schutz der britischen Fregatten im schwarzen Meere sein Menschenfleisch von Trebizond nach dem Bosporus transportirt, während das humane England stündlich mit seinen Thaten für Abschaffung der Sclaverei in Amerika und wo sonst — nur möglichst weit von seinen europäischen Interessen — prahlt! Halb geöffnete Aermel von Purpurseide, durch Smaragdknöpfe am obern Theil zusammengehalten, fielen aus den Schulteröffnungen dieses Panzers oder Corsets und verhüllten bis zum Ellbogen die Wellenlinien der vollen kräftigen Arme, deren Handgelenke mehrere Zoll breit mit Goldspangen und Bracelets bedeckt waren. Ein kur-

zer Rock von gleicher Seide faltete sich unter dem Silberpanzer her bis auf die Kniee der weiten Beinkleider von gelbem Atlas. Eine reiche hellblaue Schärpe flatterte um die Hüften und das lange, in vielen mit Goldstücken durchflochtenen Zöpfen herunter fallende Haar war von einem Turban aus Silber und Purpur mit kostbaren Reiherfedern geschmückt, bedeckt.

Dieses an sich schon prächtige Kostüm funkelte von kostbaren Perlen und Juwelen, deren strahlender Glanz dem Kenner bewies, daß hier von keinen Theatersteinen die Rede war.

Das prächtige Thier, das sie ritt, war von jener persisch-kaukasischen Race, welche ihre Reiter durch die Steppen zur Jagd und über die Klippen und Felsensprünge des Elbrus mit der Kraft und Sprungfertigkeit der Gemsen zum wilden Angriff oder zur rasenden Flucht trägt. Das edle Roß war in orientalischer Weise gesattelt und gezäumt und trug breite Zügel von Purpur und Silber, während die Steigbügel von diesem massiven Metall waren. Es schien sich der Schönheit seiner Bürde bewußt, denn seine röthlichen Augen blickten wie stolz umher, seine Nüstern blähten sich und es warf den lang und seidenartig bemähnten Nacken kräftig aufwärts.

Die Reiterin trug auf der rechten Hand, als sie das erste Mal erschien, statt eines Exemplars jener Falken, deren sich die persischen und thybetanischen reichen Herren zu der Jagd auf das rothe Rebhuhn und den Steppenfasan bedienen, eine weiße Taube.

Die ganze Erscheinung der schönen Reiterin erschien

wie ein phantastisches Bild aus Tausend und Eine Nacht und machte auf das Publikum einen förmlich berauschenden Eindruck.

Diese Stimmung bewies auch der enthusiastische Applaus, der sie begrüßte. Die Pariser sind wie die Kinder, je glänzender, je phantastischer eine Erscheinung, in desto größeres Entzücken gerathen sie. Unter Denjenigen, welche sich die Hände fast wund klatschten vor lauter Enthusiasmus, zeichnete sich Tunsa — oder vielmehr Feodora — aus, die mit dem Knaben auf ihrem Schooß um die Wette applaudirte und dem Entzücken ihrer wilden Natur vollen Lauf ließ, so daß sie sich weit vorbeugte über die Loge und die Fürstin sie zurückziehen und sie daran erinnern mußte, wo sie sich befänden.

Die schöne Tscherkessin ritt unter den rauschenden Klängen der Musik langsam die schmale Bahn hinauf und die Estrade entlang. Sie hatte das Pferd fest und kurz in der Hand und man sah, wie das feurige Thier nur mit Ungeduld sich in die Fessel fügte. Jede Ader an ihm schien von Kraft und Erwartung des freien wilden Laufs zu schwellen.

Als die Reiterin sich gerade gegenüber der kaiserlichen Loge befand, hielt sie an — und wie vorhin den „Nureddin", sich zu strecken, — so zwang sie jetzt den feurigen Perser, das linke Knie vor der Loge zu beugen. Dann, während noch der Sturm des Applauses tobte, riß sie plötzlich das Pferd in die Höhe und ließ es steigen, daß die Vorderhufe durch die Luft schlugen.

Ein allgemeiner Schrei der Angst begleitete das auf

dieser schmalen Bahn so kühne Reiterstück; aber mit stolzem Lächeln, als ob sie jede Gefahr verachte, hielt Rositta einige Sekunden lang das Thier in dieser Stellung, drehte es um sich selbst, und warf während des gefährlichen Manövres mit einer raschen Bewegung die weiße Taube in die Luft.

In demselben Moment hatte sie das bäumende Pferd wieder niedergeworfen, und sich tief bis auf die Mähne verneigend, zwang sie es, in langsamem stolzem Schritt seinen Weg über die Estrade fortzusetzen und verschwand durch die entgegengesetzte Thür.

Das kühne Manövre war so rasch vor sich gegangen, daß das Publikum noch nicht Zeit gehabt hatte, von seinem Schrecken zu neuem Beifall über das Gelingen überzugehen, als die Sennora bereits verschwunden war — aber donnernder Applaus hallte ihr nach, während aller Augen jetzt den Falken suchten, den die kecke Reiterin in die Höhe geschleudert.

Der Vogel, betäubt und verwirrt von dem Lärmen und dem Glanz der hundert Glasflammen, flatterte ängstlich an der Decke der Rotunde umher. Endlich schien er sich der Lection zu erinnern, zu der er offenbar abgerichtet war, umkreiste drei Mal den großen Kronenleuchter der Mitte, und ließ sich dann auf der Balustrade der kaiserlichen Loge vor der Kaiserin nieder.

Erst während des Fluges hatte man bemerkt, daß die Taube in ihren Fängen ein kleines Blumenbouquet trug mit einem flatternden Seidenband.

Das Publikum begriff sogleich diese sinnige Huldigung und brach in neuen Beifall aus, während die hohe Frau, offenbar angenehm berührt von dem kleinen Intermezzo,

das zierliche überaus zahme Thierchen liebkos'te und ihm selbst das Bouquet und das Band abnahm.

Das Band enthielt wahrscheinlich ein kleines entsprechendes Madrigal oder Sonnett, denn die Kaiserin las es und reichte es dann mit befriedigtem Lächeln der Marschallin.

Das Bouquet behielt sie zurück und während ihre schlanken Finger damit spielten, senkte sich ihr schwarzes Auge sinnend darauf nieder.

Die Blumen, die es bildeten, waren sehr einfach. Es bestand allein aus einer Calla, jener prächtigen Blüthe der amerikanischen Tropen, umgeben von den kleinen zierlichen Blumen des Myosotis oder des oreille de souris — unserem gewöhnlichen Feld-Vergißmeinnicht.

Welches Interesse die hohe Dame aber auch an dem kleinen Bouquet nahm, es konnte bei weitem sich nicht mit dem Glück vergleichen, das eine andere Person im Circus über ein anderes Bouquet empfand.

Der junge Preuße hatte bei dem Bau der Estrade seinen Platz behauptet, er stand jetzt dicht neben ihr in der vordersten Reihe der Zuschauer.

Als die schöne Tscherkessin zuerst auf der gefährlichen Brücke erschien, durchlief ein Erbeben der Freude seinen kräftigen Körper, sein ehrliches blaues Auge strahlte einen Blitz des Glücks, und alles Andere war vergessen.

Während des begeisterten Jubels und Lärmens des Publikums und des Spiels dieser kleinen Scenen, die für die Menge unverständlich waren, hatten die Diener der Manège im letzten Drittel der Estrade nach dem Eingang

von Außen her zwei Joche derselben ausgehoben und so eine Kluft von mindestens 5 Ellen Breite gebildet.

Man wußte, daß über diese Kluft die Reiterin den verwegenen Sprung machen sollte!

Nach dem kühnen Reiterstück von vorhin zweifelte zwar Niemand, daß die Sennora die Aufgabe lösen würde, aber man verhehlte sich nicht, wie gefährlich sie war und die Spannung wuchs mit jedem Moment fieberhaft.

Die Reiterin sollte zum ersten Mal im Galop den Sprung wagen, nachdem sie dem Pferde die gähnende Oeffnung gezeigt, — um den äußern Gang des Circus jagen und noch ein Mal über die Brücke galopirend über die gähnende Oeffnung und zugleich eine feste Pallisadenbarrière setzen, die man — mit den Spitzen 4 Fuß über das Podium der Estrade ragend, — unterdeß in die Oeffnung geschoben haben würde, um die Schwierigkeiten, aber auch den Ruhm der Ausführung zu vergrößern.

Die keckſten und verwegensten Reiter unter dem Publikum erklärten die Sache für kaum möglich und geradezu halsbrecherisch. Die entsetzliche Aufgabe hatte selbst das höchste Interesse des Garibaldiens erregt, und er vergaß alles Andere über die Theilnahme an dem Schauspiel, das ihn an die wilden Ritte und Reiterstücke der Pampas erinnerte. Lord Heresford erzählte von einer Fuchshetze im Westen von Irland, bei der drei Jäger über einen um einen Fuß schmäleren Hohlweg gesetzt waren und der eine den Hals, die beiden anderen Arm und Bein gebrochen hätten, und Kapitain Peard bot Jedem, der sie annehmen

wollte, eine Wette an, daß das Schicksal der schönen Rositta dasselbe sein würde.

Welche Theilnahme aber auch das Wagniß fand — kein Herz schlug wohl heftiger und beklommener, als das Otto's von Röbel.

Der junge Mann wurde, je näher der verhängnißvolle Augenblick herankam, desto bleicher. Seine Hand war unter dem Rock krampfhaft gegen das Herz gepreßt und er hätte sicher mit Freuden Alles, was er im Leben besaß, darum gegeben, wenn er diesen Theil des Programms hätte beseitigen können.

Wenn auch nicht gleiche Besorgniß, so doch gewiß gleiche Theilnahme fühlte offenbar auch der Mohrendoctor. Er hatte nochmals sorgfältig die Festigkeit der Brücke geprüft und nahm jetzt auf der rechten Seite derselben seinen Platz, während der junge Preuße links stand.

Auf ein Zeichen schwieg jetzt die Musik und der erste Stallmeister machte in jener eigenthümlichen Redeweise, die in allen Manègen hergebracht ist, das Publikum nochmals mit der Gefährlichkeit der Piece aufmerksam und bat deshalb, sich ganz ruhig zu verhalten und namentlich nicht durch Bewegungen oder Winken mit den Tüchern u. s. w. die Aufmerksamkeit des Pferdes abzulenken.

Dann trat er zurück. Nur der Stallmeister, der Mohrendoktor und die Diener, welche die Barrière einzuschieben hatten, blieben in der Manège.

Eine kurze Pause ängstlicher Spannung und Erwartung!

Jetzt begann das Orchester eine wilde rasche Musik

und Rositta sprengte in kurzem Galopp auf die von den den Hufschlägen dröhnende Estrade.

Zwei Schritt vor der geöffneten Kluft hielt sie an, wie um dem edlen Pferde seine Aufgabe zu zeigen, wendete dasselbe dann geschickt und ritt zurück nach dem Anlauf in dem Stallgang.

Don Alvaro hatte sich bis dicht an die Balustrade der kaiserlichen Loge gedrängt und lehnte sich weit über die Brüstung. Er hielt in seiner Hand ein weißes Taschentuch.

In diesem Augenblick der allgemeinen Aufregung und Spannung, die selbst die höchsten Zuschauer ergriffen hatte, achtete Niemand auf die Unschicklichkeit seines Benehmens, denn Alles beugte sich vor und drängte sich, um keine Phase des Kommenden zu verlieren.

Die Musik rauschte ihre schnellen wilden Takte — —

— — — — — — — — — — — — — — — — — —

Und dann, nach einem kurzen Moment der Zögerung, rascher, als diese Worte sich gelesen haben, donnerte der kräftige Galop des Matador die Brücke herauf!

Rositta — — — — — — — — — — — — — —

— — — — — — — — — — — — — — — — — —

Am Stilfser Joch!

Wenn man den prächtigen Paß der Finstermünz auf der Straße von Inspruck nach jener Oase des milden italienischen Himmels in Mitten der rauhen Winternatur der Alpen — nach Meran! — hinter sich gelassen und von jener Wegscheide des Inn und der Etsch dem schaumbedeckten Bett der letzteren in ihrem wilden Fall nach Süden folgt, nähert man sich bald den eisigen, mit ewigem Schnee bedeckten Wänden des mächtigen Ortler, dieser höchsten und gewaltigsten Berggruppe Tyrols.

Zwölftausend und zweiundsechszig Fuß erhebt sich in einer öden, das Ende der Welt genannten Alpenregion der Ortler in Gestalt einer dreispitzigen mit dem ewigen Eise bedeckten Pyramide, zum ersten Mal von dem passeier Gemsenjäger Johann Pichler bestiegen.

Er rivalisirt mit dem Groß-Glockner um den Ruf, der höchste Berg Deutschlands und Oesterreichs zu sein.

Ueber diese Alpenwand, die Deutschland von der Lombardei, den untern Vintschgau oder das obere Etschthal in Tyrol von der lombardischen Provinz Sondrio, dem Veltlin

oder oberen Addathal, Jahrhunderte oder vielmehr Jahrtausende lang gleich einer Felsenmauer schied, die nur der kühne Fuß des Schmugglers oder des Jägers auf schwindelndem, tausend Gefahren ausgesetzten Fußweg überschritt, hat der Ingenieur Domigani unter Kaiser Franz I. von 1820—25 mit Ueberwindung ungeheurer Schwierigkeiten die höchste und schönste fahrbare Kunststraße der Alpen und ganz Europas angelegt.

Dominichini und Porro führten den kühn ersonnenen Plan aus. In hundert Windungen steigt die Straße an der gewaltigen Bergwand des Ortler empor, die Gletscher unter sich lassend, und windet sich durch riesige Galerieen und Felsenbauten bis zur höchsten Höhe des Stilfser oder Wormser Jochs, um dann in die Lombardischen Ausläufer der Alpen nach Bormio hinabzusteigen und nach Lecco am Comer-See — jener glühenden Verschmelzung von Idylle und Romantik, von Alpennatur und italienischem Himmel — zu führen, so Inspruck und Mailand, die äußersten Kaiserwarten Deutschlands und Italiens zu verbinden.

Der Reisende, der den trotz der prächtigen Kunststraße gefährlichen aber lohnenden Uebergang über das Stilfser Joch wagen will, wandert von dem romantischen Poststecken Mals, über dem die Schneewände des Ortler zu hängen scheinen, auf dem Weg nach Meran weiter, bis zwischen Glurns und Kyrs die Straße das Etschthal verläßt und sich rechts hinauf windet nach Trafoi und den Madatsch Gletschern, bis zu einer Höhe von 8662 Fuß.

Schon einmal, in einem verhängnißvollen Augenblick

unserer Erzählung*) ist uns der Leser in die mächtige Alpenwelt des deutschen Gränzlandes Tyrol gefolgt.

Es war damals, als am Fuß des Laternenpfahls, an dem die Mörder den verstümmelten Leichnam des Grafen Latour aufgehenkt, der alte Kampfgenosse des Sandwirths seines ersten Zusammentreffens mit dem Gemordeten gedachte.

Wir können dem Leser auch diesmal das herrliche deutsche Land, nach dem der Welsche gierig die Hand streckt, nicht in seiner Pracht der sommerlichen Bergnatur, mit seinen grünen Almen und üppigen Thälern zeigen; — das ewige Eis der Ferner und Spitzen ist auch diesmal niedergestiegen ins Thal und hält noch immer Berg und Matte in seiner kalten Umarmung.

Aber auch der Winter hat in diesem von Gott dem Herrn bevorzugten Lande seine eigenthümliche Majestät.

Unter dem reinen blauen Himmel breitet sich das weiße Tuch mit den tausend Nüancen seines Schattens und Lichts, nur durchbrochen von dem Dunkel der unter der Schneelast sich beugenden Nadelholzwälder oder dem rothgrauen Gestein der Felswand, von dem der Sturm die weiße Decke ins Thal gefegt, über Tiefe und Höhe bis hinauf in den Aether.

Die im Sommer so munter rauschenden Bäche sind vereist, die Wasserfälle an der kalten Felswand in mächtige über einander gethürmten Säulen erstarrt, Millionen Crystalle leuchten und reflectiren blendend im Sonnenschein

*) Villafranca, 2. Band. S. 314.

auf diesen glänzenden Stahlpanzer und auf den hohen Felsenfirsten und Kämmen fegt der Windzug den leichten Schneestaub. Die Höhen „rauchen", wie der Landmann in seiner im Schnee begrabenen Hütte sagt, wenn ein Theil des aufgewirbelten Staubschnees in seinen diamantenen Wölkchen glitzernd und blitzend in die klare Luft aufqualmt, während die schwereren Massen, vom Winde gepeitscht, in hundert wirbelnden Cascaden an den Eiswänden der Bergkrone herumtanzen und wie flatternde Nebelstreifen in die Tiefe sinken.

Am Rande der schroffen Felswände wachsen gleich den phantastischen Zaubergestalten der Stalaktytenhöhlen Krusten, Zacken, ganze Bäume und Mauern von Eis, drohend über der Schlucht hängend, und stürzen beim Sonnenstrahl oder dem lauteren Südwind mit lautem Gepolter in die Thäler und Pässe nieder und ihre Gewalt ist so groß, daß von hohen Felsen spitze Zacken oft mehre Zoll tief wie eiserne Keile in den Straßendamm dringen und kleine Eisklümpchen selbst durch Bretter schlagen und wie Kanonenkugeln ricochettiren.

Der Wegmann, der — bis an die Zähne vermummt, — das mühselige Geschäft übt, für den kleinen Postschlitten die Wege nothdürftig frei zu halten, legt dann die Schaufel aus der Hand und greift zum Stutzen, um mit der unfehlbaren Kugel jene „Eismauern" in unzugänglicher Höhe abzulösen.

Das niedere Thierleben ist größtentheils unter die Erde verschwunden und träumt in der sichern Höhle dem Boten und Bringer des Frühlings, dem Föhn entgegen; —

Mäuse, Schlangen, Murmelthiere, Bären, Dachse vertrauen der Wärme ihrer Erd- und Felsenhöhlen das von Frost und Hunger bedrohte Leben, der Steinbock und die Gemse steigen nieder aus der Felsregion zu den Waldgränzen und nur der weiße Hase, das Alphuhn, der Rabe, das Volk der Krähen und der Geier und Adler behaupten die Alpregion als die einzigen Zeugen des animalischen Lebens.

Während so im Hochgebirge der Winter fast alles Leben ertödtet, regt es sich lauter und emsiger im Waldgürtel der Berge. Mit der Axt und dem Schlitten ziehen die Bewohner der Bergthäler über die festgefrorne Schneedecke. Die Schneebahn ermöglicht im größten Theil des Gebirges das Ausbringen des Holzes. Dröhnend stürzen die gefällten Tannen und Buchen zusammen und die entästeten Stämme schießen pfeilschnell die Felsenwände hinunter. Starkknochige Pferde oder kräftige Ochsen galopiren sichern Fußes mit ihnen die Halden entlang und steile, eisstarrende Schluchten hinab den Dörfern zu. Im Dunkel der Nacht kläfft durch die öden Büsche der Fuchs — am Tage wirft die Felswand im Echo den Schuß des Jägers zurück und der plumpe Flug des aufgescheuchten Birkhahns rauscht durch die leeren Zweige; am Bach pfeift die Wasseramsel, im Vorholz des Hochwaldes der Schneefink oder Zaunkönig sein helles Lied.

Aber nicht immer ist es dieser tiefe Frieden, diese stille Einsamkeit oder diese ländliche Idylle mit den gewohnten Tönen, die auf der weiten Schneedecke liegt.

Wenn der Föhn, jener willkommene Gast des erwachenden Frühlings, den die Sonne Italiens als ihre

Vedette sendet, um den Eispanzer der Thäler und Höhen zu sprengen, zu einer Zeit durch die Pässe und Schluchten fegt, in welchen der mächtige Wintergast noch unbedingter Herr ist, dann wird der sonst so wohlthätige Wind zum grimmigen Schneesturm, der die weite Fläche zu einem Wogenmeer emporpeitscht, das alles Lebendige, das ihm entgegentritt, verschlingt. Oder von den Felsenwänden und Bergspitzen herab naht mit furchtbarer Schnelle ein gewaltiger Donner. Die Berge und Wände scheinen sich zu lösen aus ihren alten Urvesten, die Felsen bewegen sich und die Wälder werden zu rollenden Strömen. Es ist die Lawine, die ein auffliegender Vogel, ein Luftzug, ein Sonnenstrahl in unbedeutendem Anfang droben über den Höhen der ewigen Schneegränze losgelöst und die sich — wachsend wie die Sturmfluth der Rebellion — niederwälzt, springt, tobt, Alles mit sich fortreißend, Alles vernichtend, hinab zum Thal — ein gewaltiges Grab der Natur, das erst der nächste Sommer öffnet!

Das, Leser, ist das Tyrol, wohin wir Dich mit jenem Recht aus den glänzenden Räumen des pariser Circus führen, das der Schnelle des Blitzes spottet und den elektrischen Strom des Drahtes als Schnecke hinter sich läßt — mit dem Recht der Phantasie! — — — — — — — —

— — — — — — — — — — — — — — — — — — — —

Wenn man die prächtigen Brücken unterhalb Trafoi überschritten und das kleine Dorf hinter sich hat, steigt man zu jener Felsenwand, oder vielmehr zu jenen Felsenwänden empor, welche der Mund des Volkes „das Ende

der Welt" genannt hat, weil hier jedes Weiterschreiten unmöglich scheint.

Aber der Mensch hat zwischen diesem Geschiebe von Fels und Wald und Eis mit hundert Umwegen sich dennoch einzudrängen gewußt, rastlos vorwärts strebend, hier seinen Weg gleich dem schmalen Gang der Gemse an eine Klippe hängend, dort in der Tiefe der Felsen selbst verschwindend, bis er jenseits derselben wieder zum reinen Licht der Sonne emporstrebt.

Zwischen Trafoi und der Höhe des Jochs, die in ewigem Schnee und Eis liegt, steht in einem kleinen Bergwinkel auf einsamer Matte ein kleines Haus, fern und geschieden von aller Welt; denn ein breiter Bergspalt, den nur der Schnee des Winters überbrückt, schneidet es von der Straße und wie ein Adlernest sieht es der Reisende auf seiner kleinen Halde an der Bergwand hängen.

Aber großartig und erhaben ist die Aussicht von dem Vorplatz des kleinen gegen Sturm und Lawine sich unter den Schutz der Wand schmiegenden Häuschens. Alle Herrlichkeiten und Schreckniſſe des gewaltigen Tyrol, wie eine letzte Erinnerung, ehe man es scheidend verläßt, umfaßt hier der Blick.

So schien es auch der Eigenthümer der Hütte zu betrachten.

Wenn die scheidende Sonne im Sommer die Wände des Laaser vergoldete und auf die Spitzen des mächtigen Ortler ihre wunderbaren Rosenreflexe warf, dann sah der auf den Gallerien des Berges dahinziehende Reisende vor der Thür jenes Hauses drüben am Berghang einen alten,

hochgewachsenen Mann in der Tyroler Landestracht sitzen, mit weißen Haaren und weißem Schnauzbart, die kurze Tyroler Pfeife rauchend und vor sich hinstarrend über das prächtige majestätische Bild.

Selten nur, sehr selten begegnete ein Wanderer, ein Vetturin mit seinen klingelnden Maulthieren oder der Bote, der mit seinem Kraxen die Bedürfnisse des Jochwirths und des kleinen Militairpostens aus den Thälern hinauf nach dem kleinen Wirthshaus im ewigen Schnee oder dem Mauthamt von San Maria trug, auf der Heerstraße der hohen Greisengestalt und wechselte mit ihr mit einer gewissen Ehrerbietung das „Grüß di Gott!" denn zu einem weitern Austausch eines traulichen Plausch, den der Tyroler doch sonst so sehr liebt, ließ es das ernste, ja fast finstere Wesen des Alten nicht kommen, — es müßte denn vielleicht ein Fremder ihn nach dem Namen dieser oder jener Spitze, eines Ferners oder sonst einer Auskunft des Weges gefragt haben. Willig aber kurz ertheilte er sie dann und ging eine kurze Strecke Weges mit dem Wanderer, als Gegendienst ihn fragend, wie es draußen jenseits der Berge aussähe im Lande Oesterreich und ob der Kaiser auch Herr aller seiner Feinde sei? Dann kurz — oft mitten im Gespräch abbrechend, namentlich wenn der Fremde eine neugierige Frage über seine Person wagte, — warf er den Stutzen, den er stets auf seinen Gängen trug, fester über die Schulter, wünschte eine „Glückliche Reis'" und bog von der Heerstraße ab, den steilen Abhang am Gestein hinauf oder hinab steigend mit der Kraft und Gewandtheit eines jungen Mannes.

Mit Interesse, wenn auch gekränkt von dem kurzen Abschied, sah ihm gewiß Jeder nach.

Die hohe Greisengestalt schritt so fest und männlich, als hätte die Zeit keine Gewalt an ihr gehabt, und doch mußte der Mann über die Siebenzig hinaus sein, wie das weiße Haar und ein Blick auf das faltenreiche verwitterte Antlitz zeigte. Es war ein offenes, biederes, ehrliches Gesicht und das schwarze Auge, jenes welsche Erbtheil des ächten Tyrolers, blitzte zuweilen auf, so frisch und fest, als sähe es den Gemsbock oder den Feind seines Kaisers vor der Mündung seines Stutzens. Für gewöhnlich aber blickte es traurig und finster unter den buschigen weißen Brauen, als sei es bloß der Ausdruck eines tiefen gewaltigen Kummers, der in den schweren Falten der Stirn seine Herrschaft aufgeschlagen.

Der Greis trug die alte gute derbe Landestracht, ohne jegliche Zier oder Neuerung, und merkwürdig erschien dem Fremden, der sie näher betrachtete, nur der Umstand, daß auf seinem Brustlatz an starker Schnur zwei Medaillen hingen — deren Gold und Silber durch den schwarzen Flor hindurch schimmerte, der sie umhüllte. Jede Frage danach aber wies der Greis kurz und streng ab.

Solche Begegnungen aber waren, wie gesagt, nur selten, und selbst den wenigen Bewohnern der Gegend war er kaum mehr bekannt, als den über das Joch ziehenden Fremden. Für gewöhnlich waren seine Gänge nach den wildesten, einsamsten Stegen gerichtet, wo er sicher war, Niemandem zu begegnen.

Doch wohnte der alte Mann nicht etwa allein. Der

Reisende, der ihn vor seinem kleinen, aber reinlichen und ordentlich gehegten Hause die Pfeife dampfend oder mit irgend einer ländlichen Verrichtung beschäftigt sitzen sah, bemerkte oft eine hübsche kräftige Frauengestalt im kurzen Tyroler Rock mit Mieder und Hut bei ihm auf dem Vorplatz des Hauses, das zu weit fast für den Ruf und die Verständigung der menschlichen Stimme seitab gelegen, doch noch immer nahe genug war, um ein scharfes Auge oder den neugierigen Gucker des Fremden erkennen zu lassen, daß die Frau noch jung — etwa vier- bis fünfundzwanzig Jahre — und von jener wunderbaren plastischen Schönheit und Reinheit der Linien und Formen war, die man nicht selten unter den Tyroler Frauen trifft, bis Wetter und Arbeit sie schwinden machen.

Die Schönheit der jungen Frau — denn daß sie eine solche war, bewies der kleine Bube, der häufig an ihrer Schürze hing und später sich in seinen Spielen um das Haus tummelte — trug übrigens die Natur und den Charakter des Greises; so emsig und rührig sie auch um diesen und in der Wirthschaft war, zu der eine nahe kleine Alm gehörte, hatte doch noch Keiner das helle silberne Lachen einer jungen Frau vernommen, und eine stille resignirende Trauer lag über dem ganzen Wesen des jungen Weibes.

Ein Knecht — schon bei Jahren — vervollständigte den kleinen Haushalt.

Die Bewohner von Trafoi wußten wenig von der Familie. Vor etwa 9 Jahren war der alte Mann, den die junge damals schwangere Frau ihren Großvater nannte,

aus dem untern Tyrol, woher? wußte Niemand recht, in die Gegend gezogen und hatte das Grundstück erhandelt. Bei den Thalbewohnern hieß er der Soldaten-Nazi, denn man wußte nur, daß er in den Tyrolerkriegen gefochten und daß der Mann seiner Enkeltochter im italienischen Feldzug gefallen war. Im Grunde kümmerten sich auch die Dorfbewohner, die schon zu Welschtyrol sich zählten, wenig um den Deutschen, der stets that, als verstände er keine Sylbe von den melodischen Klängen der Sprache, die jenseits des Bergjochs geredet wird. Der alte Mann hatte bei seinem Anzug ein reichliches Geschenk dem Leutepriester zu Trafoi für sein Kirchlein gegeben und regelmäßig wiederholte sich die Gabe an einem bestimmten Tag im Jahre — am 9. November — und der Priester, ein würdiger alter Mann, der die Familie offenbar in seinen Schutz genommen und jede müßige Neugier von ihr abwandte, las dann in einer kleinen einsamen Hochkapelle eine Seelenmesse, der die Familie andächtig beiwohnte.

Alljährlich, zur Herbstzeit, entfernte sich der Knecht auf eine Woche und nahm — denn die Thalleute waren ihm dort begegnet, seinen Weg über Meran durchs Passeierthal. Wenn er zurückkehrte, trug er einen Katzen mit schwerem Geld. Der Soldaten-Nazi mußte also nicht arm sein, denn er bezahlte alle Bedürfnisse, die das kleine Anwesen nicht aufbrachte, in blanken Zwanzigern und Gulden und das genügte dem bekanntlich etwas geldgierigen Charakter der Welsch-Tyroler. Im Uebrigen war der Knecht noch unzugänglicher und mürrischer als sein Herr und hatte

sich bei einer oder zwei Gelegenheiten als ein wackerer Raufer gezeigt, der stets zu einem Ringen den „Schneit" hatte. —

Als der Knabe älter wurde, brachte ihn die Mutter zu der kleinen Gebirgsschule, die der Vikar selber hielt. Doch hielten die Kinder der Gebirgsleute auch mit dem Knaben ziemlich wenig Umgang, denn der Bub hatte keineswegs den milden freundlichen Charakter seiner Mutter, sondern erwies sich zum Bedauern des frommen Lehrers bei gar manchen Gelegenheiten rachsüchtig und boshaft.

Das war Alles, was man von der einsamen Familie wußte, wenn ja ein Mal auf sie die Rede kam. — — —

Es ist ein trüber, nebliger Januartag, an dem wir den Leser an den Heerd der einsamen Hütte am Stilfser Joch führen.

Der Morgen und Mittag waren schön und sonnig gewesen, der Frost hatte überall die Wege fahrbar gemacht, und der Knabe, den der strenge Wille des Großvaters bei Zeiten an Anstrengung und Verachtung der Gefahren gewöhnt hatte, war mit dem Knecht hinaufgestiegen zum Jochwirth, um einen Brief dahin zu bringen, den die Mutter geschrieben.

Zum ersten Mal nämlich hatte am Morgen des Tages der Postreiter einen Brief für die Familie gebracht, der ihm vom Posthaus in Sanct Maria drüben über'm Joch mitgegeben worden.

Der Brief, den der Greis sich von seiner Enkeltochter hatte vorlesen lassen, und dessen schwarzes Siegel eine Todesbotschaft verkündete, hatte großen Eindruck auf ihn

gemacht. Jetzt lag er auf dem breiten Tannentisch neben der Blechlampe vor dem Greise, der mit aufgestütztem Arm dabei saß und finster auf das Papier niederschaute, als könne er die Zeilen des Briefes lesen.

Der Poststempel, den derselbe trug, lautete „Salzburg". Am Heerdfeuer saß die junge Frau, mit dem Stricken wollener Socken für den Knaben beschäftigt.

Aber ihr Geist schien wenig bei der Arbeit; denn oft ließ sie das Strickzeug in den Schoos sinken, wandte das Gesicht nach dem kleinen, von den außen an der Wand aufgespeicherten Holzstößen tief umrahmten Fenster und horchte ängstlich hinaus.

Dann wieder richtete sie ihr bekümmertes Auge auf den alten Mann und hing mit inniger Theilnahme an seinem durchfurchten Antlitz.

Es war bereits 8 Uhr Abends.

Mit dem Untergang der Sonne hatte sich das Wetter mit jener Schnelle geändert, die bekanntlich den Tyroler des Thals nie ohne Regenschirm selbst beim heitersten Sonnenschein über Land gehen läßt.

Eine Wand von dichten Nebelwolken hatte sich von den Spitzen des Ortler niedergesenkt und bald die ganze Gegend in ihren naßkalten Schleier gehüllt, der sich von Zeit zu Zeit in ein dichtes Schneegestöber auflöste.

In einzelnen Stößen, die immer rascher und stärker einander folgten, begann der Föhn sich zu erheben.

Das Herz der Mutter ertrug die schweigende Sorge nicht länger. Die junge Frau legte das Strickzeug nieder, stand auf und ging zur Thür der Hütte, die sie öffnete.

Der Wind fuhr mit gewaltigem Stoß herein und hätte ihr die Klinke beinah aus der kräftigen Hand gerissen, während er die eisigen Spitzen des Schnees ihr in's Gesicht schlug.

Aber sie hielt sie fest und horchte hinaus durch Wind und Schnee.

Nichts ließ sich von der Straße her vernehmen, als das eigenthümliche Rauschen des Schneetreibens.

„Heilige Mutter Gott's," sagte sie endlich, die Thür wieder schließend — „Nönl, lost Des*) nit des rüche Wetter — und der Bros**) is draußen und kehrt noch immer nit zurück!"

Der alte Mann achtete nicht auf die Worte. Er sah immer noch starr auf den Brief.

„E is hingeworden," sagte er endlich, „wie a rechtschaffner Mann werden soll, geacht und bedauert vom ganzen Land und der Kaiser in seiner Hofburg hat sicher a Thrän' g'habt für den Joachim Haspinger, den Pater vom Iselberg***). I wollt, i wär an seiner Stell!"

„Nönl, Nönl, was plauscht Des for Frevel da! Wenn Gott der Herr die Heimsuchung über uns g'schickt, so müssen wir's tragen mit der Heiligen Hilfe und dem feinen Gewissen. Es thut nit gut, deß Des aufruhrt die bösen

---

*) Großvater, hört Ihr.

**) Bros: Ambrosius.

***) Der Pater Joachim Haspinger, der Gefährte Hofers und Speckbachers, starb zu Salzburg am 12. Januar 1858.

Gedanken in der schlimmen Nacht, wo das Schneeschild*) begraben kann jeden Augenblick mei Kind!"

„Unkrautl vergeht nit," sagte der Alte unwirsch. „Der Bu ist alt g'nug, um a Bissel Geschniebe**) nit zu fürchten und der Kölbl***) is bei em. Aber a Mann wie den Jochem krigt das Tyrolerland nit wieder und wenn die Ferner ewig stehen."

„Der Großohm is zweiundachtzig Jahre gewest, Nönl," klagte die junge Frau — „des is a saubres Alter und Gott der Herr hat jedem Menschenkind ja Gränz gesteckt. Aber der Franz'l is a Kind und 's hat das Lebe vor sich und es is nit fein, deß Des so fuchtig†) von ihm red't, wo mi das Herze is zusammenschnürt vor Angst."

Sie hatte sich wieder nieder gesetzt und die Hände im Schoos gefalten. Der alte Mann war aufgestanden, strich mit der Hand über die Stirn und ging einige Mal in dem kleinen Raum auf und nieder.

Dann trat er zu seiner Enkeltochter und streichelte ihr freundlich die thränenfeuchten Wangen.

„Sei ruhig, Nandl und rehr††) nit. Der Kölbl kennt das Gebirg, und wenn er schaut hat das Nebelwetter, wird er mit dem Bu im Wirthshaus am Joch geblieben sein bis morgen fruh. Nehms nit bös, wann i wieder hab a

---

*) Die an die Felsen gewehten dicken Schneemassen, die leicht herabstürzen.

**) Schneegestöber.

***) Kölbl: Koloman.

†) Zornig, heftig.

††) rehren — weinen.

mal mei alte Sekten*), der Brief aus Salzburg, der uns gemeldt hat, wie der Ohm so seelig hingeworden im Herrn und in so großer Ehr vor aller Menschheit, hat mir's wieder ang'than und die alten Wunden im Herzen wieder aufrissen, des sie bluten auf's Neu. I kann halt nit vergessen, deß der Name Haspinger g'schändt is worden durch mei eigen Blut!"

Die junge Frau oder das Mädchen, schmiegte sich an die hohe Gestalt des Greises.

„Nönl," sagte sie tröstend, „hat nit der Franz sei Schuld g'büßt mit dem Leben, und kann a Menschenkind mehr thun für seine Sünd, als daß es in Reu und Buß sei Leben giebt?"

Der Greis blickte finster vor sich hin.

„Des Haspingers Blut a Verräther an seinem Kaiser," sagte er dumpf — „und seiner Tochter Kind . . ."

Er brach ab, aber die junge Frau vollendete sein Wort.

„Sprecht's aus, Nönl, was meiner Mutter Kind is geworden! A geschwächte Dirn, auf die die ehrliche Leut mit Fingern zeigen und die nit sagen kann, wer ihres Bu sei Vater is! — Jesu Marie, was hab i than, deß i solch Schand derleben mußt!"

Der alte Mann hatte sich seiner Enkeltochter genähert, die — einen Augenblick die Besorgniß um das Kind der Schuld und des Grams vergessend — ihr Gesicht schluchzend in die Schürze barg.

„Rehr nit, Nandl, i waaß, deß Du ka Schuld nit

*) Launen.

haft an des Unglück und rein bist wie a jungfräuliche Dirn. Der Herrgott im Himmel hat's halt zulassen um uns zu strafen für unsern Stolz auf des Haspingers Namen. Hab i nit deshalb dort im Stubbayer Thal verkauft meines Vaters Haus, auf dem die Haspinger gesessen, wie die Urkund sagen, von der Margaretha Maultasch her, und bin fortzogen mit Dir an's fernste Gegränz vom Land Tyrol, wo uns Niemand kennt und Niemand von unsrer Schand nit weiß! I trag mei Kraxen voll Unglück, was der Herr mir 'g'schickt, und werd's Haupt niederlegen mit Jammer und Leid — so trag denn Du auch das Deine, und mög der Herr mit Denen zu Gericht gehn, die all den hantigen*) Jammer gehäuft auf unser Herz!"

Die junge Frau beugte sich weinend nieder auf seine Hand.

„Aber Fluch dem schiechen**) Wicht, der all das Leid gebracht auf ehrliche Lüt. Mög mir der Herrgott die Gnad geben, deß der Schurke, eh i hinwerd, kommt in mei Näh vor mei Stutzen, und i will nit seelig werden und die Herrlichkeiten der himmlischen Heerschaaren schauen, wenn i nit . . ."

„Halt ein, Nönl — er is der Vater von mei Kind!"

Der Greis wollte eine zornige Verwünschung ausstoßen, als ein seltsamer schrecklicher Ton ihn unterbrach.

Er klang durch das Heulen des Sturmes wie ein entferntes gellendes schauriges Hohngelächter, wie jene tolle Freude des Wahnsinnigen, der seiner Fessel entsprungen.

*) Hantig — bitter.
**) Schiech — böse.

„Ho ho — hi ho! Juchhei! Der Teufel is da! der Teufel kommt! hoiho!"

Und ein kreischender gellender Jodler, wie ihn die Sennen an schönem Sommerabend von den Bergwänden im Echo zurückgellen lassen, klang näher durch den Wind.

Die junge Frau wurde todtenblaß und sank in die Knie. „Jesu Marie, des is der Teufels-Toni, des bedeut a Unglück! Mei Kind! mei Kind!"

Der Greis war nach dem Stutzen gesprungen und riß ihn von dem Pflöcken an der Wand.

„Is der z'nichte Dörcher*) wieder im Weg? — Dei Bub is sicher, dem thut er nix, 's is einzige Wesen im Gebirg, mit dem der Unhold verkehrt, denn Gleich und Gleich kommt stets z'sammen — aber mit irgend a armen Wandrer auf der Straß richt er Unglück an, daß er en in die Tiefe lockt!"

Und mit der Kraft der Jugend sprang er zur Thür und riß sie auf. „Halt das Feuer auf, Nandl, daß fies sehn, wenn sie in Noth sind! — Wo is der Halunk, daß i ihm an's auf den Pelz brenn!"

„Thus nit, Nön'l," bat die junge Frau, die eifrig beschäftigt war, das Feuer und Licht gegen die hereinstürmende Windsbraut zu schützen. „S'es a von Gott geschlagener Mann und Oes wißt, 's giebt a Unglück, wer sich mit em einlaßt!"

„Ho hi ho!" klang es gellender als vorher durch den Schneewirbel — „der Teufel ist da! Ora pro nobis! ora

*) Dörcher — Vagabond, Nichtsnutz.

pro nobis! in nomine domini — schießt! schießt! Hau, hau!"

Der alte Mann hob den Stutzen und sein Schuß krachte durch den Wind. Aber er hatte eben nur in die Luft gehalten, um den Unhold zu schrecken.

„Gebst Ruh, Teufels-Toni!" schrie der Alte hinaus in das Wetter, „oder so wahr mir die Heil'gen gnädig sein sollen in mei letzte Stund — die nächste Kugel is für Dich! — Hoiho! Is a Christenmensch drüben in Noth, so komm er hierher unter Dach!"

Er schritt rüstig hinaus in das Schneetreiben und wiederholte den Ruf.

Dieser mußte in der That von Menschen gehört, oder in den einzelnen Pausen des Schneewirbels der Feuerschein des Hauses gesehen worden sein, denn es antwortete von der Straße her ein schwacher Ruf.

„Um des Himmels Willen kommt einem armen Reisenden zu Hülfe in der Noth! Ich hab' die Straße verloren und versinke im Schnee!"

„Die Leiter her, Nandl — das Pummerl und a Feuerbrand!" schrie der Alte mit mächtiger Stimme zurück nach dem Haus.

Die gleiche Noth mußte schon öfter gekommen sein, denn die junge Frau oder vielmehr das Mädchen eilte wenige Augenblicke nachher aus dem Hause, vor ihr her in muntern Sprüngen ein kräftiger Haushund, der einen Bündel Stricke im Maul schleppte, während sie selbst eine 12 Fuß lange leichte Leiter trug und mit der Linken einen großen brennenden Spahn von harzigem Holz mit Pech

getränkt und in die Höhe hielt, dessen Flamme dem Schneetreiben widerstand.

Der alte Mann, auf den Instinkt des Hundes vertrauend, ließ diesen voran laufen. „Such, Tyras, such!"

Er selbst folgte ihm rasch auf dem Fuß — einige Schritte hinter ihm das muthige junge Weib.

Wir haben bereits erwähnt, daß zwischen dem Hause des Tyrolers und der Straße eine breite Kluft sich niedersenkte, welche für gewöhnlich jeden Zugang von daher versperrte und nur im Winter durch die Schneemassen gefüllt und überbrückt wurde.

Der Reisende, welcher so unglücklich in das Schneetreiben gerathen war, hatte wahrscheinlich in der Entfernung das Licht in dem einsamen Hause bemerkt und war darauf zugeschritten. Wie sich ergab, hatte ihn der Ruf des Unholds, der unter den Bergbewohnern vom Joch bis zu den Passeier- und Oetzthaler Gletschern seit Jahren mit dem Namen des Teufels-Toni bekannt war, verlockt und ihn von dem schmalen Pfade des gefrornen Schnees in die Wehen getrieben, wo er gänzlich zu versinken in der höchsten Gefahr war.

„Halt Des a Augenblick fest, Mann — Gott der Herr schickt Enk ja Hilf. Gebt Antwort — deß i was, wo Des seid!"

„Hie! hier! ich versinke!"

Der Hund sprang vor, ließ die Stricke fallen und schlug an.

„Bleib zurück, Nandl, so lieb Dir Dei Leben is!" schrie der Alte. „Er steckt in der Franzosenkluft! Gott der

Herr erbarm sich seiner Seel, wenn er schon über den Fels gerutscht! — Die Leiter her!"

„Nön'l, Nön'l, nehmt Enk in Acht!"

Dem Mädchen war die Gefährlichkeit der auf dieser Seite in jähem Absturz wohl 150 Fuß abfallenden Bergspalte bekannt, in deren Tiefe zur Frühjahrszeit die Gerinne der Hochwasser rauschten und die von Alters her die Franzosenkluft genannt wurde, weil bei dem Ueberfall einer französischen Escorte durch die Tyroler Schützen vor länger als fünfzig Jahren die Leichen der Feinde da hinein geworfen worden waren.

Der alte Mann hatte die Leiter ergriffen und dem Instinkt des treuen und klugen Thieres folgend, nahte er sich rasch aber vorsichtig der Stelle, wo der Hund noch immer laut bellte.

„Wo seid Des, Fremder?"

„Hier, hier — aber ich kann mich nicht mehr halten, — ich muß loslassen!"

„A Augenblick noch! haltet um's Leben fest, denn wenn Des sinkt, is ka Rettung nit mehr! Unter Enk is Alles Tod und Finsterniß!"

Trotz des Schneegestöbers orientirte sich der Greis mit raschem sicherem Blick.

Er wußte aus Erfahrung, daß die verrätherische Schneedecke über der furchtbaren Kluft gleich dem Bogen eines Gewölbes hier etwa zehn Ellen dick war, und daß — wer durch sie hindurch brach, — rettungslos verloren sein mußte.

Die Kluft, oder vielmehr der Bogen, der sie über-

brückte, war hier etwa zwölf Schritte breit, ein Hinüberreichen also nicht möglich. Der festgefrorne Weg, der aber am Ende der Spalte in schmalem Gang hinüberführte, war viel zu weit entfernt, als daß er den Umweg hätte machen und noch zu rechter Zeit dem Verunglückten zu Hülfe kommen können.

Trotz der Finsterniß konnte er mit dem daran gewöhnten Auge des alten Gemsenjägers zwischen dem Schneegestöber hindurch auf der andern Seite der Schlucht einen dunklen Körper erkennen, der aus dem weißen Grunde hervorragte. Es war ihm im Augenblick klar, daß der Fremde gleich am Rande der gefährlichen Brücke eingebrochen sein mußte, sich aber an den zähen Zweigen der hier wuchernden Laatschen, jener eigenthümlichen Decke der Hochgebirge, festgehalten hatte. Was er aber anfangs nicht begreifen konnte, das war ein zweiter schwarzer Körper, der etwa 3 Fuß höher über dem Versinkenden hockte und sich hin und her bewegte.

Die Natur desselben sollte ihm jedoch sofort klar werden.

„Ho — ih — oh! ins Franzosenloch! ins Franzosenloch! Recommanda animam tuam in manus dei!"

„Herr Gott — der verrückte Unhold!"

„Helft — rettet! Er häuft den Schnee auf meinen Kopf!"

„Teufels-Toni — fort oder ich schieß Dich über'n Hauf!"

Der Irre lachte höhnisch auf. „Hast den Stutzen

nit, Nazi — hast in die Luft geschossen! Hoho! ins Franzosenloch! ins Franzosenloch!"

Einen Moment nur stand der alte Mann rathlos, dann raffte er all die alte Energie des Kriegers zusammen und wie ein Blitz fuhr ihm der einzige Weg der Rettung durch die Gedanken.

„Festgehalten, Mann — a Minute noch und wenn der Teufels-Toni sei Schlimmstes thut!"

Im selben Moment hatte er auch das Ende der Leine in den Halsband des Hundes geknotet und die Leiter weit über die Schneebrücke geworfen.

„Faß ihn, Tyras! faß!" rief er und zeigte nach der dunklen Gestalt des Verrückten, der unter gellendem Hohngeschrei nach dem Verunglückten mit den Füßen stieß und versuchte, ihm die erstarrten Hände von den haltenden Wurzeln loszureißen.

Der Hund — ein großes, kräftiges, langhaariges Thier von der St. Bernhard Race, bellte mit jenem eigenthümlichen Instinkt, den alle Hofhunde gegen Bettler und Vagabonden zu besitzen scheinen, heftig wider den bezeichneten Gegner und sprang auf die Leiter hin und über die Schneedecke hinweg.

Die Decke, die das Gewicht eines Mannes nicht getragen hätte, trug den viel leichteren Hund.

Der Wahnwitzige, als er so plötzlich einen Feind auf sich gehetzt sah, mit dem er gewiß schon oft in den Häusern der Bauern unangenehme Bekanntschaft gemacht hatte, stieß ein Zetergeschrei aus, ließ sein Opfer los und floh ilig durch den Schnee davon.

„Steh, Pummerl!"

Der Hund, der bereits zwei oder drei Schritte über den jenseitigen Rand der Schlucht hinaus gesprungen war, blieb gehorsam stehen und begnügte sich, dem Flüchtigen nachzubellen.

„Jetzt Mann, schickt a Stoßgebet zu Eurem Schutzheil'gen," sagte der Greis, „und faßt die Leine mit einer Hand und schlingt sie Enk um den Arm. Sie liegt grad über Eurem Kopf! — Habt Oes's gethan?"

„Gott lohn's Euch — aber es ist zu spät — ich versinke!"

„Kourasch, Kourasch, Fremder! — Hierher, Nandl! Helf mi ziehen! Seht, daß Oes die Leiter derwischt!"

Der Alte hatte in der Pause des Schneewirbels bemerkt, daß der Verunglückte richtig nach der Leine gegriffen und sie erfaßt hatte.

„Drauf, Tyras, drauf! faß den Dörcher!"

Der große starke Hund sprang wieder vorwärts und spannte den Strick. Je mehr die Last, die sich jetzt an diese gehangen, ihn zurückzog, desto kräftiger strebte er vorwärts.

„Jetzt Fremder dorst, seht zu, daß Oes am Strick Enk rüberhelft. Wenn Oes die Leiter habt, seid Oes sicher!"

Das Mädchen war herbeigekommen — noch glimmte und sprühte die Pechfackel und warf ihr schwankendes Licht über die Scene, da der Wirbelwind, der den Schnee durch die Luft fegte, wie um Athem zu schöpfen zu einem Stoß, gerade nachgelassen. Während der alte Mann fortwährend den Hund aufmunterte, vorwärts zu gehen und so die Leine festzuhalten, sahen die Beiden, wie der Fremde wirklich die

Geistesgegenwart gehabt hatte, den Strick zu erfassen und sich an diesem über die Schneedecke fortzuziehen.

Wenn er auch wiederholt in demselben einsank, half doch der Strick die Last seines Körpers tragen, und es gelang ihm endlich, die Leiter zu erfassen.

Der alte Tyroler stieß einen hellen Triumphruf aus, überließ dem Mädchen jetzt, den Hund zu halten und warf sich platt auf den Boden, um hinübergreifend das diesseitige Ende der Leiter zu fassen.

Es gelang dem Verunglückten, mit Aufbringung aller Kräfte, nach Erfassen der Leiter, sich auf die letzten Sprossen zu werfen. Der Greis begann sie mit der sehnigen Kraft, die ihm trotz des Alters und Kummers noch immer geblieben, langsam zurückzuziehen.

„Jetzt Nandl, ruf den Tyras zurück, wir brauchen ihn nit mehr, und hilf mir den Schußbartl herüberzieh'n, der sich so unvorsichtig in die G'fahr gewagt!"

Das Mädchen gehorchte, doch hörte der Hund erst auf den Ruf des Alten selbst und kam dann rasch über die gefährliche Brücke zurückgesprungen. Unterdeß war es dem Tyroler und seiner Enkeltochter glücklich gelungen, die Leiter mit dem darauf lastenden Körper herüberzuziehen und ein Freudenruf des Mädchens verkündete, daß die Rettung geglückt. Während der alte Tyroler sich mühte, dem Erstarrten zu helfen, sprang der Hund munter bellend und wedelnd an ihm empor, als freue er sich des Antheils, den er an der Rettung gehabt.

„Auf, Mann, rückt Enk zurecht — der liebe Gott hat

Gnad' g'habt und Enk das Leben gerettet. Jetzt g'schwind, daß Des an's warme Feuer kommt!"

Der Fremde hatte sich mit seiner Hülfe emporgerafft, er versuchte zu sprechen, aber er brachte nur einen gurgelnden Ton hervor, hob die Arme in die Luft und stürzte wie ein Trunkener schwerfällig wieder in den Schnee.

„Er is halt damisch" — sagte der Alte. „Die Kält und die Angst haben ihn z'nicht gemacht und die Haxen wollen ihn halt nit tragen. Spann das Pummerl vor die Leiter, Nandl, wir wollen ihn bis zum Haus schleifen."

Er legte den bewußtlosen Körper auf die Leiter, befestigte ihn darauf und spannte mit der Leine den Hund davor. Die junge Frau griff mit an und so wurde der Verunglückte nach dem Hause des Greises gezogen.

Es war, als habe das arge Wetter nur darauf gewartet, daß ihm seine Beute entrissen war, denn der Sturm legte sich, noch ehe sie das Haus erreicht, gänzlich, mit jener Plötzlichkeit, die im Hochgebirg die Witterungswechsel begleitet, und es trat eine vollständige Ruhe ein, ja durch die sich theilenden Wolken begann hell der Mond zu brechen.

Der alte Tyroler und das Mädchen schüttelten an der Thür die Schneelast ab, dann schleiften sie den bewußtlosen Mann auf der Leiter in den Küchenflur.

„Jetzt Nandl, blas 's Feuer an," befahl der Alte, „indeß i versuch, was mit dem Mann zu machen is. Mach a Lager für ihn z'recht, denn wir werden ihn zu Bett bringen müssen."

Während die junge Frau in die Kammer ging, um wollene Decken zu holen, hatte der Alte den Bewußtlosen

von der Leiter losgemacht und ihn von Schnee und Eis möglichst gesäubert. Als das Mädchen zurückkehrte, fand sie ihn gedankenvoll neben dem Körper stehen, den er an's Heerdfeuer getragen.

„Dacht' mir's wohl, daß es irgend a Dörcher oder sonst so a Dalk sein mußt," sagte der Tyroler, noch immer den Fremden beschauend, „denn a ehrlicher Mensch treibt sich nit bei Nacht im G'birg herum. S'ist a Laninger, Nandl, seiner Kleidung nach z' schließen — aber des is gleich, s'is a Christenmensch und wir müssen unsere Pflicht thun um der Mueter Gottes willen!"

Das Mädchen hatte sich der Gruppe genähert und betrachtete neugierig den fremden Mann.

Er war offenbar — wie der Alte sehr richtig erkannt — ein Landstreicher, einer jener wandernden Kesselflicker und Hechelkrämer, die ein Theil des österreichischen Kaiserstaats hinaussendet aus der Heimath, um im deutschen Reich, ja weit über dessen Grenzen hinaus jahrelang Noth und Ungemach zu ertragen und ihr Leben auf das Kümmerlichste zu fristen, blos um einige Dukaten zusammen zu sparen und dann mit dem unter Lumpen sorgsam verborgenen Schatz nach der Heimath zurückkehren und ein kleines Stück Land kaufen zu können, auf dem der Arme sich dann mit der seiner harrenden Liebsten, die unter der Zeit im Herrendienst gestanden und längst selbst die Blüthe der Jahre verloren hat, ansiedelt.

Der Slowake war noch immer ohnmächtig. Die nasse Halina um seine Schultern, der ärmliche aber doch nicht zerrissene Anzug, der jedem Kinde in Deutschland bekannt

ist, und das Bund mit Drahthaken und Ringen an seinem Gürtel bewies sein elendes Gewerbe, wenn auch sonst dessen Zeichen und Vorräthe fehlten und wahrscheinlich — gleich wie sein Hut — draußen im Schnee liegen geblieben waren. Hals und Brust waren halb offen und zeigten seine Abhärtung gegen Wind und Wetter, oder seine große Armuth, die sich keinen besseren Schutz zu verschaffen vermocht, als ein dünnes wollenes Tuch.

Unter dem Tuch hervor blitzte und funkelte es wie ein Feuerstrahl bei den Bewegungen der Flamme auf dem Heerde.

Der Unglückliche schien noch nicht alt, vielleicht zwei oder dreiunddreißig Jahre, soviel sich an dem von Wind und Wetter gebräunten und von Noth abgehagerten Gesicht erkennen ließ, das trotz dieser Hagerkeit die Spuren großer männlicher Schönheit zeigte, wie sie nicht selten jenen armen Söhnen des armen Landes eigen sind. Lange von Eis und Schnee gesteifte Haare von glänzendem Schwarz fielen in wüsten Strängen um sein Antlitz, das von der Kälte und der überstandenen Todesangst ganz blutlos erschien.

Plötzlich kreischte das Mädchen laut auf!

„Nönl! Nönl! um des heiligen Antoni willen — seht Des nit, wer dös is?"

„Wer soll er sein? a fremder Dörcher is, der im Wetter derfroren!"

Das Mädchen hatte sich bereits neben den Körper niedergeworfen, rieb die krampfhaft geballten Hände des Unglücklichen und benetzte sein Gesicht mit ihren Thränen.

„O Nönl," klagte sie, „daß Des den halt nit wieder

erkennt! Der Herr Matthis is's, der Student aus Wien, der so treulich zu uns gestanden in uns'rer Noth bis zu des Franzel sei Todesstund, a's mir geschieden sind am Strandl vom Donaufluß!"

Der alte Mann beugte sich nieder, um genauer den Ohnmächtigen anzusehen. „Straf mi Gott, Nandl, Du kannst halt Recht hab'n. Aber Gott im Himmel, wie schaut der Bu aus! Es muß ihm halt bitterlich schiech gegangen sein! Aber was is dös?"

Er hatte im Bemühen, den Kopf des Verunglückten empor zu heben und ihn in eine bessere Lage zu bringen, wieder das Blitzen und Funkeln unter dem nassen Hemd und Tuch bemerkt und, das letztere bei Seite schiebend, einen Ring in die Hand bekommen, der an einer Schnur von Pferdehaar um den Hals des Slowaken hing.

Der Ring war ein einfacher starker Goldreif, der à jour gefaßt, einen ziemlich großen kostbaren Stein trug.

Dieser Stein war ein strahlender Diamant.

Obschon der ehrliche Tyroler Nichts von dem wahren Werth des Steines verstand, sah er doch leicht so viel, daß der Ring sehr werthvoll sein mußte, und zusammen gehalten mit dem ärmlichen Aussehen des Mannes, der ihn besaß, mußte sich natürlich der Verdacht regen, daß er nicht auf ehrlichem Wege dazu gekommen.

„Schau Nandl'," sagte der alte Mann, ohne jedoch in seinen Bemühungen um den Erstarrten nachzulassen, „i glaub halt jetzt selber, daß es der wiener Student is! Aber was i hier seh, dös g'fallt mer nit von ihm

und s'sollt mer leid thun, wenn er auf unrechte Weg in seiner Armuth g'kommen wär!"

„Schämt Enck, Nönl," erwiederte unwillig das Mädchen. „I will a körperlichen Eid leisten, deß der Mathis a ehrlicher Bursch is und ka Dieb nit. S'is vielleicht von seiner Liebsten, denn deß er das Ring'l lieb und werth hält, das b'weißt, deß er's um seinen Hals trägt wi i noch immer das Gottesaug' vom Franz. Aber dös geht uns halt nit an, und unsre Pflicht i's, ihm zu helfen in seiner Noth, wie er uns g'holfen hat. — Heili Antoni — er kommt halt wieder zu sich und kriegt a Röth in's G'sicht!"

In der That begannen, von der Wärme des Feuers und den Bemühungen der beiden Tyroler angeregt, die Lebensgeister des Erstarrten sich wieder zu heben — eine leichte Röthe kehrte auf das hagere Gesicht statt der bleiernen Todtenfarbe des Frostes zurück — seine Brust hob sich, und endlich schlug er die Augen auf und setzte sich von selbst aufrecht.

Die unsicheren Blicke des Slowaken irrten einige Augenblicke in dem behaglich erwärmten Raume umher, und von der lustig flackernden Flamme auf das gefurchte Gesicht des alten Mannes, von diesem auf das noch thränenfeuchte Antlitz der jungen Frau, das trotz des schmerzlichen Eindrucks, den der Anblick des Ringes auf sie gemacht, doch von aufrichtiger Freude strahlte.

Mathias, denn es war wirklich der unglückliche Student, das Geschöpf und Opfer der brutalen Lüste der Gräfin Martha Törkyöny, der vor neun Jahren so muthig

den Weg der Armuth und Buße betreten, führte wie träumend die Hand an die Stirn.

„Wie ist mir denn — bin ich denn nicht gestorben in Eis und Schnee, von der Hand des dräuenden Alpengeistes hinabgeschleudert in die Tiefen der Gletscher, um meine Sünde und Schmach zu büßen? Oder hat Gott der Allmächtige endlich Mitleid mit meiner Reue gehabt und mich versöhnt in sein Himmelreich aufgenommen, daß ich sie wiedersehe, die ich liebe — Nannette — den alten Mann — die arme Schwester, die der Wolf zerriß — und sie, die ich kenne . . ."

Er schaute wirr umher, als suche er noch andere Gestalten, als die beiden vor ihm, dann drückten seine Augen plötzlich Schreck und Entsetzen aus, und er starrte nach einer Ecke des vom Heerdfeuer nur halb erhellten Raumes.

„Da — da — da ist der Furchtbare wieder — der Fluch, der sich an meine Ferse geheftet, verfolgt mich — ich muß hinunter, hinunter — ohne sie wieder zu sehen im Leben! zu Hilfe! zu Hilfe!"

Er sank noch ein Mal halb ohnmächtig in die Arme des jungen Weibes, während der Greis, zugleich durch das Knurren des Hundes aufmerksam gemacht, in der Richtung sich umblickte, in der der Slowake eine Erscheinung zu sehen geglaubt.

„Ho ho! ha ha!" klang es aus der dunklen Ecke, „Ihr werdet doch den armen Toni nicht schlagen dun von den Hunden zerreißen lassen, wenn er zur Hochzeit kommt? Grüß Di Gott, Nazi, grüß Di Gott! Ora pro nobis! ora pro nobis! Der jüngste Tag ist da und die

Todten stehen auf! Der Sandwirth will nit mehr bleiben auf dem steinernen Grabe zu Spruck und schwenkt die Fahn am Passeyr! Hurrah — es lebe der Kaiser, nieder mit den Franzosen! sie sollen im Tyroler Winter erfrieren, der Lefèvre und der Vicekönig! Bald is der Tag, wo auf den Wällen von Mantua die Schüsse knallen! — Erbarmen mit dem armen Teufels-Toni, den so schrecklich friert! A Stück Brod dem armen Toni und keine Hunde nit! Hurrah! morgen hält das Nandl Hochzeit und den Bu bringts gleich mit!"

Der Alte griff wild nach einem Feuerbrand im Heerd und schleuderte ihn gegen die Ecke. „Kobold tückischer — wie kommst Du hier herein in mein Haus?"

Wimmernd und flehend kroch jetzt aus dem Winkel eine merkwürdige Gestalt, die eben so viel Grauen als Mitleid erregen mußte.

Es war eine vom Alter und Leiden verkümmerte und verkrümmte Gestalt, das Gesicht hohläugig und eingefallen, nur Haut und Knochen wie der ganze Körper. Ein langer weißer, von Schmutz und Eis starrender Bart hing ihr bis auf die Brust, eben solche wirre Haare, die wahrscheinlich seit einer Reihe von Jahren nie mehr Kamm oder Scheere gesehen, flogen um das verwelkte Gesicht, aus dem nur zwei große starre Augen mit jenem unheimlichen Ausdruck hervorleuchteten, der die Abwesenheit des Verstandes verkündet. Der Mann konnte siebenzig — achtzig Jahre alt sein, in dem elenden Zustand, in dem er sich befand, war es unmöglich, dies zu beurtheilen, — aber die Zähe seiner Lebenskraft mußte sehr groß sein, weil er all die

furchtbaren Leiden der Winter in den Hochgebirgen schon viele Jahre lang in diesem Zustand ertragen hatte.

Denn die Kleidung, die er trug, war keineswegs geeignet, ihn auch nur einigermaßen gegen die Unbilden der Witterung zu schützen. Sie bestand aus den dürftigsten Lumpen, durch Faden und Strickenden zusammen gehalten; um die Beine und Füße hatte er Ziegenfelle gewickelt und das einzige Stück, was einigermaßen ihm zum Schutz und zur Erwärmung dienen konnte, war ein großes Bärenfell, an dem noch Kopf und Klauen niederhingen, und das er wie einen Mantel um die Schultern trug.

Die Bewohner von Trafoi erzählten sich, der Wahnsinnige habe den Bären, von dem das Fell herrührte, selbst in einem furchtbaren Kampf mit dem großen Knotenstock, oder vielmehr der Keule, die er auf seinen Wanderungen trug, getödtet, in einem jener wilden Felsenthäler des Madasch, die sonst nie eines Menschen Fuß betritt, und deren Höhlen den Bären des Engadin zum sicheren Winterschlaf dienen.

Man wußte, daß der Teufels-Toni in jener unzugänglichen Einöde, aus der er die Bären vertrieben, sich eine Hütte von Felsstücken und Holz erbaut hatte — kühne Gemsen- und Adlerjäger hatten sie von der Höhe der Felsenmauern liegen gesehen, aber niemals hatte ein Mensch gewagt, den furchtbaren Abgrund hinunter zu steigen und die Behausung des Wahnwitzigen näher zu untersuchen. Obschon Niemand recht die Herkunft und Vergangenheit des Wahnwitzigen kannte, zeigte doch der Umstand, daß er

eben so gut Italienisch wie Deutsch sprach, daß er aus Welsch-Tyrol herstammen mußte, und die vielen Floskeln lateinischer Gebete, die er in das tolle Zeug, das er sprach, hineinmischte, ließen allgemein glauben, daß er ein aus irgend einem Kloster entflohener und wegen seiner Sünden des Verstandes beraubter Mönch sei. Wir haben schon früher erwähnt, daß seine Bosheit und Wildheit der Art waren, daß trotz des letzteren Umstands nicht das Mitleid sich seiner erbarmte, sondern er überall gefürchtet und vertrieben wurde.

Das Haus des alten Haspinger, so finster und drohend ihm auch der Hausherr, der einen ganz besonderen Widerwillen gegen den Verrückten zeigte, gewöhnlich begegnete, — war eines der wenigen im Gebirge, in dem er zuweilen einsprach, wenn der Hunger ihn allzusehr trieb, ja für das er eine gewisse Vorliebe zu haben schien; denn er lauerte oft in den Felsen und hinter den Laatschen Gebüschen verborgen, bis er den alten Mann mit seinem Alpstock hatte seine einsamen Wanderungen in das Hochgebirge antreten sehen, und kam dann plötzlich zum Vorschein, um einen Topf Milch oder ein Stück Brot von der jungen Frau zu erbetteln. Namentlich auf den Knaben derselben schien er es abgesehen zu haben, und so sehr auch die junge Mutter diesen Umgang zu verhindern suchte, konnte sie es doch nicht ganz verhüten, daß der Bube, als er älter wurde und in die Berge lief, häufig mit dem umherschweifenden Verrückten zusammentraf. Ja, das Mutterherz schrieb gerade diesem Umstand es zu, daß das Kind einen so trotzigen boshaften Charakter zeigte.

Durch diese Umstände war es auch erklärlich, daß der Verrückte, während Nazi und seine Enkeltochter eben so eifrig mit dem Verunglückten und seiner Wiedererkennung beschäftigt waren, sich in den Hausflur hatte schleichen können, ohne daß Tyras, der wachsame Haushund, sich mit mehr als einem unwilligen Knurren dem widersetzt hätte.

„Misericordia! misericordia ad Dei gloriam! Den armen Toni hungert, den armen Toni friert! Der Teufel is mächtig in ihm! Kyrie eleison! Kyrie eleison!“

Er winselte, wie ein Hund, ahmte dann dessen Bellen nach und pfiff dazwischen wie die Gemse oder das Murmelthier, wenn es auf den Hochalpen spielt und seinen Gefährten anzeigt, daß Gefahr im Anzug. Dann schnellte er plötzlich empor, schlug die Hände zusammen und sprang in tollen Sätzen umher.

„Teufels Unhold,“ zürnte der Alte, „willst Ruh geben oder i hetz den Tyras im Ernst auf Dich. Schaust nit, daß der arme Mann, den Du hast in's Franzosenloch stürzen wollen, ganz z'nicht is? Wie kannst Du wagen in mei Haus z'kommen nach solcher Unthat?“

Der Verrückte schlich vorsichtig an den in drohender Haltung am Tisch stehenden Greis heran und hob sich auf den Zehen, als wollte er ihm Etwas in's Ohr wispern.

„S'is wegen des Fratz des Brosi,“ sagte er laut — „er is droben im Posthaus blieben, bis die Schneeschilder und dös Geschniebe die Straß frei lassen! Der Bu hat den Teufels-Toni g'schickt, sei Mueter Nachricht zu geben!“ Dann fügte er leiser hinzu: „Aber alter Nazi, der Teufels-Toni wär selber g'kommen, denn der Teufel is los und

sie reden frantsch auf den Bergen. Puff! puff! i hab's g'hört, wie sie geplauscht haben davon — zehn Jäger vor! Feuer! Paff — da liegt er! Hurrah der Andres is todt — er wird niemals mehr dös Josele schießen lassen!"

„Unhold! was soll die wahnwitzige Red?" — Der alte Tyroler hob drohend die Hand.

„S'isch der Zwanzigste bald," fuhr der Irre fort — „i weiß es, wenn auch mei Kopf z'nicht is — für was zähl ich die Kieselsteine aus dem Bach alle Jahr in meiner Hütt im Gebirg? — Drum müssen Alle hinwerden zur Sühn, die den Andres derschossen, und i will sie All' in's Franzosenloch bringen mit sammt ihrem rothen Gold. Der Joachim Haspinger, der Kap'ziner Patter wird mir helfen dazu!"

„Narr! Der Haspinger is todt — laß ihn in Frieden in seinem Grab ruhn und verunglimpf sei Gedächtniß nit, daß Du sei Namen im Mund führst!"

Der Irre lachte höhnisch und legte die Finger auf die Brust des alten Mannes.

„Hoho! bugia! bugia!*) Der Teufels-Toni weiß es besser! Wenn auch der Rothbart todt is — sei Vetter, der Nazi lebt noch immer und wird mit dem Tyrolerland gegen die Franzosen ziehen! Nazi Haspinger, Haspinger, Nazi Haspinger, hurrah! die Franzosen kommen und sie haben den Sandwirth derschossen!"

„Schurke — wer hat Dir Unhold das Geheimniß ge-

*) Lüge! Lüge!

ratscht? i schlag di z' Boden, wenn der Nam' noch a Mal über Dei Lippen kommt!"

Er hatte die Hand erhoben, aber seine Enkelin fiel ihm in den Arm. „Um der Heil'gen willen, Nön'l," bat sie, „leg nit Hand an den Unglücklichen, deß 's Dir nit zum Fluch wird! Geh zu dem Herrn, er is zu sich g'kommen und will mit Dir sprechen! — I red unterdeß mit dem armen Z'nichten und will hören, ob er wahr plauscht, deß er den Brosi g'sehn und den Kölbl!"

Sie schob den Greis nach der Seite des Feuers, wo in der That jetzt der Slowak auf einem Schemmel saß, noch blaß und erschöpft, aber doch bei vollem Bewußtsein, und übernahm es, den Verrückten durch freundliche Fragen und die Gabe von Brod und Milch auszuforschen, ob er wirklich den Knaben gesehen.

Der Slowak streckte dem alten Mann die Hand entgegen. „Gott im Himmel in seiner Gnade," sagte er noch zweifelnd, — „so wäre es denn wirklich — Ihr selbst hättet mich gerettet und ich hätte, grad im Augenblick, wo ich glaubte, daß Alles für den armen Wanderer zu Ende auf dieser Erde, eben Die gefunden, die noch ein Mal zu sehen ich mich sehnte!"

„Pfieti Gott, Herr Matthias," meinte schnell umgestimmt der Alte und drückte dem Geretteten herzlich die Hand. „So seid Des dös wirklich? Aber wo kommt Des her in dem schiechen Wetter — und, nehmt's nit schlimm, in dem Aufzug da?"

„Es ist das Kleid meines Standes, seit jenem Tage her — das Kleid meiner Sühne und Buße! Schon vor

Jahresfrist trieb es mich in das herrliche Tyrol, um Euch noch einmal wieder zu sehen, nachdem ich in Wien am Sterbelager des braven Döllinger gestanden und von ihm erfahren hatte, wo ich Euch zu suchen habe — aber vergeblich frug ich im Stubbayer Thal und durchwanderte das ganze Land, nirgends konnte ich erfahren, wo der brave Nazi Has . . . . ."

„Still," unterbrach ihn finster der Alte. „Nennt den Namen hier nit — er liegt begraben im Stubbai und i möcht nit, deß der Unhold dorst bestätigen hört, was der Teufel selber ihm verrathen haben muß; denn nur Wenige wissen hier, deß wir dem Namen so unschuldig Schande gemacht. Aber was plauscht Des — is der Schwager Hans wirklich hin?"

„Er starb in meinen Armen am zehnten Mai des vergangenen Jahres und ich suchte Euch und die Mamsell Nannette, um in die Hände der rechtmäßigen Eigenthümer das zurückzulegen, was in seiner Gutmüthigkeit der Sterbende mir aufgedrungen. Gott sei Dank, der den armen Matthias wenigstens so lange erhalten, daß er Denen, die er liebt, beweisen kann, daß er ein ehrlicher Mann ist. In der Hallina dort . . . ."

Der Alte unterbrach ihn nochmals mit einem Wink. „Plauscht nit weiter, Herr — laßt mich erst Den da fortschaffen! — Was thust mit dem Brief, Teufels-Toni? — laß liegen, was Di nit angeht!"

Es war der jungen Frau gelungen, von dem Verrückten durch allerlei Hin- und Herfragen herauszubringen, daß er wirklich den Knaben Ambrosi mit dem Knecht des

Hauses droben in dem Wirthshaus auf dem Joch gesehen und von ihm gehört hatte, daß er die Nacht dort zubringen wolle und des drohenden Wetters halber erst am andern Morgen zurückkehren werde. Der Wahnwitzige schwatzte aber zugleich so wirres und tolles Zeug von Reisenden und Franzosen, von Verrath und Tod durcheinander, daß das Mädchen nicht klug daraus zu werden vermochte und sich begnügte, Wein, Brod und Käs auf den Tisch zu schaffen und mitleidig ihm reichlich davon vorzulegen.

Während der Tolle mit der Gier des Heißhungers die Speisen verschlang und das große Glas Wein hinunterstürzte, waren seine Augen auf den Brief gefallen, den der greise Besitzer des Hauses vorhin gelesen, und er hatte ihn mit der Ungenirtheit seines Zustandes zu sich gezogen und wandte, selbst trotz des Zurufs des Alten, kein Auge davon.

„Willst Du gepantscht sein,*) infamigter Dörcher?" zürnte der Greis, indem er unwillig den Brief ihm mit Gewalt wegriß und ihn in die Tasche seiner Jacke steckte. „Was schnüffelst in ander Leut Geheimniß und schreist's nachher dem wälschen Volk in den Bergen aus? Fort mit Di in den Stadl, wo ich aus Christenbarmherzigkeit Di für die Nacht a Lager gönnen will."

„Er is ganz z'nicht und a fieriger Putz,"**) fuhr der Alte gegen seinen lieberen Gast fort. „In sa Tück' und Bosheit treibt er's allen Leuten schlimm und hat auch

*) Schläge haben.
**) Böser Kobold.

Oes gesucht, ins Verderben zu stürzen, der Unhold. Aber die Mutter Gottes und der heili Antoni haben's zum Besten gewandt und er is doch nu einmal a Mensch und i kann ihn deshalb nit nausstoßen in Wind und Wetter!"

Der Mann sah ihn an — die Speise und der Wein, die er genossen, hatten dem zusammengeschrumpften elenden Körper sichtlich wohlgethan und eine leichte Röthe zeigte sich auf seinen hohlen Wangen. Seine Augen funkelten bedeutsam unter dem weißen wirren Haar, gleich als habe er ein wichtiges Geheimniß zu verkünden.

„Glaubs nit, Nazi," sagte er flüsternd — „der Rothe is nit todt, wenn sie's auch tausendmal schreiben vom Amt! Die Tyroler stehen auf — sie werden ihn brauchen, bald, bald, denn i sag Dir, Nazi, die Franzosen kommen, und dann muß der Rothbart das Kreuz tragen vor dem Landsturm her, mit dem Gamsbart und der Capaun- und der Pfauenfeder auf dem Hut, wie am Berge Isel und an der Brixener Klaus bei Mittewald am Eisack! Denn i leids nit, deß der Wassermann*) es thut, und i selbst kann das Kreuz nit anruhren, oder der Teufel holt meine Seel! Dös is der Paktum, den i mit ihm macht, wenn er des Nachts zu mir kommt und mit mir spricht. Sire! le

*) Paul Wassermann, der tapfere Chorherr von Neustift, der nach dem eigenen Geständniß des berühmten Kapuziner-Paters Joachim Haspinger bei dem großen Tyroler Aufstand im Jahre Neun, muthiger und aufopfernder als er, das Kruzifix den Tyrolern in den Kämpfen an der Eisack und bei Aischa voraustrug, und als ihn der Marschall Lefevre frug, wo er das Kriegführen gelernt, begeistert dem Herzog das Kruzifix zeigte mit der Antwort: „Der hat's mich gelehrt!"

peuple tirolien confiant dans la bonté, la hagesse et la justice de votre Altesse impériale remèt par nous, ses organs, sa sorte entre vos mains.“*)

„Was soll dös Geschnack, dös a Christenmensch nit versteht,“ zürnte der Alte. „Wenn i nit wüßt, deß der teuflische Verräther sei verdienten Lohn gekriegt und beim Teufel in der Hölle schmort, könnt ma sich schieche Gedanken machen. Aber viel besser magst sicher selber nit wesen sein, und daher hast auch die unglückliche Wissenschaft. Fort mit Di in den Stadl, wenn D' die Nacht nit auf dem Schnee schlafen willst.“

Der Verrückte hatte, ohne auf die zürnende Rede zu achten, vor sich hin gemurmelt. „Le grand Napoléon et son digne fils seront désormais les protecteurs du peuple tirolien!“ schloß er laut, „i sag Dir Nazi, die Franzosen sind da, i hab sie selbst g'hört droben auf dem Joch und sie werden kommen wie der Schneesturm. Sie haben den Andres dermordet, nit der Joseli — nit der Joseli, wie die Leut lügen! Wenn Du klug bist, hilfst sie mir, in's Franzosenloch werfen, sonst trinken sie Dir all' den Leitenwein aus, der doch an alten Körper so wohl thut!“

Er griff nach der Flasche und setzte sie an den Mund. Der Hausherr ließ ihn ruhig sie leeren, denn er hoffte, der Bergwein werde den Unhold betäuben und ihn in desto festeren Schlaf versenken. Dann aber drängte er ihn mit Ernst und Drohungen nach der Tenne und dem anschlie-

*) Der Anfang der berüchtigten Unterwerfungsadresse an den Vice-König von Italien.

ßenden Stadel, und verließ ihn nicht eher, als bis er in dem warmen hier aufgestapelten Heu lag.

Als er in den Küchenflur zurückkehrte, fand er das Paar am Feuer sitzen, den Slowaken die Hand des Mädchens in der seinen. Ihr freundliches von dem Zug der stillen Trauer nicht entstelltes Gesicht, war von glühendem Roth bedeckt — ihr Busen wallte heftig. Es war, als kämpfe sie mit einem Geständniß, das doch nicht über ihre Lippen wollte.

„Nandl, Nandl," sagte gutmüthig der Greis, „was bischt Du doch für a ranziges Assel,*) deß Du hier sitzst und planzederst**) und nit für den Gast sorgst, der's dechter so nöthig hat. Schlein Di Madel, und hol mei alten warmen Joppen herbei, deß der Herr Matthias ihn anziehen kann. Bring a Fleisch, wenn's im Haus hast und a guten Bodenwein a und a Gewürz, deß der Gast a warmen Wein in den Leib kriegt, dös wird ihm gut thun."

Das Mädchen sprang hurtig auf und entzog sich mit dem raschen Schaffen und Walten der Verlegenheit, auf eine Frage zu antworten, die der ehemalige Student an sie gestellt hatte. Sie flog so rasch und behäbig umher, daß man hätte meinen sollen, die fixe Dirne von sechszehn Sommern vor sich zu schaun, als die sie vor zehn langen und traurigen Jahren nach Wien gekommen war,***) und man sah ihr an den freudigen, treuherzigen Augen an, die sich immer und immer wieder neugierig und nun herzlich

*) Faules Weibsperson.
**) Unnützes Zeug schwatzen.
***) Villafranca. II. Band, S. 217.

nach dem Gast kehrten, wie weit anders und lieber sie für diesen sorgte, als vorher für den im ganzen Gebirg verrufenen Unhold.

Dem Gast aber schien gleichfalls durch die Worte des Alten eine Last von der Brust genommen, die ihn vielleicht schwerer gedrückt, als die Schneemassen, die vorhin der Verrückte draußen am Franzosenloch auf ihn gehäuft. Im Gespräch, während der Großvater den Wahnwitzigen zur Ruhe auf das Heu brachte, hatte er den Glauben zu verstehen gegeben, daß sie gewiß längst glücklich verheirathet sei.

Als der Greis nun von dem Dirndl sprach, war unwillkürlich die Röthe der Freude und Ueberraschung in sein Gesicht geschossen und die Bewegung von der, der sie galt, nicht unbeachtet geblieben.

Der Hauswirth ließ ihm nicht viel Zeit zu weiterem Nachdenken, sondern rief ihn zu dem Tische, den seine Enkelin unterdeß rasch mit kaltem Fleisch, Käse und einem Kruge heißen Bodenweins besetzt hatte.

„Die Joppe, Dirndl, die Joppe!"

Das Mädchen hatte aus der Kammer eine alte warme Joppe des Tyrolers geholt und brachte sie dem Slawonier.

„Werft dös Züg fort," meinte der Alte — „es is Nix für Enk und paßt nit z'sammen. Der Mensch soll in seinem Stand bleiben und sich nit schlechter machen, als er is. S'is nur a Sekten von Enk, deß Oes wie a Dörcher und Laninger im Land herumlatscht, und i leid's nit weiter. Oes habt dem Nazi Haspinger beigestanden

in seiner Noth, und Des sollt bei ihm verbleiben und sei Brod theilen, so lange es währt, wenn Des wollt!"

Der ehemalige Student griff verlegen nach der nassen zottigen Bunda, die Nandl ihm von der Schulter nahm.

„In dem schlechten Kleidungsstück," sagte er nicht ohne Befangenheit, „ist Etwas für Sie, Herr Haspinger. Deshalb suchte ich Sie auch durch ganz Tyrol und ich danke Gott, der Sie mich finden ließ, um eine Pflicht zu erfüllen, ehe mein trauriges, doch Niemand nützes Leben zu Ende geht."

Er griff nach dem Messer, das vor ihm auf dem Tisch lag, um langsam die Nähte des groben Mantels von Halinawolle aufzutrennen.

Plötzlich fielen Goldstücke — blanke, schimmernde Dukaten auf das saubere Leinentuch des Tisches.

Der Alte und das Mädchen sahen staunend zu, wie sich der goldene Regen mit jedem Augenblicke vermehrte und zum blinkenden leuchtenden Haufen anschwoll.

Noch zwei andere Augen — von Keinem der Drei bemerkt — funkelten unheimlich nach dem Schatz.

Es war der Wahnsinnige, der sein Gesicht droben tief im dunklen Hintergrunde des Flurs, wo der Heustadel an diesen stieß, durch die Spalten zweier Bretter drängte.

„Gold," murmelte er — „o rothes Gold! so schön und roth wie jenes, was der Herzog mi gab — als der Andres ...." Seine Worte verloren sich in dumpfes Geflüster, seine Finger krallten sich wie die Klauen des Lämmergeiers zwischen die Fugen, als könnten sie die Bretter

auseinander reißen und ihm den Weg zu dem Schatze bahnen.

„Heili Antoni," sagte endlich das Mädchen, die Hände zusammen schlagend. „Des is ja a Schatz, wie ihn die heili Mueter zu Einsiedl kaum hat!"

„Und mit all dem Gold," frug wiederum mißtrauisch der Alte, „seid Des gereist wie a Dörcher durch's Land? I will doch hoffen, deß Des a rechtmäßiger Weis' zu dem vielen Gold gekommen seid?"

„Es ist nicht mein Eigenthum, es gehört . . . ."

„Wem?"

„Ihnen, Herr Haspinger, und dem Mamsell Nannette dort!"

„Plauscht nit französches Zeug, Mann," sagte unwillig der Greis; „das Dirndl is ka Mamsell und heißt Nandl auf gut Tyrolerisch. Aber platzedert ka Zeug nit, was hab i mit dem Geld zu schaffen?"

„Es ist der Nachlaß Ihres Schwagers Döllinger," sagte hastig der Slowak, — „es müssen zweihundert Dukaten sein, — und hier — hier . . ."

Er riß eilig die Naht weiter auf und holte ein Päckchen, sorgfältig in Wachsleinwand geschlagen, hervor. „Nehmen Sie, Herr Haspinger, es sind zehntausend Gulden in Banknoten!"

Der Alte starrte ihn an. Die allen Tyrolern eigene Liebe zum Gelde kam unwillkührlich bei ihm in's Spiel. „Zehntausend Gulden? — i wußt zwar, daß der Hans a Geld hatt', dochter hätt i mei Lebtag nit geglaubt, deß es so viel g'west."

„Er ist immer ein sparsamer Mann gewesen, Herr Haspinger, und die Hausmeister in Wien stehen sich gut. Vielleicht hat er auch in der Zahlenlotterie gewonnen — ich weiß, daß er zuweilen setzte. Ich bitte, nehmen Sie — es ist bis auf den Kreuzer Alles, was vorhanden war!"

Es war eine gewisse Hast und Unsicherheit in dem Wesen des ehemaligen Studenten, als er das Geld so dringend dem alten Tyroler zuschob.

Plötzlich legte das Mädchen die Hand auf den Goldhaufen und die Banknoten.

„A Augenblick, Nön'l," sagte sie mit bestimmtem Ton. „I denk, mer müssen doch annerst zuerst den Herrn Matth's frag'n, ob der Ohm Döllinger das ganze Gut a uns vermacht hat?"

„Es gehört Ihnen, Nandl, Ihnen und Ihrem Großvater!"

„Dann müßt doch sicherlich a Papierl drüber da sein, Nön'l, und dös müßt mer zuvor doch schaun!"

„Ich habe keine Papiere," sagte verlegen der Slowak, „aber so wahr ich ein ehrlicher Mensch bin, es ist das Erbe des braven Döllinger und gehört Ihnen!"

Das Mädchen sah ihm scharf in's Gesicht.

„Gut, Herr Matth's, i wills glauben, daß es dös Geld vom Ohm is. Aberst schwört Oes bei der Mueder Gottes, daß der Ohm es af uns alleinigt vermacht hat!"

Der Slowak schlug hocherröthend die Augen zu Boden. „Ich versichere Sie — das Wenige, was ich brauche . . ."

Der alte Mann stand auf und trat hochaufgerichtet vor ihn hin.

„Das Nandl hat Recht, Herr Matth's," sagte er fest und ernst. „I will wissen, woran i bin. Antworte Oes, wie a ehrlicher Mann und nit wie a Patscher, der a Lüg macht. Hat der Hans sei Gut uns vor Gericht und durch Testament vermacht?"

„Das nicht, Herr Haspinger, aber . . ."

„Bleiben's bei der Sach, Herr! — Hat er Enk anders den Auftrag gegeben, dös Geld mir und dem Nandl zu bringen?"

Matthias schwieg.

„Antwort, Mann, wenn i glauben soll, deß Oes a ehrlicher Bursch seid! Wie kommt Oes zu dem Geld?"

Der Bruder der unglücklichen Hanka zögerte immer verlegener und unruhiger, aber die Hand des alten Mannes lag schwer auf seiner Schulter.

„Gebt Antwort, Herr, deß mer nit Schieches von Enk denken müssen, deß Oes am Ende gar . . ."

Der Slowak richtete plötzlich den Kopf empor.

„Halt, Herr Haspinger — denken Sie nichts Schlimmes von mir. Das Geld ist ehrlich empfangenes Gut, — aber" —

„Nun?"

„Ich kann es unmöglich behalten!"

„Nit behalten? — so gehört Enk das viele Geld?"

Der Mann hatte aus der Brieftasche, die er in seiner Ledertasche trug, ein zusammengefaltenes Papier genommen und hielt es dem Tyroler hin.

„Wenn es denn einmal sein muß — lesen Sie!"

„Les Du, Nandl! Du weißt, i bin nit sehr gelehrt!"

Das Mädchen hatte rasch das Papier entfaltet und überflogen. Sie stieß einen Ruf der Freude aus. „Schaut Nönl, i wußt es ja, deß Oes den Matth's unrecht verschörgt habt! Dös is halt a richtig Testament vom Ohm Döllinger und aus Dankbarkeit für sei treue Pfleg in der Krankheit hatt er dem Matth's all sei Geld und Gut geschenkt in aller Form Rechts!"

„Es war so wenig, was ich für ihn gethan, — die gewöhnlichste Schuld der Dankbarkeit. Er hat mich gegen meinen Willen und meine Bitte zum Erben eingesetzt, aber ich gelobte mir sofort mit einem heiligen Eid, daß das Gut an die rechten Erben kommen solle. Und so hab ich die sonstige Habe des würdigen Mannes verkauft und Sie seit dreiviertel Jahren unablässlich gesucht. Gott sei Dank, der Sie mich endlich finden ließ! Und hier nehmen Sie das Gold — denn es brennt in meiner Hand, bis es in die seiner rechtmäßigen Eigenthümer kommt!"

„Da sei der Herrgott vor," sagte der Greis, „deß i Di mei Sohn um a Vierer*) bring von dem was Dir rechtmäßig g'hört! Der Hans hat wohl gethan, deß er sei Erb Dir vermacht, denn i und das Nandl brauchen sei Gut nit. I selber aber bin in Dei' großen Schuld — von damals her, als Oes mi so treu gepflegt in der wüsten Kaiserstadt, as mir so verhutzelt im Kopp war — so bleibt bei uns Herr, und Lieb und Treu sollen Enk nimmer fehlen!"

„Wie — Vater Haspinger, Sie wollten mich wirklich

*) Eine kleine Theilungsmünze.

aufnehmen, den armen mit dem Fluch seiner Geburt beladenen Slowaken, mißbraucht und ausgestoßen von aller Welt, mit dessen Leben und Seele das schändlichste Spiel getrieben worden — und der Nichts hat als seine Buße und Reue?"

„Der Herrgott im Himmel weiß halt am Besten, wie Er's leiten thut," sagte feierlich der Alte. „Es is Kaner in der Welt, der sich rühmen mag, deß er ohne Schuld sei und der allein es gewest, den haben sie an's Kreuz g'nagelt. Schlag ein mei Sohn, wenn Du bei uns bleiben willst, Du sollst mei wahrer Sohn sein und der Franz mit seiner Reu im Himmel wird sich freuen, wenn er's sieht. Und was halt die da betrifft, sie wird Dir a wahre Schwester sein, und mehr, wenn Du willst!"

Der Alte hielt ihm die breite offene Hand hin, das Mädchen lehnte unter Thränen der Freude, — den ersten seit vielen langen Jahren! ihren freundlichen bittenden Blick auf den Mann ihrer stillen Liebe gerichtet, das Haupt an die Schulter des Greises.

„Schaust, Nönl, i hab Dir's gleich g'sagt — deß der Matthis a braver Bu g'blieben, as Du dös blitzende Ringl af seinem Brustlatz g'sehen!"

Der junge Mann hatte seelig und gern die Hand erhoben, um sie in die des Tyrolers zu legen und damit eine feste und glückliche Heimath sich zu gewinnen, als ihn dies Wort traf.

„Den Ring?" — er zog die Hand zurück und faßte danach. „Gott im Himmel — ich hatte den Ring vergessen! — Nein, Vater Haspinger — Nanette, Sie die

ich tausend Mal mehr liebe, als mein Leben — lassen Sie mich! ich bin nicht würdig, in Ihrem Kreise zu leben und glücklich zu sein! Mein Schicksal ist allein die Reue und Buße. Mein Werk ist hier gethan, ich beschwöre Sie auf meinen Knieen, nehmen Sie das Geld und lassen Sie mich fort, noch in dieser Nacht, sogleich — fort in die weite Welt, die meinen Kummer und meine Reue in ihrem weiten Raum allein verbergen kann!"

Das Mädchen sah ihn bestürzt an, und über das bisher so helle glückliche Gesicht flog ein dunkler Blutschein.

„'Sisch Alles wahr, was der Herr Matthis plauscht," sagte sie betrübt. „Wer halt a Schuld af si hat und a Unglück, der muß sie halt tragen sei Leblang und wenn er noch so gering davor kann!"

Sie zog den Zipfel ihrer Schürze zu den Augen und weinte. Das einfache gute Wesen dachte nicht an eine Schuld des Mannes, den sie seit zehn Jahren liebte, sondern an das Unglück, das sie ihre eigene Schuld nannte. Weder sie noch der alte Mann hatten je die demüthigende verächtliche Stellung begriffen, die der junge Student einst bei seiner sogenannten Wohlthäterin hatte einnehmen müssen.

Der Greis sah finster vor sich hin. „Wer Dir's ang'than Dirndl, der wird's verantworten müssen, wenn der Herr droben im Himmel zu Gericht sitzt! Wenn er aber af Erden dem Nazi Haspinger vor's G'sicht tritt, dann soll er erfahren, daß es noch a Straf giebt hier unten! — Von Enk, Herr Matthis, aber hätt i nit g'dacht, deß Des dem armen Ding da sei Unglück so schlimm anrechnen

würdet, denn Niemand weiß so gut, als Oes, deß sie nit davor kann!"

Der Slawonier sah ihn erstaunt an. „Ich verstehe Sie nicht, Herr Haspinger. Gott im Himmel weiß es, wie gern ich mir hier, bei Denen, die ich so innig liebe, eine Stätte baute, und wie oft ich davon geträumt, an der Brust der großen Natur, in der Mitte guter und aufrichtiger Menschen die Flecken zu vergessen, die meiner Jugend aufgedrückt sind. Aber der Fluch, der mich belastet, treibt mich fort; denn selbst mit dem Bild dieser Reinen im Herzen und trotz der Buße, die mich selbst wieder rein und ihrer würdig machen sollte, konnte ich mich nicht frei halten von dem Fehl und der Sünde — und ich kann der Erinnerung daran nicht einmal zu fluchen!"

Der Tyroler schüttelte den Kopf, während Nandl noch immer am Tisch sitzend still fortweinte.

„Nehmt's nit übel, Herr Matthis," sagte er, „aber dös is gar aus, dös versteh i nit, was Oes da plauscht von Eurer Schuld und von der Sünd. Oes seid a g'studirter Mann, aber mer sind nur einfache Leut. Das Nandl hat sich nit wegg'worfen und wird sich nit wegwerfen, und wenn dös Unglück ihr passirt is mit dem Ambros, so is es Gott's Wille gewesen, wie mit dem Franz, weil i alter Mann zu stolz g'tragen hab mei Haupt auf mei Namen im Land Tyrol. Der Ambros . . ."

Seine Worte, die dem Studenten so unverständlich waren, als dessen eigene Anklage dem Greise, wurden durch den langgedehnten melancholischen Ton eines Posthorns unterbrochen, der von der Straße herüber klang.

Zugleich donnerte es oben an der Stadelwand, wo der Verrückte zur Ruhe gebracht worden, heftig gegen die Bretter.

„Nazi! Nazi! lad da Stutz'n Mann, der Franzos is da! Hurrah auf sie! es lebe der Kaiser und das Land Tyrol! In's Franzosenloch mit ihnen! in's Franzosenloch!"

„Is der Unhold schon wieder auf dem Gang?" sagte unwillig der Alte, indem er sich erhob. „Aberst er erinnert mi in der That an Ein's, dös i ganz vergessen in der Freud, Des wiederzusehn, und dös a ächter Tyroler niemals vergessen soll!"

Er ergriff das Gewehr, das er vorhin, den Wahnwitzigen zu schrecken, in die Nacht hinaus abgeschossen hatte und begann es ruhig zu laden.

Die kleine Unterbrechung schien Allen wohlzuthun in dem schmerzlichen und seltsamen Gespräch, das sich zwischen ihnen entsponnen hatte. Nur der Verrückte gab keine Ruh, sondern klopfte fortwährend an die Bretterwand und schrie: „Die Franzosen kommen, die Franzosen kommen, Nazi! Der Teufels-Toni hat sie hierher g'führt! Nehm Di in Acht, Nazi, oder sie derschießen Di wie den Andres in Mantua!"

Unterdeß hatten sich die Signale des Posthorns wiederholt, immer lauter und wie es schien, von derselben Stelle kommend.

„Was brauchen die Tschoggl in solcher Nacht da zu fahren den schlimmen Weg," sagte endlich ärgerlich der Greis. „Sie müssens schleini haben, döß sie noch nach Trafoi wollen in dem Schnee! Willst Ruh halten Du

verhutzelter Dörcher da oben, oder i komm mit dem Stecken raufer und werd Dir's Maul stopfen!"

Die junge Frau sah schüchtern empor. „Vielleicht is gar der Bros mit vom Posthaus," sagte sie halb bittend halb fragend. „I will hinausgehn, Nönl und schau'n, was der Praxer des Postmeisters will, deß er so viel bläst!"

„Bleib Du hier," meinte der Alte — „es wäre allerdings möglich, denn der Bu ändert leicht sei Sinn. Aber i will selber nachschau'n, was los is."

Er nahm den Hut vom Pflock, öffnete die Thür und trat hinaus. Auch der Slawonier hatte sich erhoben und wollte ihm folgen, aber die Hand des Mädchens legte sich schüchtern auf seinen Arm.

„Laßt den Nönl allein gehn, Herr Matthis," sagte sie bittend, „er is stark und ihm thut das Wetter nix. Aber Oes seid noch so schwach von der Noth und . . ."

Sie hielt zögernd inne, während sie Beide unter dem Vordach der Thür standen, dann sagte sie leise:

„Und i möcht halt a paar Wort mit Enck reden, während der Nönl fort is. Aber laßt uns hinaustreten unter Gottes freien Himmel, da wird mer die Brust leichter werden, und i werd' vom Herzen wegplauschen können."

Sie traten Beide hinaus in die Nacht, die mit dem raschen Wechsel der Gebirgswitterung wunderbar klar geworden war.

Der Mondschein lag hell über der wild romantischen Gegend und zeichnete auf den weißen Flächen mit seinem dunklen Schatten die Contouren der Berghänge und Schluchten ab. Hin und wieder traten aus der Schneedecke

die mächtigen Felswürfel schwarz hervor und drüben dehnten sich wie erstarrte Massen zwischen den riesigen Berghörnern die ewigen Gletscher. Ein leichter Frost war dem Schneegestöber gefolgt und in dem Strahl des Mondes blitzten Myriaden von Sternen auf den Schneewänden.

Es war eine jener Scenen erhabener Einsamkeit, wie sie so unendlich wohlthuend auf die menschliche Seele wirken und die stürmischen Wellen der Leidenschaften und der Schmerzen sänftigen. Ueberall hehre, majestätische Stille — keine Regung in der ganzen Natur. Nur dort unten, wo die prächtige Alpenstraße ihren weiten Bogen in die Nähe des einsamen Berghauses schlug, sah man eine dunkele Gruppe, Pferde und Wagen oder Schlitten, auf welche der alte Tyroler rüstig losstieg den Berghang hinunter über die gefährliche Schlucht, während von Zeit zu Zeit noch das Signal des Postillons herüber scholl.

Der Slawonier stand eine Weile und schaute auf das großartige Bild um ihn her, das in der That seinen mächtigen Eindruck auch auf ihn nicht verfehlte. Seine so tief erregte Seele begann sich zu beruhigen, und die Hoffnung auf die endliche Gewinnung von Frieden und Glück, der ja das Menschenherz so schwer oder vielmehr nie entsagt, begann wieder ihren Lichtstrahl zu erheben. Er hatte in diesem mächtigen Bilde der Majestät des Winters um sich her fast vergessen, daß das Wesen an seiner Seite stand, von dem allein ihm Ruhe und Glück kommen konnte und von dem er doch durch eine so unendliche Kluft getrennt war.

„Darf i zu Enk reden, Herr, so wie mir's um's Herz'l is?" frug kaum hörbar das Mädchen.

Er faßte ihre Hand und drückte diese an seine Brust. „O wenn Sie wüßten, Nanette, wie gern ich den Ton Ihrer freundlichen Stimme höre, wie so oft ich mich in fremden Ländern, in Noth und Elend darnach gesehnt habe, Sie würden die Frage nicht erst thun. Es ist vielleicht der einzige Augenblick, den wir noch allein zusammen sind, so lassen Sie uns diesen nicht verlieren, sondern zu uns sprechen unter des Allmächtigen prächtigstem Dom, wie es uns um das Herz ist."

Das Mädchen erwiederte leise den heftigen Druck seiner Hand. „Is es denn wirklich wahr, Herr, deß Oes uns wieder verlassen wollt?" frug sie.

Er sah einen Augenblick finster vor sich hin. „Es muß sein, Nanette," sagte er endlich — „ich fühle, daß ich meine Buße leiden muß, daß ich Deines reinen Friedens nicht würdig bin."

„I hab's wohl schaut und g'dacht," sprach sie mit leiser Trauer, „wenn i's a dem Nöel nit hab' zugeben wollen, a's i dös schöne Ringl g'sehn auf Eurer Brust, deß Oes a vornehmern und bessern Schatz habt, a's dös arme Nandl. Aber 's giebt halt viel Unglück in der Gottes Welt, i han's a derfahren, Herr Matthis, und vielleicht hat Enk dös Unglück a betroffen in Eurer Lieb, deß Oes sie nit heirathen könnt und in der Fremde Ruh suchen müßt. Da denk i halt, Oes wärt hier unter Freunden, die 's gut meinen und a'frichtig mit Enk, und wenn a Nichts draus werden kann mit dem, was der Nönl meint zwischen uns Beiden, weil Oes verlobt seid und i a unglücklich verachtet Ding bin, so will i doch Enk a gute

treue Schwester sein und Enk pflegen und warten, so lange es Enk hier g'fallen thut!"

Sie holte tief Athem nach der langen Rede, gleich als freue sie sich, die Last vom Herzen los zu sein und stand, die Hände über die Brust gefaltet, mit treuherzig und bittend erhobenem Auge bangend vor ihm.

Der warme naive Ausdruck des Gefühls erschütterte tief den Mann. „Wie, Nanette," sagte er fast heftig — „Sie könnten wirklich glauben, ich hätte eine Andere geliebt als Sie?"

„'S mag vielleicht gewesen sein," sprach das Mädchen, „a's i a jung saubres Dirnl war da unten in Wien — aber da mi der Herrgott so gestraft und was dechter wieder mei Glück is, da is ka Red mehr davon und i hab' mer den Gedanken aus dem Sinn schlagen, wie Des selber. Das Ringl —"

„Der Ring — ja er ist es, der uns trennt, aber anders als Du meinst!" und er faßte wild nach dem Kleinod und wollte es von seiner Brust reißen. „Das Zeichen meiner Schuld ist er und des Frevels an Dir, die ich vom ersten Augenblick an geliebt! Und weil es mich mahnt, daß ich Deiner nicht würdig werden konnte mit all meiner Liebe und Reue, weil mein unglückliches Geschick mich immer wieder zurückgeworfen in die Schmach und Sünde — deshalb ist meines Bleibens nicht hier bei Dir der Reinen, Unschuldigen, die niemals gefehlt!"

„O Herr," schluchzte das Mädchen, „wie könnt Des doch so hart mi verspotten und Des wißt doch recht gut .."

Sie verbarg in Schaam ihr Gesicht in die Schürze. Er sah sie erstaunt an.

„Was wollen Sie damit sagen, Nanette?"

„Wenn i den Bros' lieb — i kann doch nit anders und es is doch die Natur, die Gott jedem Menschen in's Herz pflanzt hat!"

Er preßte finster die Hand an seine Stirn. „Sehen Sie wohl," sagte er mißverstehend — „ich dacht es wohl — ich kann nicht hier bleiben. Was sollte ich hier und täglich sehen, wie Sie einen Andern lieben! Möge er dessen würdiger bleiben, als ich! Möge er Sie recht glücklich machen, wie Sie es verdienen — und ich — ich will gehen, so bald der Morgen graut, aber vergessen Nandl werd ich Dich nie und Dein wird der elende Wanderer, der ärmste Sohn meines Volkes gedenken, wenn er bald einsam und elend an irgend einem Feldrain sich zum Sterben hinlegt!"

Er wandte sich von ihr, um in das Haus zurück zu treten. Sie hielt ihn zurück.

„Was plauscht Des, Herr — habt Des denn nit verstanden, — der Ambros . . ."

„Nun eben! Du wirst ihn heirathen und glücklich sein!"

„Aber der Bros — der Bros . . ."

„Nun?

„Der Ambros is ja . . ."

Der Ruf des alten Haspinger unterbrach sie. „Hierher, Herr, wenn's g'fallt," sagte er. „Sie werden halt

wenigstens a Obdach haben für die gnädige Frau, bis der Postillon die Leut aus dem Dorf herauf geholt hat!"

„Wir sind zufrieden, lieber Mann," sagte eine scharfe hochmüthige Frauenstimme, „wenn wir nur eine warme Stube und sichern Aufenthalt haben. Es soll Ihnen Alles reichlich bezahlt werden. Versprich dem Postillon doppeltes Trinkgeld für die Leute, Ferdinand, damit sie sich eilen — Du weißt, daß es nöthig ist!"

Der Ton der Stimme hatte wie ein elektrischer Schlag auf den ehemaligen Studenten gewirkt. Er starrte auf die ankommende Gruppe und trat dann hastig, von dem Mädchen sich losmachend, in das Haus zurück.

Hier hatte unterdeß während der Unterredung der Beiden ein anderes Drama gespielt.

Der alte Tyroler hatte kaum den Flur verlassen und seine Enkelin war ihm mit dem Slawonier nachgefolgt, als sich oben an der Bretterspalte des Stadels wieder das verzerrte Gesicht des Wahnsinnigen zeigte.

Seine Augen blitzten gierig nach dem Tisch, in dessen halboffene Schublade der Alte vor seinem Weggehen einfach das Geld gestrichen hatte; dann lugten die funkelnden Augen sorgsam in allen Winkeln umher.

Als der Verrückte sich überzeugt, daß Niemand mehr zugegen und selbst sein alter Feind, der große Hund, dem Hausherrn gefolgt war, faßten seine mit langen Nägeln klauenartig besetzten Hände in die Spalte der Bretter und rissen mit einer Kraft daran, die Niemand dem elenden greisen Gerippe zugetraut haben würde.

„Gold!" murmelte er — „rothes Gold — i hab es

funkeln sehen — gerade wie damals, als der Herzog mich zu dem Tisch führte, auf dem es lag neben der Karte vom Gebirg mit dem rothen Strich im Passeyer Thal! Hu wie es blinkte und blitzte, und ein kurzes Wort — ein kurzer Weg! — der Geizhals hat es verschlossen, der Nazi Haspinger — er ist schiech auf mich, weil ich dem blanken Offizier den Rath gab mit seinem Kind und sie sein Weib getroffen haben statt seiner! Der Narr — warum konnt er nit reden! Der Franz Raffel hat's rascher gethan, als das Feuer an seine Fußsohlen brannte, und ich hatte mei rothes Gold und Mantua . . ." Er hatte, während er die Worte murmelte, heftig weiter gearbeitet — nur zuweilen unterbrach er sich, um zu lauschen, ob das Geräusch der aufgebrochenen Bretter etwa einen der Hausbewohner herbeiführe.

Aber der Slowak und das Mädchen vor der Thür des Hauses waren viel zu sehr mit sich selbst beschäftigt, um auf das zu achten, was im Innern des Hauses vorging.

Endlich hatte er wirklich ein Brett losgebrochen, das Blut floß von seinen hageren Händen, aber er achtete es nicht. Mit einem kindischen Lachen drängte er sich durch die Spalte.

„Ha ha — wie er mocken wird, der Nazi Haspinger, wenn er den Vogel ausgeflogen findet, obschon er seine Riegel vor die Thür geschoben. Und mit dem Vogel sein rothes Gold!"

Er hatte sich herabgeschwungen in den Flur, der durch das Feuer auf dem Heerd beleuchtet war und schritt, die blutigen Hände vorgestreckt, auf den Zehen, mit unheimlich funkelndem Auge nach dem Tisch.

„Gold — i muß es halt noch einmal sehen — es is lange her, daß i ka Gold mehr gefühlt habe! — es is mei Gold — was thut der Haspinger mit, der Spitzbub! es ist mein — i hab es erkauft mit meiner Seel! I bin der Teufels-Toni — ho ho!"

Er war an dem Tisch und hatte die Schublade aufgezogen, seine blutigen Finger wühlten krampfhaft in dem Golde.

„Es is mein, es is mein!" stöhnte er — „Franzosengold! i muß es dem Haspinger nehmen, denn der Nazi is a Verräther am Tyrolerland — er holt die Franzosen herein — jetzt, in diesem Augenblick! — In's Franzosenloch mit dem schiechen Verräther!"

Er begann hastig das Gold in die Taschen seines zerrissenen Rocks zu stecken — durch die Löcher fiel es zum Theil wieder heraus. Als ihm das Packet mit den Banknoten in die Hände kam, riß er es auf, zuckte aber davor zurück und schleuderte es in die Heerdflamme. „Ka Papier nit, ka Papier nit!" sagte er hastig — „dös Papier is nit blank wie das Gold und das Blut is nit abzuwaschen von ihm! Gold! Gold!"

Er war mit dem Raube fertig, die rothe Flamme beleuchtete mit zuckenden Schatten sein widriges Gesicht, wie er hastig, ängstlich umherschaute.

Sein Auge fiel auf den Stutzen, den der Greis in den Winkel gelehnt, als er von dem Horn des Postillons zu Hilfe gerufen wurde. Ein Gedanke schien ihm durchs wirre Hirn zu zucken.

„I will die Adler schießen im Hochgebirg — den Frau-

zosen-Adler! — wie damals der Nazi an der Stubhayer Wand — ad dei gloriam, ad dei gloriam!"

Er hatte den Stutzen erfaßt und sprang mit ihm davon, nach der Hinterpforte des Hauses zu, die er, kindisch vor sich hinlachend, leise wieder hinter sich schloß.

Es war kaum geschehen, als der Slavonier hastig eintrat. Sein braunes blasses Gesicht zeigte die Spuren großer Aufregung — er warf rasch einen Blick umher nach seiner Bunda und der kleinen Habe an Werkzeugen, die allein bei seinem Sturz in den Schnee gerettet worden. Dann schaute er sich um nach einem zweiten Ausgang, aber weniger vertraut mit der Bauart der Tyroler Häuser, als der Verrückte, konnte er sich nicht sogleich orientiren und schon war das Mädchen an seiner Seite.

„Jesu Maria, was is Enk, Herr Matthis? Des könnt doch nimmermehr fort in der Nacht! i leid's nit, in ka Fall!"

Er drängte sie von sich, denn an der Thür hörte man bereits die Fremden. Der Slavonier trat in den finsterſten Winkel des Flurs und sank dort, als wären seine Kräfte erschöpft, nieder auf eine Bank.

„Kein Wort, Nandl — was auch geschehen mag — was Sie auch hören mögen, — das Einzige glauben Sie, ich werde Sie lieben bis zum Tode!" — — —

Die Gruppe, die sich dem Hause von der Straße her über den schmalen Pfad der festen Schneebrücke genaht, bestand aus dem führend voranschreitenden alten Mann, beladen mit verschiedenen Reise-Effekten, und einem Herrn und einer Dame, beide in Pelze und Mäntel verhüllt. Trotz-

dem war im Mondlicht leicht zu erkennen, daß die Gestalt der Dame nur mittelgroß und voll war, kleiner als die ihres Begleiters, der die Reisemütze tief über Stirne und Ohren gezogen trug.

Der Postillon folgte mit einem Nachtsack und Reisekorb, die er unter der Veranda des Hauses niedersetzte.

Tyras der Hund war bewachend bei dem Gefährt geblieben.

Der Hergang war einfach folgender gewesen. Reisende, die aus irgend einem Grunde die größte Eile hatten, waren von der Poststation auf dem Joch abgefahren und hatten glücklich dem Schneesturm bis hierher getrotzt. Nur unweit des einsamen Hauses des alten Tyrolers war die Fahrt auf einen breiten Schneewall gestoßen, der die Windbahnen und die Schneeschilder*) in dieser Ecke so breit und hoch aufgethürmt, daß nur ein einzelner Mann oder ein einzelnes Pferd sich durchzuarbeiten vermochte, aber unmöglich ein schweres Gefährt, ohne daß durch Vieler Hände Arbeit der Weg wieder freigeschaufelt werden konnte.

Das hatte der Postillon auch den beiden Reisenden erklärt, die der bedeckte, aus einem auf Kufen gesetzten Kutschkasten bestehende Schlitten barg, und wie sehr auch der Mann schalt und wetterte, drohte und versprach, er mußte sich bald selbst von der Unmöglichkeit überzeugen und dem Vorschlag zustimmen, den der seiner Berge kundige Postillon machte.

Dieser bestand darin, daß die Herrschaften ein Unter-

*) Windlawinen und Schneemassen an Felsen geweht.

kommen für ein Paar Stunden in dem einsamen Hause in der Nähe suchen sollten, während er die Pferde einzeln, so gut und gefährlich es ginge, durch die Schneewand oder den Abhang neben ihr vorbei zöge, dann hinunter nach Trafoi ritt und genügende Hilfe herbeiholte. Er gelobte, in längstens zwei Stunden mit zehn Männern zurück zu sein, die bald den Weg wieder freigemacht haben würden, und die Reisenden — ein Herr und eine Dame, — versprachen doppelte und dreifache Bezahlung für die möglichste Eile.

Darum hatte das Horn so dringend um Beistand gerufen, denn der Postillon getraute sich doch nicht, trotz der Mondhelle, allein den richtigen Weg über die Franzosenspalte zu dem Hause hinüber zu finden, aus dem man noch wohlthätig das Licht des Heerdfeuers leuchten sah. Als Haspinger hinüber gekommen zu den in Noth Befindlichen, hatte er sofort den Rath des Postillons für den einzigen Ausweg erklärt, und so unangenehm ihm die Sache und namentlich der hochmüthige herrische Ton der Reisenden auch sein mochte, sich mit der dem tyroler Volk eigenthümlichen Gutmüthigkeit bereit erklärt, das Paar unterdeß in seinem Hause aufzunehmen. Man hatte daher das nöthigste Gepäck aus dem Schlitten genommen und mit sich getragen, während der Alte seinen getreuen Hauspummerl in dem Schlitten selbst einquartirte, um ihn zu bewachen.

An der Thür des Hauses stellte der Postillon sein Gepäck nieder, um so rasch als möglich wieder zu seinen Pferden zurück zu kehren, und der Greis schaffte es in den Flur.

Dies war der Augenblick, als er mit der in Pelz, Capuchon und Schleier verhüllten Dame in's Haus trat.

„Bleibe einen Augenblick zurück, Ferdinand," sagte sie auf französisch, „um den Postillon auszuhorchen, ob der Mann hier auch sicher. Es ist zu nahe an der italienischen Grenze, um den Leuten zu trauen — Du weißt, welche Erfahrungen wir gemacht haben."

Der Mann blieb, an dem Gepäck sich zu schaffen machend zurück, die Dame trat in den vom Feuer durchwärmten und erhellten Raum.

„Schleun Di, Nandl, schleun Di," sagte der alte Mann — „ös sind halt noch mehr Gäst in der Nacht, aber mer konnten sie doch unmöglich draußen in der Noth lassen. Ruhr das Feuer an, und mach a Warmes, denn die gnädige Frau wird's halter sicher bedürfen."

Nandl war eilig und willig zugesprungen und half der fremden Dame den Pelz abnehmen, den sie auf einer Bank am Feuer zum Trocknen ausbreitete.

Die Dame löste selbst die Bänder ihres warmen Hermelin-Capuchons, behielt ihn aber noch auf.

So viel man in der halben Beleuchtung sehen konnte, war sie nicht mehr jung, in dem Alter zwischen Vierzig und Funfzig, den Letzteren näher als den Ersteren, und trotz aller Künste der Toilette nur mäßig conservirt. Das Gesicht, so weit es die verhüllende Kapuze zeigte, war früher wahrscheinlich fein und zart gewesen, trug aber jetzt jene rothe fleckige Farbe, die Frauen, welche übermäßig allen Genüssen gefröhnt, in spätern Jahren trotz aller Mühe erhalten, und auch die breit gewordenen Formen der

eher kleinen Gestalt sprachen für diese Ursach. Dennoch lag in dem ganzen Wesen der Fremden etwas selbst für die ungewohnten Augen der Bergbewohner unverkennbar Distinguirtes, ein seltsames Gemisch von aristokratischen Geberden und herrischem ungenirtem dreisten Wesen.

Die Fremde trug, mit Ausnahme des Pelzes und der Kapuze, einen für die Reise, namentlich im Winter und über den rauhen Alpenpaß sehr wenig geeigneten Anzug — wäre der dicke indische Shawl, der ohne Rücksicht auf die Kostbarkeit um Hals und Hüfte geknotet war, nicht gewesen, die Kleidung der Dame hätte eher eine Toilette für elegante Gesellschaft genannt werden müssen, als ein Reiseanzug. Als sie den Shawl über der dicken, unschönen Brust lüftete, um das durch den Pelz etwa eingedrungene Schneewasser abzuschütteln, sah man, daß das hellseidene Kleid, dessen kostbare Garnirung achtlos zerdrückt und beschmutzt war, einen tiefen Ausschnitt trug. Am Halse funkelte ein werthvoller Schmuck — an dem Handgelenke zwei oder drei gleiche Armbänder — aber unter dem Shawl aus dem Gürtel des Kleides sah der zierliche Ebenholzgriff eines mailänder Stilets.

Sie hatte sich auf einen Schemel am Feuer geworfen und streckte sehr ungenirt ihre Füße dem Mädchen entgegen.

Sie waren mit groben wollenen Tyroler-Strümpfen, die bis über's Knie reichten und über die Schuhe gezogen waren, bekleidet.

„Da Kind — zieh mir das Zeugs da aus — sie sind ganz naß geworden und ich habe keine Lust nach noch mehr Schnupfen und Rheumatismus. Du kannst sie gleich

behalten — ich habe sie von den Mägden auf der letzten Station gekauft und Du sollst mir andere geben, ich werde sie gut bezahlen. Tummle Dich, Kind — mach Grogk oder Glühwein, denn ich bin fast umgekommen in dem schändlichen Wetter und dieser Kälte! Dort in der Tasche steckt noch eine halbe Flasche Rum — es ist ziemlich das Einzige, was wir bei uns führen — aber Ihr werdet doch etwas Genießbares im Hause haben!"

Das Mädchen war vor ihr niedergekniet, um den geforderten Dienst zu verrichten — sie hatte die ungestüme abwehrende Bewegung nicht beachtet, die ihr Freund machte, um sie daran zu hindern. Er war unwillkürlich einen Schritt vor aus seinem dunklen Winkel getreten, als wolle er sich zwischen die Tyrolerin und die Fremde stellen, aber als er sah, daß es vergeblich war, kehrte er wieder in den Schatten zurück.

„Was mer im Haus haben, gnädige Frau, — steht zu Dienst — s'is leider freilich nit viel, aber s'is gern gegeben. Jesu Maria, was haben Sie für a nasse Haxen gekriegt, und sind's doch gar nit gewohnt, so wie unsereins. Gleich soll'ns a Paar dicke warme Schuh haben!"

Die Dame hatte die Bewegung des dritten Insassen des Zimmers bemerkt, der die Arme über die Brust gekreuzt, jetzt regungslos im Dunkel an der Wand lehnte. Sie zog ihr Lorgnon an goldener Kette aus dem Busen und sah hinüber.

„Fi donc mein Kind — was habt Ihr denn da? ich glaube gar, ein echtes Exemplar von slowakischem Kesselflicker! Habt Ihr denn kein anderes Gemach, wo man

wenigstens nicht mit solchem Gesindel zusammen ist, das höchstens in den Stall gehört?"

Die Tyrolerin wurde blutroth bei dem ungenirten Schimpf, der dem Manne angethan wurde, den sie so sehr liebte. Eine Thräne stand in ihrem Auge, aber dennoch wagte sie nicht, der so hochmüthig auftretenden Fremden ein scharfes Wort zu entgegnen.

„Wir haben halt nur das Zimmer neb'an, wo der Nönl schlafen thut, aber es is wüst und kalt — doch wenn die gnädige Frau befehlen . . .

„Laß nur — eine Cigarre thut dieselben Dienste und paralysirt die Atmosphäre. So — jetzt hol Deine Schuh und laß das Wasser kochen zum Grogk oder Punsch!"

Die junge Wirthin eilte durch den Flur, die warmen Filzschuhe zu holen und ging dicht an dem Manne vorbei. „Laßt's Enk nit anruhren, was die Vornehme plauscht," flüsterte sie innig — „sie weiß halt nit, wer Oes seid und deß Oes blos nit anders wollt!"

Während sie zurückkam und der Dame, die — wie sie mit Verwunderung sah, — eine Cigarre qualmte, die warmen Filzschuhe anzog, war der alte Tyroler wieder mit dem Begleiter der Dame in den Flur getreten, worauf der erstere die Thür schloß.

„So Herr, nu is Alles in Ordnung — und Oes könnt hier in Ruh die Rückkehr vom Simeln*) abwarten. Macht's Enk bequem und legt den schweren Mantel ab.

---

*) Simon.

Da neben der Frau is a schöner Platz, Enk am Feuer zu derwärmen."

Der Alte verrichtete seinem Gast dieselben Dienste wie vorhin das Nandl der Dame. Der Fremde warf den triefenden Mantel ab und die große, sein Gesicht verhüllende Mütze und trat, ohne die Wirthsleute zu beachten, die Hände auf dem Rücken, an's Feuer, so daß er zu dem Tyroler gegen das Licht stand.

„Es ist sehr unangenehm, Martha," sagte er französisch zu seiner Begleiterin — „dieser Aufenthalt hier! — wenn wir verfolgt würden, noch ist nicht alle Gefahr vorüber!"

„Bah — bist Du ein Mann? wir haben die italienische Grenze hinter uns und sind hier in Tyrol so sicher wie in der Statthalterei zu Innspruck oder im Staatsministerium zu Wien. Wer sollte auf diesem Wege an unsere Verfolgung denken. — Jeder wird glauben, wir wären längst in Verona oder Venedig unter dem Schutz guter Bayonnette, statt in dem Winter der Hochalpen — wenn sie überhaupt schon die Papiere vermißt haben. Apropos, Du hast doch die Brieftasche?"

„Sie stecken sicher in meiner Brusttasche. Aber haben denn die Leute hier Nichts, um uns ein Wenig zu erfrischen und zu erwärmen? Es scheint miserabel armes Volk zu sein und ich bin durchfroren bis auf das Mark meiner Knochen."

„Der Grogk wird sogleich fertig sein, dann kannst Du Dich wärmen."

„Mir will der Gedanke an den Offizier immer noch nicht aus dem Sinn, der den Grenzposten kommandirte.

Ich glaube, der Bursche witterte den Grund unserer Eile und hätte uns am Liebsten festgehalten."

„Bah — ein österreichischer Offizier — wenn es noch ein Italiener gewesen wäre! Wie hieß er doch gleich — der Korporal nannte Dir ja den Namen."

„Hauptmann Hartmann," sagte der Reisende. „Ich sollte meinen, Du könntest doch wissen, daß unter den deutschen Regimentern eben so gut Verräther sind, wie unter den italienischen und ungarischen. Die turiner Propaganda hat ihre Anhänger überall, durch das ganze Land. Ich wünschte, wir wären mit den Dokumenten erst sicher in Wien! Dies unerwartete Hinderniß erschreckt mich! Du weißt, was auf dem Spiel steht — mit der Entdeckung eines solchen Geheimnisses sichere ich Dir die Herausgabe der Güter in Ungarn! Was war das?"

Der entfernte Knall eines Schusses hatte sie erschreckt.

„Was zum Henker, Alter," fuhr der Fremde zu dem Tyroler fort, der mit dem Trocknen der Kleidungsstücke sich beschäftigte, — „geht man denn in der Nacht bei Euch auf die Gemsenjagd?"

Der Alte schüttelte den Kopf. „Ma sieht, deß Oes ka Gamsjäger seid, Herr. Wer würd' a Gams schießen zu a Zeit, wo sie ka Loth Fett auf'n Rippen ha'n. Aber i waß nit, wer der Dalk is, der zu annerst in dem Gebirg schießt, wo die Schneeschilder und die Windbahn*) an allen Spitzen hangen! — Na Nandl tummle Di und mach den Herrschaften was Warmes. Maria Josef, was stehst da,

*) Die Windlawine.

als wär'st d' im Kopf z'nicht, Dirn, und starrst auf den Herrn?"

Das Mädchen, das erst einen Augenblick vorher das Auge zufällig auf den Fremden gerichtet, der jetzt ohne Mütze und Hülle am Feuer stand und in demselben störte, stand in der That wie ein Bild aus Stein. Ihre Augen starrten auf den Mann, Furcht und Entsetzen spiegelnd, ihre sonst so freundlichen ruhigen Züge drückten den höchsten Schrecken aus — sie war unfähig, eine Bewegung zu machen.

Wir haben bereits erwähnt, daß die Gestalt der Fremden von mittlerer Größe war. Er mochte früher schlank gewesen sein, begann sich aber in dem reiferen Alter in dem er stand — über die Mitte der Dreißiger — zu runden. Seine Gesichtsbildung war, obschon der jüdische Ursprung unverkennbar blieb, von eigenthümlichem Schnitt, die Mitte zwischen Raubvogel und Schafbock haltend, die thierische Lüsternheit mit Grausamkeit und Indolenz vereinigend. Mit der Eigenthümlichkeit der Gesichtsbildung harmonirte die fahle unreine Bläße, der harte, hochmüthige Blick des großen hellgrauen Auges und das negerartige wirre wollige Haar.

Der Fremde, den die Dame mit dem vertraulichen Namen Ferdinand genannt und der demnach ihr Mann oder naher Verwandter zu sein schien, hatte sich eben niedergebückt und zog aus der Asche einige halbverbrannte Fetzen Papier, die er erstaunt betrachtete.

„Was zum Henker, Mann," sagte er sich zu dem Greise wendend, — „seid Ihr Rothschild oder Sina, oder

gar ein Stück von einem italienischen Briganten, daß Euch das Geld so leicht in die Tasche fällt, um mit Hundert-Gulden-Noten Euren Kaffee zu kochen?"

„I versteh den Herrn nit!" meinte der Greis.

„Die Dame streckte die Hand aus nach dem Papier. „Was ist's? — zeig her!"

Der Blasse reichte ihr eins der Papiere, das andere hielt er dem Tyroler hin.

„Da seht — Ihr könnt's nicht leugnen — es ist eine Hundert-Gulden-Note, halb verbrannt, aber noch deutlich erkennbar."

Der alte Mann starrte einige Augenblicke auf den Rest des kostbaren Papiers, dann schlug er die Hände zusammen. „Heilige Müeter Gottes, dös is des Schwager Hansel sei Geld!"

Er sprang zu dem Tisch und riß die Schublade auf, in die er vorhin so unvorsichtig den Reichthum geworfen. „O heili Antoni — mer sein bestohlen — das Gold is fort und die Banknoten a! Zehntausend Gulden! — Wo is der Dieb? wo is der Dieb?"

„Wenn Ihr solches Gesindel im Hause beherbergt," sagte die Dame, unverschämt nach dem Slowaken deutend, — „so könnt Ihr Euch nicht wundern darüber! — Da ist der Beweis, daß der Diebstahl kurz vor unserer Ankunft geschehen und der Dieb gestört worden ist. — Dort auf dem Boden liegen zwei — drei Goldstücke, die er in der Hast verloren hat! Nehmt ihn sofort fest!"

„Wen?"

„Den da — ich wette, wenn Ihr ihn durchsucht, werdet Ihr wenigstens Euer Gold noch bei ihm finden!"

„Dös is unmöglich, Frau, der Hoisal*) is der Dieb nit — er kann es nit sein! Das hat der Teufels-Toni gethan — der nichtswürdige Dörcher — und richtig, da oben — da is er durchbrochen! Aber der Teufel soll den boossigen Dieb holen, der das Geld gestohlen hat, und i will verdammt sein, wenn i ihn nit . . ."

Der Slowake war langsam aus seiner dunkelen Ecke bis zu dem Tisch vorgeschritten und legte seine Hand auf den Arm des zornigen Greises.

„Vater Nazi" — sagte er ernst, fast feierlich — „ein schlimmerer Dieb als der arme Tolle ist unter Eurem Dach. Der Teufels-Toni hat Euch nur das elende Geld genommen und ist sicher entflohen. Aber die Euch Euer besser Theil gestohlen, Euren Namen und den Sohn Eures Herzens, den Stolz Eures Alters, um ihn zum Verräther an seinem Eide zu machen, die sitzen ruhig an Eurem Heerd!"

„Was wollt Des sagen damit?"

„Schaut Eure Enkelin an, Nazi Haspinger und dann diese Frau. Haben zehn Jahre Euch das Gedächtniß geraubt, daß Ihr Die nicht wieder erkennen, die Ihren Enkel zum Verräther am Kaiser gemacht?"

Die Dame hatte sich in ihrem Sessel emporgerichtet, — der Slowak stand jetzt im vollen Licht des Feuers und sie zuckte unwillkürlich zusammen, als sie ihn erkannte.

---

*) Hoisal — Hiesel: Matthias.

„Matthias! — Schaamloser Knecht! Du hier — und Du wagst es, mir in den Weg zu treten? Ist das der Lohn für meine Wohlthaten an den elenden Bettler?"

„Fluch ihnen! Hätt' ich zehn Leben, ich wollte sie alle hingeben, wenn ich ihr schmähliches Gedächtniß damit verwischen könnte! Aber selbst der Bettler, der ausgestoßene verachtete Slowak, den Ihr stolzen Magnaten so gern nicht einmal für einen Menschen halten möchtet — er würde sich scheuen, am Heerde des Mannes zu sitzen, dessen Sohn er kaltblütig gemordet. Diese Frau, Nazi Haspinger, hat schlimmere Thaten auf ihrer Seele, als der Mörder, der dem Strang des Henkers verfallen, — diese Frau ist . . ."

„Still, Unglückseliger!"

„Diese Frau, die Ihr nicht wieder erkennt, ist die Gräfin Törkyenyi, der Ihr an jenem Abend in Wien die Beweise des Verraths entrissen habt, die mit ihm . . ."

Der alte Tyroler hatte schon beim Beginn der heftigen Anklage beide Hände an die Schläfe gedrückt, als wolle er all' seine Erinnerungen zusammen fassen, und starrte bald von dem Einen zum Andern — seine braune furchenreiche Stirn begann sich zu röthen — die Augen schossen unter den buschigen weißen Brauen hervor einen drohenden Blitz. — Erst jetzt eigentlich hatte er die Fremden näher angeschaut und die Erinnerung überkam ihn mit Gedankenschnelle.

„Die ungarische Gräfin?" stöhnte er laut auf — „dann is Der — Der da . . ."

„Ihr Helfershelfer in jeder Schande, der Doktor Lazare, selbst Rebell und dann verrathend seine Opfer,

der Mann, der Ihren Franz in den Tod schicken half, der Ihre Enkelin gefangen hielt!"

„Der Teufel selbst! — Sackra — dann muß er sterben von mei Hand!" Mit einem Satz sprang der Greis nach dem Winkel, in den er den Stutzen gestellt — aber die ausgestreckte Hand faßte vergeblich, die tödtliche Waffe war verschwunden. Einen schlimmen Fluch stieß der alte Mann aus, dann fuhren seine Augen suchend in dem Flur umher.

Diesen Moment hatte der Doktor benutzt, um einen kurzen Revolver aus der Tasche zu reißen und ihn auf den Tyroler zu richten.

„Zurück! wagt es nicht, mich anzurühren oder Ihr seid des Todes!"

Das Mädchen hatte sich zwischen sie geworfen, sie streckte flehend beide Arme empor. „Nönl, um der gebenedeiten Jungfrau willen, begeh ka Mord! Bedenk, so schlecht er is, er is doch halt der Vater meines Kindes!"

„Ihres Kindes?" Der überraschte, schmerzliche Ton der Frage hallte vibrirend wieder in ihrer Seele. Einen Augenblick sah sie zu dem Slowaken empor, der bleicher als der Bedrohte, zurücktaumelte, dann barg sie schluchzend ihr Antlitz in den Händen.

„Schändlicher Bösewicht! deshalb eben sollst Du sterben!" Die Hand des alten Tyrolers schwang die schwere Holzaxt, die sie ergriffen, wie ein leichtes Rohr um das Haupt. „Werd hin in Deinen Sünden."

In den entsetzten Ruf der Gräfin nach Hilfe mischte sich der Knall des Revolverschusses, im selben Augenblick ein halb unterdrückter Schmerzensruf — dann — — —

„Allmächtiger Gott, was ist das?"

Um das Haus krachte und brach es wie tausend Donner, die Mauern, die Balken schienen in ihren Grundvesten zu beben, der Boden unter ihnen zu schwanken und zu weichen und zu zittern — ein Schlag, als lösten sich tausend Kanonen zur selben Zeit — ein unwiderstehlicher Luftdruck, der alles Lebendige zu Boden warf — dann tiefe hermetische Dunkelheit und eine entsetzliche Stille, nur von dem Knacken des Gebälks unterbrochen, als böge es sich unter einer entsetzlichen Last. — — —

„Jesu Maria! die Lawine! die Lawine!"

Die Lawine, von dem Schuß des Teufels-Toni durch die Lufterschütterung droben an den Hörnern und Hochwänden gelöst — ursprünglich ein Schneeball — im Rollen zum Berge wachsend, — hatte sie Alle lebendig begraben!

Mailand!

Es war am 12. Januar — ganz Oesterreich trug im Herzen tiefe Trauer, selbst die Hauptstadt der Lombardei, die sich seit Jahrhunderten nur mit Zähneknirschen, mit geballter Faust — diese Faust um den Griff des verborgenen Dolches — unter der Wucht des gewaltigen deutschen Armes gebeugt, zeigte eine eigenthümliche Theilnahme, denn Viele hatten ihn geliebt, noch Mehr ihn gefürchtet, aber Alle hatten ihn geachtet.

Radetzki, der greise Feldherr und doch die kräftigste und treueste Säule des Kaiserhauses, hatte vor sieben Tagen die müden Augen geschlossen.

Trotz allen Hasses, welchen der Italiener den Deutschen bewahrt, lag der mächtige äußere Pomp einer gewaltigen Trauer über der alten Hauptstadt der Gallia cisalpina, die Pompejus schon: Roma secunda nannte.

Gar manche Schicksale und Herrschaften waren über die schöne reiche Stadt, den Schmuck des nördlichen Italiens, dahin gerauscht, seit Marcus Claudius Marcellus ihre Mauern erbaute, Gallinus die Allemannen schlug, Kaiser Maximianus sie mit Palästen schmückte und Con-

stantin im Jahre 313 den christlichen Glauben von hier aus im römischen Reiche einführte. Was der wilde Hunnenkönig Attila verschont und die Herrschaft der stolzen Longobarden und Franken aufgebaut, das wurde abermals der Erde gleich gemacht, als die gewaltige Hand des deutschen Kaiser Friedrich Barbarossa auf seinem Römerzug rächend auf die Stadt fiel für den Verrath, den sie an ihm geübt, und aus dem ihn nur eines Dalberg *) Treue und das scharfe Schwert des kühnen Welfenherzogs Heinrich des Löwen rettete, dem er selbst später undankbar genug die Freundesthat lohnte.

Nach der Wiedererbauung, unter den blutigen Kriegen der Guelphen und Ghibellinen, der Welfen und Waiblinger, blieb die neu sich zu Reichthum, Stolz und Glanz empor schwingende Stadt deutsches Reichslehnen unter der wechselnden Herrschaft der della Torre, der Visconti und der Sforza, und manches ritterliche Herz, manch' reizendes Antlitz und manch' blutiges und schauerliches Verbrechen sahen ihre Paläste. Karl der V. gab sie, als der letzte der berühmten herzoglichen Condottieri's gestorben, seinem Sohn, dem kaltherzigen Philipp II. und sie blieb bei der Krone Spanien bis zum Frieden von Rastadt (1714), wo wiederum die deutsche Hand — Oesterreich — die eiserne Krone der alten Longobarden-Stadt faßte, bis das blutige Marengo sie ihm entriß und sie zur Hauptstadt der cisalpinischen Republik und nachmals des Königreichs Italiens,

*) Im Jahre 1162. Daher noch der Ruf bei den frühern deutschen Kaiserkrönungen: „Ist ein Dalberg da?"

des ersten von Bonapartes Gnaden! machte. Nach dem pariser Frieden wurde das prächtige reiche Mailand die Hauptstadt des lombardisch-venetianischen Königreichs, und viel, sehr viel hat die österreichische Herrschaft für diese Perle ihrer italienischen Krone gethan, ohne daß je die Mailänder ihr gedankt. — —

Auf diesen Plätzen, in diesen Straßen floß das Blut der Della Torres unter der ehrgeizigen Herrschaft Matteo Viscontis, wüthete der Bruderkrieg Galeazo's und Bernabos, endete Gian, der glänzendste Sprosse der Familie, durch Gift und Giammaria, ihr vorletzter Herzog, durch das empörte Volk. Hier feierte Franz Sforza, der Bauernsprößling, seine glänzende Hochzeit mit Bianka Visconti, die ihm den Herzoghut brachte, — wurde sein Sohn ermordet, sein unmündiger Enkel vom eigenen Oheim Ludovico vergiftet, der seinen Verrath gegen Frankreich durch zehnjährige Gefangenschaft im Kerker zu Loches büßte. Deutsches und französisches Blut färbte die Marmorquadern des Doms schon vor dreihundert Jahren im Kampf des ritterlichen Siegers von Marignano mit seinem Ueberwinder von Pavia.

Und wie vor Jahrhunderten die stolze Stadt dem mächtigen Hohenstaufen Trotz geboten und ihm mit Verrath gelohnt, so kämpfte sie auch unaufhörlich heimlich und offen gegen die Herrschaft Habsburgs und fast kein Jahr war vergangen, in dem nicht die carbonaristischen und mazzinistischen Verschwörungen hier ihre Opfer den Bayonneten, dem Kerker oder dem Galgen lieferten.

Auch der große lombardische Aufstand des Jahres 1848

hatte zu Mailand begonnen, im Februar mit den blutigen Raufereien zwischen Civil und Militair, und dem offenen Aufruhr am 18. März nach der Abreise des Vizekönigs Rainer. Erst nach dem blutigsten Straßenkampf hatte Graf Radetzky das Kastell und die Stadt geräumt, die rasch von den lauernden Piemontesen besetzt wurde. Die provisorische Regierung der Republikaner unter Mazzini mit seinem Arm, dem kühnen Condottiere der Revolution: Giuseppe Garibaldi hatte die provisorische Regierung nach dem Siege von Custozza gestürzt, aber nur kurz war ihre Herrlichkeit, denn schon am 6. August mußte die stolze Capitole der lombardischen Revolution mit dem unbeugsamen österreichischen Feldherrn kapituliren, der mit 50,000 Mann einzog und mit eiserner Hand die neuen Aufstandsversuche vom März 1849 und vom 6. Februar 1853 unterdrückte. Langer Belagerungszustand und scharfe Contributionen, die den Wohlstand des trotzigen mailänder Adels ruiniren sollten und ruinirten, und zugleich die Klugheit des alten strengen, aber gegen die unteren Klassen überaus humanen Feldherrn und Statthalters hatten die deutsche Herrschaft seitdem aufrecht erhalten.

Jetzt lag der Mann, dem der Kaiserstaat die Erhaltung der Lombardei verdankte, nach langem, ruhm- und mühevollem Wirken, das weit über die gewöhnliche Gränze des Menschenlebens hinaus gereicht, todt und kalt auf der Bahre.

Der 92jährige Feldherr, der 72 Jahre dem Kaiser als Soldat gedient, war am 5. Januar 1858 in Mailand verschieden — in Mailand, wo er so gern verweilte, trotz

aller Kämpfe mit dem Undank und Verrath, und das er mit dem Bollwerk der österreichischen Herrschaft in Italien, seinem eigensten Werk: Verona, nach seinem kaum vor einem Jahre erfolgten Rücktritt in den Ruhestand zu seinem letzten Aufenthalt gewählt.

Es war am 12. Januar — der Name Mailand, Maienland, den so viel süßer und wohlklingender die deutsche Sprache der Hauptstadt der sonnigen Ebenen der Lombardei gegeben, als selbst die, sonst an Wohllauten so reiche italienische Sprache, — zeigte eben nicht seine Berechtigung; denn es war während des Vormittags nach italienischen Begriffen bitter kalt gewesen — bis zu zehn Grad! aber das hinderte nicht, daß alle Straßen, die zu der Villa Reale und dem Giardino publico führten, dicht belebt von Menschen sich zeigten.

Es war der Tag der Ausstellung der sterblichen Ueberreste des alten Feldmarschalls — am zweitfolgenden Tage, den 14. sollte die Einsegnung im Dom und die Ueberführung der Leiche nach Wien und Wetzdorf stattfinden, wo der Verstorbene seit Jahren seine letzte Ruhestätte neben dem Sarge seines alten Freundes und Schlachtgefährten Wimpfen gewählt hatte.

Unter den mit italienischer Lebendigkeit plaudernden und von der Pracht des Leichenconducts, von dem Testament des Marschalls und hundert fremden Dingen schwatzenden Gruppen der Bevölkerung, die den Corso de Porta Nuova entlang zog, bewegten sich Offiziere und Soldaten von allen Waffengattungen und den verschiedensten Armeen; denn die Stadt war überfüllt von Deputationen aller Re-

gimenter der italienischen Armee und solcher, die meist unter dem Feldmarschall gekämpft oder zu seiner Person in näherer Beziehung gestanden hatten, und während die nordischen Mächte ihre Ehren-Deputationen nach Wien abgesandt hatten, um dort dem großen Leichenconduct beizuwohnen, hatten sämmtliche italienische Staaten dasselbe nach Mailand gethan, und neben der abenteuerlichen, fast lächerlichen Uniformirung der sardinischen Bersaglieri sah man die alterthümlichen geschlitzten Beinkleider der päpstlichen Schweizergarde und die goldstrotzenden Uniformen der neapolitanischen Gardereiter.

Es war übrigens charakteristisch, wie das mailänder Volk sehr ungenirt mit den Weiß- und Braunröcken in guter Kameradschaft verkehrte, während die höheren Stände sich sorgfältig von jeder Berührung mit den österreichischen Offizieren fern hielten. Die Damen in den Equipagen und auf den Balcons der Häuser benutzten ihre Fächer, um sich vor einem unvermeidlichen Gruß zu schützen, und nur hin und wieder erhielt einer der schlanken ungarischen Offiziere einen raschen feurigen Blick und eine verbindliche wenn auch stolze Verneigung.

Das Volk wie gesagt, die große Menge der arbeitenden Stände, kümmerte sich bei dieser Gelegenheit noch weniger um den von den Italianissimi unermüdlich angeschürten Nationalhaß. Wenn auch leicht entflammt und zu politischen Excessen von Natur aus geneigt, zollten grade die unteren Stände dem Verstorbenen trotz seiner Strenge eine gewisse Liebe und Verehrung, denn er war recht eigentlich ein Mann des Volks gewesen und seine eiserne Hand

hatte nur schwer und lastend auf den Vornehmen und Reichen gelegen, die sein klares scharfes Auge als die Wurzeln und Triebfedern des revolutionären Treibens erkannt hatte und die er unnachsichtlich niederhielt, während den unteren Ständen so manche Freiheit nachgesehen wurde. Dazu kam, daß unter der österreichischen Herrschaft gerade die arbeitenden Klassen viel verdienten, vor Allem aber die Art und Weise, wie der alte Held mit ihren Charaktereigenthümlichkeiten und ihrem politischen Treiben umzuspringen wußte.

Wer erinnert sich nicht jener wirklich dramatischen Unterdrückung der carbonaristischen Verschwörung, der beabsichtigten Bluthochzeit in der Oper, die Franz Wallner, der alte Theaterpraktikus in seinen Bühnenerinnerungen so trefflich geschildert hat, wo die Verschworenen im Parterre lauerten, den Dolch in der Brusttasche, um ihn bei dem Aufruf Drovists zur Rache des Volks für die beleidigten Götter dem nächststehenden Oesterreicher in die Brust zu stoßen, und der aufgehende Vorhang die Terrasse der ungarischen Grenadiere zeigte, die Gewehre in Anschlag auf die dunkle Masse des Publikums, bereit, beim ersten Versuch des Widerstandes den Kugelstrom in das Parterre zu schleudern?! Eine solche Justiz- und Sicherheitspflege packte, ohne die Menge zu erbittern, und es hätte nicht viel gefehlt, so hätten die Gallerien dem Feldmarschall applaudirt, während unten die Polizei die beschämt aus dem Parterre schleichenden Revolutionäre am Ausgang visitirte, um sich zu vergewissern, daß sie auch klüglicher Weise ihre Dolche und Stilets auf dem Fußboden und unter den

Sitzen zurückgelassen hatten, wo man denn nach der Räumung nicht weniger als 135 Stück fand.

Man wußte es dem Marschall Dank, daß seine Energie und Klugheit der Stadt eine Menschenschlächterei en gros erspart hatte.

Haynau, der grimmige Sieger von Brescia, hätte wahrscheinlich anders gehandelt!

Deshalb aber genoß der greise Feldmarschall, der jetzt seine letzte Parade — nicht im Sattel hoch zu Roß, sondern zwischen den hundert Kerzen des Katafalks — hielt, einer gewissen Popularität selbst unter den Italienern. Von seinen Soldaten, die er wie ein Vater liebte, und für die er wie ein Vater sorgte, wurde er vergöttert.

Sie sollten erst noch die traurige Erfahrung machen, daß man Schlachten und Länder verlieren kann durch die Gaunereien betrügerischer Lieferanten und untreue Verwalter! — — — — — — — — — — — — — —

— — — — — — — — — — — — — — — —

Wo das prächtige Gebäude der Scala, das Werk Piermarini's, an den Corso stößt, hielt eben ein Fiaker und ein im eleganten Paletot gekleideter Herr stieg aus.

Er war ein Mann gegen die Fünfzig, durch die Kunst der sorgfältigen Toilette jedoch, ohne deshalb im Geringsten geckenhaft zu erscheinen, vortrefflich conservirt, von sicherem, aristokratischem Aeußern.

Im Augenblick, wo der Fremde dem Kutscher bezahlte, kamen mehrere Reiter die Straße herab von der Piazza de Tribunale her. Es waren drei oder vier Offiziere mit

ihren Damen, in ihre hellen Militärmäntel gehüllt, doch keine Oesterreicher.

Der Fremde aus dem Fiaker warf einen Blick auf die Gruppe. „Sieh da, lieber Graf, treffen wir uns in Mailand wieder?"

Der eine der Offiziere mit Generalshut hielt sein Pferd an.

„Guten Tag, Baron! ich freue mich, Sie wieder zu sehen. Sind Sie schon lange in Mailand?"

„Ich bin diesen Morgen mit dem Bahnzug von Venedig angekommen, will im nächsten Café frühstücken und dann nach der Villa Reale, um den alten Helden der Lombardei noch ein Mal zu sehen."

„Das ist unser Weg. Ich werde Sie begleiten. Entschuldigen Sie mich, Excellenz, in einer halben Stunde bin ich wieder bei Ihnen."

Er hatte sich bei den Worten zu dem Vornehmeren seiner Begleiter gewandt, der höflich salutirte und dann weiter ritt, während der Graf vom Pferde stieg und seinem Reitknecht die Zügel zuwarf.

„Folge den Anderen," befahl er, „ich komme zu Fuß nach." Dann nahm er den Arm des Barons. „Ich bin herzlich erfreut, lieber Neuillat," sagte er, „Sie nach so langer Zeit einmal wieder zu sehen. Als wir uns das letzte Mal trafen, war es zu Mantua in der Behausung des Wechslers."

„Richtig, lieber Graf, bei Ihrem Namensvetter. Und seltsamer Weise führt mich außer dem Auftrag, Seine Majestät den König bei der Feierlichkeit übermorgen zu

vertreten, eine ziemlich ähnliche Angelegenheit hierher, wie damals nach Mantua."

„Darf man etwas Näheres wissen, ohne indiscret zu sein?" frug der General. „Aber lassen Sie uns hier in das Café treten, um unsere Chocolade zu nehmen. Es ist ziemlich leer, denn alle Welt zieht nach der Leichenparade. Doch wir haben noch reichlich eine halbe Stunde Zeit bis zu der Eröffnung und Oberhofmeister Conte Forni, mit dem ich als Deputation Seiner Kaiserlichen Hoheit des Herzogs hierher gekommen bin, sichert uns unterdeß den Platz."

Sie waren in das Innere des Café's getreten, denn obschon die Vormittag-Sonne jetzt hell und warm schien, war es doch zu kalt, um nach der beliebten Sitte des Südens vor dem Kaffeehause Platz zu nehmen.

Der nur durch eine Glaswand von dem Vorplatz geschiedene Raum war fast ganz leer — nur wenige unbedeutende Gäste, in die öffentlichen Blätter vertieft, waren anwesend. Der modenesische General und der Diplomat nahmen an einem Tisch in der Nähe der Glaswand Platz, von wo sie das ganze Leben und Treiben auf dem Corso übersehen konnten. In einiger Entfernung saß ein Fremder, ein blasser, schlanker Mann, offenbar nach seinem Typus ein Engländer, wofür auch die Times sprach, deren Kolossal-Format ihn beim Lesen halb verbarg.

Der Garçon brachte die Chocolade.

„Sie sprachen von einem besondern Zweck?" frug der Graf.

„Ich brauche Ihnen gegenüber kein Geheimniß daraus zu machen. Ich habe vor drei Tagen einen eigenthüm-

lichen Brief erhalten, dessen Poststempel Mailand ist und der eine Art Warnung oder vielmehr eine Mahnung enthält. Ich will versuchen, ob der unbekannte Freund, wenn er mich hier sieht, sich nicht zu einer nähern Mittheilung veranlaßt findet."

„Der Brief ist anonym?"

„Ja. Und doch erwähnt er Umstände, die mich stutzig machen und mir eine Spur an die Hand geben. Doch eben fällt mir ein, daß Sie dieselben bestätigen können; da — lesen Sie."

Er nahm aus seinem Portefeuille ein zusammengefaltetes Papier und reichte es ihm.

Der Graf öffnete es und las es mit Bedacht. Es enthielt nur wenige Zeilen, sie waren aber offenbar von Bedeutung, denn er las sie zum zweiten und dritten Male und schien tief darüber nachzudenken.

Der Brief war in italienischer Sprache und lautete:

„Seiner Excellenz dem Herrn Baron von Neuillat in Venedig:

Wenn Derjenige, der den rechtmäßigen Anspruch auf die Krone von Frankreich hat, gleich Königlichen Muth besitzt, das Erbe seiner Väter wieder zu gewinnen, wie er ein Königliches Herz zeigte, das die Gelegenheit zurückwies, seinen Feind mit Schimpf zu bewerfen, weil selbst eine irregeleitete Wahl der Nation ihre Krone ihm heiligt, so möge er sich und seine Freunde jeden Augenblick bereit halten und der französischen Grenze nahe sein.

Das Leben auch der Gewaltigsten ist ein unsicher Ding, und der Mann, der jetzt auf dem Throne Frankreichs sitzt, schwebt in einer großen Gefahr.

Ein Freund."

„Ich würde den Brief für eine der zahlreichen anonymen Mittheilungen, Drohungen oder Warnungen gehalten haben, die uns fortwährend zugehen," fuhr der Baron fort, „wenn wie gesagt, nicht eine Wendung darin enthalten wäre, die mich stutzig macht."

„Und die ist?"

„Jene Worte, daß Seine Majestät lieber die Verbannung ertragen, als von einer Gelegenheit profitiren wollten, Louis Napoleon zu beschimpfen."

„Nun?"

„Ich erinnere mich einer eclatanten Gelegenheit, wo diese Grundsätze Seiner Majestät und zwar gerade von mir, fast mit denselben Worten, ausgesprochen wurden."

„Und die war?"

„In Ihrer Gegenwart, Graf — an jenem Abend in Mantua, als ich im Magazin des Wechsler Mortara das Anerbieten des Ankaufs der Papiere ein für allemal zurückwies, welche die Unrechtmäßigkeit der Geburt des gegenwärtigen Beherrschers von Frankreich nachweisen sollten."

„So daß also . . ."

„Diese Mahnung von Ihnen herrühren könnte oder . ."

„Oder?"

„Von dem Juwelier Mortara, wenn sie nicht eben von Mailand käme."

Der General versank in tiefes Nachdenken, seine Stirn furchte sich.

„Der letztere Umstand wäre kein Grund — man kann Briefe leicht an jedem Ort zur Post geben. Aber Sie werden begreifen, lieber Baron, daß, wenn die Mittheilung

von mir ausgegangen, sie klarer und verständlicher gewesen wäre."

„Das weiß ich, denn unsere Interessen sind dieselben. Also bleibt uns der Wechsler."

Der Graf lächelte finster. „Sie verfolgen auch da eine falsche Spur. Wenn der Mann ein Geheimniß von solcher Bedeutung wüßte, so wäre ich unzweifelhaft im Besitz desselben."

„Verzeihung, lieber Freund," meinte der Baron, „Sie schienen mir damals zwar in einer Beziehung zu ihm zu stehen, aber diese keineswegs sehr freundlicher Art zu sein, jedenfalls suchten Sie ein Erkennen Ihrer Person zu vermeiden."

„Er ist in meiner Hand, wenn nicht sein Leben, so doch sein theuerstes Interesse!"

„Das ist etwas Anderes!"

„Wehe ihm, wenn er es wagte, mich zu hintergehen. Aber jene Gesinnung Seiner Majestät ist so allgemein bekannt, daß Ihr Verdacht etwas sehr problematisch ist."

„Der Gedanke oder vielmehr die Erinnerung an jene Scene fuhr mir auch nur durch den Kopf, als ich Sie so zufällig wieder sah. Aber lassen Sie uns von Wichtigerem sprechen. Wie steht es bei Ihnen? ich muß Ihnen gestehen, ich traue der jetzigen Ruhe nicht."

Der General warf einen Blick umher, um sich zu versichern, daß kein Lauscher in der Nähe. Mit Ausnahme des Engländers, der in solcher Entfernung saß, daß er ein halblaut geführtes Gespräch unmöglich verstehen konnte, auch nach Art seiner Landsleute sich ohne das geringste In-

tereſſe für andere Perſonen zeigte, — war Niemand in der Umgebung.

„Ich auch nicht. Ich bin im Stande, im Umtauſch für Ihren anonymen Brief Ihnen ein wichtigeres Geheimniß mitzutheilen.“

„Das wäre?“

Ehe der Modeneſer antwortete, lenkte ſich ſeine Aufmerkſamkeit auf eine Equipage, die eben vorüber rollte.

„Kennen Sie die Damen in jenem Wagen?“ frug er.

„Die große, ſtattliche, in Trauer, iſt, ſo viel ich weiß, eine Mailänderin — ich muß ihr ſchon ſonſt in Mailand begegnet ſein, aber ich weiß ihren Namen nicht.“

„Es iſt Signora Manara, die Gattin des bekannten Anhängers Garibaldi's, der als Oberſt der Berſaglieri bei der Vertheidigung Roms in der Villa Spada den Tod fand.“

„Die Aermſte! — jetzt erinnere ich mich, es ſoll eine Frau von großem Muth ſein, eine enragirte Italienerin.“

„Sie iſt eines der gefährlichſten Weiber von Mailand, denn ihrer Schönheit und ihres Schickſals wegen huldigt ihr die ganze Jugend der Ariſtokratie. Der Feldzeugmeiſter hätte ſie längſt ausweiſen ſollen — leider iſt ſie ſo ſchlau wie ſie ſchön iſt und weiß geſchickt jeden Beweis gegen ſich zu vermeiden. Die junge Signora, die ihr gegenüber ſitzt, iſt ihre Verwandte, die kleine Bignatelli, eine der reichſten Erbinnen von Mailand, die das Teſtament ihres Vaters, des großen Seidenhändlers, unter die Aufſicht dieſer Italianiſſima geſtellt hat.“

„Aber die dritte Dame — die ſtarke, rothe?“

„Eine ungarische Gräfin!"

„Ihr Namen?"

Der Graf warf ihm einen scharfen Blick zu. „Eine geborene Gräfin Zrinyi, eine Tante der Fürstin Trubetzkoi, die zur Zeit, als wir uns damals in Mantua trafen, sich auch dort befand!"

Der Baron sann nach — keiner von Beiden hatte es bemerkt, daß der Engländer bei der Nennung der Namen eine unwillkürliche Bewegung gemacht hatte. Wie um sie zu verbergen, beugte er das Gesicht noch tiefer auf die Times.

„Wie ist mir denn" — frug der Diplomat nach einigem Nachdenken, — „wenn sie die Schwester der Gräfin Palffy ist, mit der Haynau vor Temesvàr die Ruthen-Exekution von Brescia wiederholte, so war sie die Gemahlin des Grafen Törkyöny, des Gesandten?"

„So ist es! — Sie lebten getrennt wegen ihres berüchtigten Lebenswandels."

„Der Graf, ihr Gemahl ist todt?"

„Seit Kurzem ja, — sie führtgegenwärtig einen Prozeß mit den Verwandten um das Vermögen und ist hier unter ihrem Familiennamen aufgetreten."

Die Damen waren längst vorüber, aber der Diplomat beharrte noch immer auf der zufälligen Unterbrechung.

„Ich erinnere mich jetzt — die Gräfin Törkyöny — gehörte sie nicht bei der Wiener Revolution von 1848 zu den Enragirten?"

„Gewiß!"

„Und nachher? — ich habe lange Nichts von ihr gehört? Sie wurde verbannt?"

Der General lächelte bedeutsam. „Sie hielt sich seitdem in Berlin und Paris auf und hat von der Amnestie nur zeitweise Gebrauch gemacht."

„Aber was thut sie hier? wie kommt sie nach Mailand?"

Der finstere gehässige Zug, der dem Modeneser eigen war, flog wieder über das dunkle Gesicht.

„Was weiß ich? — Jedenfalls, seit den drei Tagen, daß ich hier bin, habe ich sie immer in sehr ominöser Gesellschaft gesehen. Aber da Sie für meine wichtigeren Mittheilungen weniger Interesse heute zu haben scheinen, Baron, — es befindet sich augenblicklich auch eine andere Person Ihrer Bekanntschaft hier."

„Wen meinen Sie?"

„Monsignore Corpasini!"

„Der Jesuit aus Spanien? von dem ich mit Ihnen wegen des angeblichen Sohnes des deutschen Principe Don Felicio sprach?"

„Derselbe! ich will Ihnen sogar im Vertrauen sagen, daß er einen jungen Menschen von etwa 20 Jahren bei sich hat, einen Novizen, der eine merkwürdige Aehnlichkeit mit Ihrem Fürsten besitzt!"

„Das wäre! wahrhaftig, Sie machen mich neugierig und ich möchte den jungen Mann wohl sehen, um so mehr, als ich erst kürzlich einen zweiten Brief von jenem maurischen oder französischen Arzt erhalten habe, der der Bruder des unglücklichen Mädchens war, mit welcher der

Fürst die wirkliche oder Scheinheirath einging, und der nach einem Kinde dieser Schwester forscht."

Der General zog die finstern Brauen zusammen. „Dann kann er vielleicht Gelegenheit haben, Monsignore Corpasini persönlich zu inquiriren!"

„Wieso? will der Prälat nach Paris reisen?"

„Das ich nicht wüßte!"

„Dann verstehe ich Sie nicht!"

Ei, Diavolo! Ihr mauriſcher Prinz, von dem Sie mit mir sprachen, ist ja wohl so eine Art Militair-Doktor?"

„Ja wohl!"

„Nun — cospetto! dann kann er ja sein Regiment nach Italien begleiten!"

„Wie meinen Sie das!"

„Es hängt mit dem zusammen, was ich Ihnen vorhin erzählen wollte und was Sie nicht anhörten. Ich meine, wenn die Franzosen in Italien einrücken!"

„In Rom? aber da sind sie ja längst!"

„Corpo di baccho! was Sie für einen Diplomaten heute schwerfällig von Verständniß sind! — Sie werden alt, lieber Neuillat, gerade wie ich, und die Zeit brauchte doch wahrhaftig ungeschwächte Kraft. Ich meine, bei einem Kriege des französischen Usurpators in der Lombardei."

„Aber wie kommen Sie darauf, lieber Graf, es ist nicht die geringste Aussicht dazu da und es herrscht die beste entente cordiale zwischen den Kabineten von Wien und Berlin."

Der Modenese lächelte spöttisch. „Ich hätte in der That nicht gedacht, daß der Kriegsmann einen so feinen

diplomatischen Kopf erst auf das weisen müßte, was in Turin und Genua die Quadern auf den Straßen erzählen! Ist es Ihnen denn so ganz unbekannt, daß in Sardinien auf das Eifrigste im Geheimen gerüstet wird?"

„Ich habe davon gehört — aber es ist eine jener Gaskonaden des Herrn Cavour, die ihm Kammer-Majoritäten verschaffen müssen, und die die Spada d'Italia schon einmal an den Rand des Verderbens gebracht haben."

„Radetzky ist todt!"

„Wenn auch, — Oesterreich hat der tüchtigen Führer mehr, ich brauche Ihnen nur Gyulai, Benedek, Schwarzenberg, Clam Gallas und andere zu nennen. Aber das ist das Wenigste — der Sohn ist zwar um Nichts klüger als der Vater, und ehrgeizig genug, aber man hat doch unmöglich schon in Turin die Lection von Custozza und Novara vergessen und kennt seine Schwäche!"

„Darum eben verläßt man sich auf England und Frankreich!"

„England blutet noch an seinen Wunden vom Krimmkrieg und ist vollkommen beschäftigt in Indien. Ueberdies besteht sein Beistand für die revolutionairen Kämpfe bekanntlich mehr in Zeitungs- und Parlamentsfloskeln und Handelsgeschäften, als in reellem Handeln — mit Erlaubniß unsers verehrlichen Nachbars da drüben gesagt! — Was Frankreich betrifft, so hat ihm der Krimmkrieg fünfzigtausend seiner besten Soldaten und dreihundert Millionen Franks gekostet. Ein neuer Krieg Sardiniens gegen Oesterreich und die italienischen Fürsten ist nur denkbar in der Stützung auf die revolutionaire Partei. Daß diese da ist,

ja daß sie leider sehr verbreitet und mächtig ist, das zu leugnen wäre thöricht. Aber ich weiß ganz bestimmt, daß Louis Napoleon entschlossen ist, sie energisch zu unterdrücken, und in dieser Beziehung den continentalen Kabinetten die bündigsten Versicherungen noch ganz kürzlich gegeben hat."

„Glauben Sie denn, Cavour hätte ohne geheime Stipulationen die piemontesische Hilfe in der Krimm geleistet?"

„Er mag sich an Herrn Palmerston halten dafür. Der Großmachtskitzel des Hauses Savoyen ist bekannt und der Sitz in der pariser Konferenz war Bezahlung genug für den Feldzug des Herrn Lamarmora. Glauben Sie mir, die Revolution hat nie so wenig Chancen gehabt wie in diesem Augenblick, und Oesterreich stand nie fester und sicherer, als jetzt, und seine Bundesgenossen und Schutzbefohlenen dürfen fest darauf bauen."

Der alte Soldat schüttelte den Kopf. „Es soll mich freuen, wenn Sie wahr sprechen — indeß ich fürchte, das zu große Selbstvertrauen Ihrer Freunde täuscht sich. Die liberalen Amnestien und Concessionen taugen Nichts und Oesterreich hat seine größte Stärke selbst geopfert."

„Sie wollen sagen, die sogenannte heilige Alliance?"

Der General nickte. „Das ist es, was ich meine. Wenn über kurz oder lang ein Sturm kommt, und darauf deuten nach meiner Meinung alle Zeichen hin, und sei es zum Beispiel ein solches Ereigniß, wie der anonyme Brief an Sie andeutet, so wird Oesterreich im Kampf gegen die Revolution allein stehen und von Rußland und Preußen

im Stich gelassen werden; darum ist es die größte Thorheit, die man in Wien begehen kann, jetzt mit dem Liberalismus zu kokettiren und Concessionen über Concessionen zu machen, statt der Revolution desto kräftiger den Fuß auf den Nacken zu setzen. Zum Glück sind in Wien nicht Alle blind und man hegt bereits Verdacht — wie Sie sich selbst überzeugen konnten."

Der Baron sah ihn fragend an.

„Die Schlinge ist schlau genug, und ich hoffe, der Profoß bekommt nächstens hier in Mailand volle Arbeit. Auch bei uns in Modena fehlt es nicht an Stoff. Aber lassen Sie uns aufbrechen, es ist Zeit. Wenn Sie über den Novizen des Monsignore Corpasini nähere Auskunft wünschen, so kann ich Ihnen einen Burschen empfehlen, dessen Spürnase vortrefflich ist und der unter den Leuten des Prälaten verkehrt."

„Sie würden mich verbinden, wenn Sie ihn zu mir schicken, ich wohne im Albergo grande. Wie ist sein Name, damit ich meinem Kammerdiener den nöthigen Befehl geben kann?"

„Er ist ein bucklicher Jude und heißt Abraham."

„Ein Jude im Haushalt des strengen Geistlichen?"

„Cospetto — was wollen Sie? Die heilige Kirche und der Staat dürfen ihren Feinden gegenüber in der Wahl ihrer Mittel nicht zaudern. Der Bucklige ist ein vortrefflicher Spion und ich benutze ihn selbst zur Ueberwachung eines Feindes. — Sehen Sie, die Menge, die nach der Villa reale zieht, wird immer dichter. Lassen Sie uns gehen. Frauen und Kinder, Priester und Laien,

Alles wird von der Schaulust dahin gezogen. Diavolo! ich kenne meine Mailänder, — die Liebe zu dem Todten bringt sie trotz alles Guten, was er ihnen gethan, sicher nicht so auf die Beine, aber die Neugier thut's und der Vortheil, denn die Stadt ist überfüllt von Fremden. Sehen Sie, selbst bis von der Adria sind sie gekommen, und die verschiedensten Stände finden sich zusammen."

Sie standen bereits in der Thür, während er unter der dahin ziehenden Menge auf zwei ihm auffallende Personen deutete.

Es waren zwei Männer, von denen der eine die Kutte eines der zahlreichen Bettelorden der italienischen Klöster trug, die Kapuze der Kälte wegen weit über den bloßen Kopf gezogen, während der andere die gewöhnliche Kleidung eines Matrosen von einem der Küstenfahrer an den Ufern der Adria oder des Golfs von Genua zeigte. Der Letztere mit dem braunen von einem schwarzen Bart umrahmten Gesicht war eine hohe schlanke Gestalt, während sein Begleiter der Mönch kleiner und untersetzter erschien. Bei all' dem bunten Gewühl der Trachten und Uniformen, die heute die Straßen füllten, achtete Niemand der ganz gewöhnlichen Erscheinungen und nur durch einen Zufall waren sie dem Modenesen in's Auge gefallen.

Der Blick des Barons schweifte gleichfalls über die Bezeichneten, aber er blieb an dem Matrosen hängen. „Ein interessantes Gesicht — ich muß ihm schon irgend wo begegnet sein; ich habe ein merkwürdiges Gedächtniß für Physiognomieen selbst ganz untergeordneter Personen."

Sie traten auf die Straße — auch der Engländer hatte sich erhoben und warf dem Kellner ein Geldstück zu.

Als er langsam mit gemessenem Schritt dem General und seinem Gesellschafter folgte, hatte er zufällig unter der Thür noch die letzte Bemerkung des Diplomaten gehört.

Das Lorgnon, das er in's linke Auge geklemmt trug, wandte sich nach jener Richtung; das Paar war einen Augenblick stehen geblieben, einen der Anschlagzettel der Polizei über die Ordnung der Begräbnißfeier zu lesen, und der Matrose kehrte sich eben um und so ihm das volle Gesicht zu. Als das Auge des Engländers auf dieses traf, zeigte er eine flüchtige hastige Bewegung wie vorhin bei den Namen der ungarischen Magnaten, die der Modenese ausgesprochen, und der Schritt, mit dem er über den Platz ging, war etwas hastiger, als das frühere Phlegma hätte erwarten lassen.

Wenn er jedoch dabei den Zweck gehabt haben sollte, den Mönch und den Seemann, an dem ihm vielleicht die lazzaroniartige Tracht aufgefallen, näher zu betrachten, so war sein rascherer Gang vergeblich; denn die nächste Menschenwelle trennte sie und der Mönch und der Matrose waren in dem Gewühl verschwunden.

Alles zog den Corso der Porta Nuova entlang, jenen schönen Gärten zu, die im Frühling und Sommer den Vereinigungspunkt der Bevölkerung Mailands bilden, während der anstoßende Corso zwischen der Porta nuova und der Porta orientale jeden Abend der Sammelpunkt der glänzenden Equipagen des Adels und der Reichen ist.

Zwischen dem Palazzo de Contabilita Generale und

den Giardini publici liegt die Villa Reale mit ihren schönen, jetzt von dem Frost entblätterten Gartenanlagen. Hierhin wandte sich der Strom der Menschen.

Reiche und Arme, Männer, Frauen und Kinder, Geistliche, Soldaten, Nobilis und Fabrikarbeiter, Damen und Weiber aus dem Volk drängten sich mit den zahlreichen Fremden durch den Portikus in den innern Hof und dem Aufgang der großen Treppe nach dem ersten Stock zu. Die mit der Aufrechthaltung der Ordnung beauftragten Unteroffiziere bildeten hier die Reihen des Publikums, wie sie emporzusteigen und an dem Katafalk zu passiren hatten.

Im innern Hofraum hielt eine Compagnie des Infanterie-Regiments Graf Kinsky Nr. 47 die Ehrenwache für den verstorbenen Helden. Die trauerumflorte Fahne vor dem rechten Flügel, stehen die schnurgeraden Linien der dreigliedrigen Reihen in voller Kriegsausrüstung trotz der bittern Kälte unbeweglich, — die treuen Waffen im Arm, mit denen sie auf den Schlachtfeldern der Lombardei den ihnen aufgezwungenen widerstandslosen Abzug damals aus Venedig so glänzend gerächt.

Die Treppen und Korridore sind an den Seiten mit Reihen dekorirter Veteranen besetzt, die ernst und lautlos die Menge zwischen sich hindurch passiren lassen. Der schweigende Zug geht nach dem großen Saale des ersten Stocks.

Düster und feierlich ist der Anblick; die Majestät des Todes übt ihre volle Macht selbst auf die rohesten und leichtfertigsten Gemüther. Die Wände sind schwarz behangen, das Tageslicht, der goldene Sonnenschein draußen,

der über der prächtigen Stadt liegt, ist gänzlich ausgeschlossen, wie das Grab Alles ausschließt, was dem frischen fröhlichen Leben gehört. Auf einem auf drei Stufen erhöhten mit schwarzen Sammet überzogenen und mit goldenen Borten reich besetzten Paradelager liegt die von den Aerzten einbalsamirte sterbliche Hülle des großen Kriegers, als ob er dort im tiefen Schlaf ausruhte. Er ist in seine große Marschallsuniform gekleidet, seine Brust zieren die zahlreichen ihm verliehenen österreichischen Orden; die Großkreuze seiner fremden Dekorationen sind mit ihren bunten Bändern, deren Ehren den Athem in der Brust, die sie einst schmückten, nicht wieder lebendig machen können, auf sechs schwarzen Kissen um die Bahre gereiht. Zu seinen Füßen liegen Hut, Säbel und Marschallsstab — vier mit dem Panzer des Mittelalters gerüstete riesige Krieger halten über der Leiche den hohen mit Lorbeerkränzen und Siegespalmen geschmückten Baldachin, während an der Wand gegenüber das mit Flor umhüllte, im Jahre 1329 vom Böhmerkönig, dem Luxemburger Johann, bestätigte Wappen des alten Freiherrn- und Grafengeschlechts der Radetzky von Radetz prangt.

Zu den beiden Seiten des Paradebetts stehen Unteroffiziere der italienischen Armee mit der Tapferkeitsmedaille und den Zeichen langer guter Dienstzeit geschmückt; zwischen ihnen eben so viele meist reich dekorirte Offiziere und zwar je einer von allen Waffengattungen der Land- und Seemacht, sich wechselsweise ablösend. Zu den Füßen der Leiche rechts Oberst Baron Alexander Koller, der Kommandant des Radetzky-Husaren-Regiments Nr. 5 aus der böh-

mischen Heimath, zur Linken sein erster Adjutant Karst von Karstenwerth. Und überall das glänzende traurige Gepränge und auf die verwitterten eingesunkenen Züge des alten Helden werfen die Flammen unzähliger Wachskerzen, in acht Pyramiden um das Todtenlager geordnet, ihr geisterhaftes feierliches Licht.

Sein Kaiser hatte den alten Krieger mit jeder militärischen Pracht geehrt, es war, als habe sein Kriegsherr gewußt, daß mit dem eilenden Dampfroß, das den eisernen Marschall auf immer von lombardischer Erde führen sollte, auch das Glück der österreichischen Fahnen auf italischem Boden entfliehe. — — — — — — — — — — — —

— — — — — — — — — — — — — — — —

Im endlosen Zuge mit langsamen Schritten, geräuschlos wie eine Geisterprocession, bewegte sich die lange Reihe des Publikums durch die Flügelthür an einem Ende des Saales herein, an der Balustrade um das Paradebett des Todten entlang, hielt einen Augenblick diesem gegenüber an, um zum letzten Mal die eingesunkenen Züge mit dem geschlossenen, sonst so milden und doch festen Auge zu schauen, und schritt dann ebenso still zur entgegengesetzten Thür hinaus.

Nur zuweilen unterbrach ein Schluchzen, das aus dem Herzen irgend eines dankbaren Armen sich Luft machte, das feierliche Schweigen.

Viele, namentlich Frauen aus den unteren Ständen, legten einen Kranz, einen Lorbeer- oder Orangenzweig auf den schwarzen Stufen des Leichenbetts nieder. — — —

— — — — — — — — — — — — — — — —

Durch einen jener Zufälle, welche die Mutter der Verkettungen und Ereignisse im Leben der Menschen und der Völker sind, hatten sich bei dem Zuge durch die Trauerhalle fast alle die Personen zusammen gefunden, die wir dem Leser zu Anfang unseres Kapitels vorgeführt haben.

Als die Equipage der Oberstin Manara vor der Villa Reale vorfuhr, sprang aus einer Gruppe von Herren ein junger, elegant gekleideter Mann an den Schlag und öffnete denselben.

„Welches Glück, Signora, daß ich einige Freunde hierher begleitet, um zu sehen, wie die Hand Gottes diesen Feind der Freiheit Italiens zu todtem Staube gewandelt," sagte der Herr. „Da Sie zu demselben Zweck gekommen sind, meine Damen und das Gedränge sehr groß ist, so bitte ich um Erlaubniß, Ihr Cavalier sein zu dürfen!"

Er hob die Oberstin aus dem Wagen, leistete dann der Gräfin denselben Dienst und wollte seine Hand der jungen Dame bieten.

Diese jedoch hatte bereits den zweiten Schlag geöffnet und war rasch auf den Boden gesprungen.

Der Cavalier biß sich auf die Lippen, als er die spöttischen oder boshaften Blicke der Freunde bemerkte, die in einiger Entfernung standen, und der schwarze Schnurrbart über dem festen trotzigen Mund schien sich zu sträuben. Er war ein stattlicher Mann, etwa 26 bis 28 Jahre alt, von stolzer Gestalt und stolzem, finsterm Gesicht, dessen Züge jenen besonderen Familientypus trugen, den man auf Bildern der alten Herzoge im Ospedale grande findet. Die Stirn des jungen Mannes war schmal und hervor-

springend, die Nase leicht gebogen — in dem ganzen Ausdruck der Physiognomie ein sichtlicher Hochmuth gepaart mit einer Ungeduld und Leidenschaftlichkeit, die keine Schranken achtete oder kannte.

Er faßte sich rasch, unterdrückte die Bewegung des Mißmuths und wandte sich zu den Damen, zu denen die Signorina um den Wagen geschlüpft war.

„Ich bitte tausendmal um Verzeihung, Signorina," sagte er, galant das Spiel wendend, „daß ich nicht rasch genug war, auch Ihnen meine Dienste widmen zu können. Sie wissen, daß Ihnen dieselben ohnehin gehören. Aber — was sehe ich, meine Damen, — wenn mich mein Auge nicht täuscht, tragen Sie Kränze unter Ihren Mänteln? ich kann unmöglich glauben, daß sie für jenen Mann bestimmt sind, dessen Andenken mit dem besten Blut unserer Freunde verbunden ist."

Die Oberstin Manara, eine hohe königliche Gestalt in ihrer Trauerkleidung, mit einer sichern Würde in den feinen blassen Zügen, schlug das feine Tuch in ihrer Hand zurück und wies auf den Kranz von Olivenzweigen.

„Sie haben wahrscheinlich vergessen, Signor Sforza," sagte sie eisig, „daß der Graf Radetzky es war, welcher die Gattin und die Wittwe des Obersten Manara — der sich nicht mit Worten für Italien begnügte, sondern ihm sein Leben gab — während jener traurigen Zeit gegen die Chicanen der Polizei in Schutz nahm. Antonia Manara kann den Oelzweig des Friedens auf den Sarg des edelmüthigen Feindes legen, ohne daß eine Seele in Mailand an ihrem Patriotismus zweifeln wird!"

Der strenge Verweis überzog nochmals das Gesicht des jungen Mannes mit einer tiefen Röthe. „Verzeihen Sie, Signora," sagte er finster, — „ich dachte nicht daran, Sie zu beleidigen, Jedermann kennt Ihre Gesinnungen. Meine Verwunderung galt allein der Signorina, denn wenn ich nicht irre, sind es Lorbeerzweige, die sie trägt."

Das junge Mädchen hielt ihm herausfordernd den Kranz entgegen, der allerdings von zwei in einander verschlungenen Lorbeerzweigen gebildet war.

„Ueberzeugen Sie sich, Signor Conde!" sprach sie herausfordernd. „So viel ich weiß, steht mein Gärtner nicht unter Ihrer Vormundschaft."

„Sie nehmen wenig Rücksicht auf meine Gefühle und meine Stellung, Julia," sagte finster der Graf. „Die Verlobte eines Sforza kann mit den Oesterreichern Nichts gemein haben!"

Ein spöttischer widerwilliger Zug flog um den Mund des schönen Mädchens. „Ich habe noch nicht die Ehre, den Namen dieses erlauchten Hauses für den meinen eingetauscht zu haben," erwidert sie kalt. „Kriegerischer Ruhm wird sich stets des Beifalls einer Dame erfreuen, und dieser Lorbeer gilt dem Helden, nicht dem Oesterreicher!"

Die letzten Worte, schon in der Nähe der großen Treppe gesprochen, die zum Hauptportal der Villa führt, waren laut genug, daß sie die Aufmerksamkeit zweier Personen in vorüberziehendem Gedränge erregten. Es waren der Mönch und der Matrose, die vorhin an dem Kaffeehause der Scala vorübergezogen waren.

Der Mönch wandte sich um und ein großes ernstes

Auge begegnete unter der Kapuze hervor dem suchend umherstreifenden Auge der jungen Dame.

„Carrajo, Freund Andreas," sagte er leise mit gutmüthigem Lachen, „da siehst Du, daß mehr Leute wie eine gewisse Person denken, die ich hier nicht gerade nennen mag. Das hübsche Mädchen hat Recht."

„Still, General — es sind hundert Ohren um uns!"

Ein zweites heiteres Lachen klang unter der Kapuze hervor. „Wenn Du einen grauen Kuttenträger noch oft so nennst, wird es ziemlich auf dasselbe heraus kommen, als wenn ich selbst meine Adresse gebe. Cospetto, mache Deine langen Beine lieber etwas breiter auseinander und zeige, daß Du wirklich eine Seeratte bist, oder ich will zehn Paternoster in einem Athem sprechen, wenn man Dich nicht eher für einen Reiter auf dem Roß der Pußten, als für einen auf dem hölzernen der Schiffsplanken hält!"

Das Gedränge hatte sie während der gewechselten Worte weiter getrieben, wobei der Mönch sich nochmals umwandte und unter der Kapuze hervor auf die Wittwe einen Blick voll Theilnahme und Interesse warf, während diese sich zu dem Grafen gewandt hatte.

„Signor Conde — es möchte besser sein, Ihren Streit mit Julia zu Hause abzumachen, für jetzt bitte ich um Ihren Arm, denn es dürfte sonst unmöglich sein, uns anzuschließen."

Der junge Nobile gehorchte, indem er sich umsah, ob keiner seiner Freunde in der Nähe, dem er die nachfolgenden Damen anvertrauen könnte, aber er war bereits mit diesen im Gedränge mitten zwischen Frauen und Männern

aus dem Volk, von denen sich nur die steife, in ihrem langen bis zu den Fersen reichenden hellen Sürtout gehüllte Gestalt des Engländers auszeichnete, der vorhin im Café unfern des modenesischen Generals und seines Freundes so eifrig die Times studirt hatte und nun mit der ungenirten Indolenz der Inselbewohner zwischen dem Italiener und den nachfolgenden Damen in die Reihe trat.

Die Gräfin Zriny, wie vorhin der Modenese sie bezeichnet, hatte den kleinen Wortstreit mit einem boshaften Lächeln beobachtet und warf der Signorina, deren Arm sie jetzt vertraulich unter den ihren zog, aus dem Winkel ihres Auges einen spöttischen Blick des Verständnisses zu.

„Gehen Sie nur unbesorgt voran, lieber Graf," sagte sie auf französisch, „ich werde Ihr Täubchen bewahren gegen alle Nationen wie meinen eigenen Augapfel, und Nichts zugeben, was Ihrem Patriotismus zu nahe treten könnte. Aber Sie wissen, meine kleine Julia hat ihr eigenes Köpfchen voll interessanter Launen und muß ihren Willen haben!"

Der Menschenstrom, in dem sie sich fortbewegten, hatte die Paare bereits einige Schritte getrennt und führte sie ohne Stillstand die breite Marmortreppe zwischen dem Spalier der gleich Bildsäulen rechts und links gereihten Krieger empor.

„Der eifersüchtige Narr," flüsterte sie ihrer schönen Begleiterin zu, sie dichter an sich ziehend. „Es ist ganz in der Ordnung, wenn Sie ihn gehörig ablaufen lassen. Der schöne Küraſſierrittmeister gefiele mir als mein Romeo auch viel besser, als dieser hochmüthige finstere Thor!"

Die junge Signora an ihrem Arm zuckte unwillkürlich zusammen bei den Worten.

Sie war eine jener üppigen lebenswarmen Gestalten mit tiefblondem Haar, wie sie Tizian seinen Frauenbildern gegeben und wie sie die Vermischung des germanischen Bluts mit dem romanischen unter dem Himmel Italiens nicht selten erzeugt hat. —

Das italienische Feuer, die Gluth der Leidenschaft war gepaart mit der deutschen vollsaftigen Lebenskraft und Innerlichkeit des Gefühls. Die Signorina zählte höchstens achtzehn Jahre, ein Alter, in dem unter dem italienischen Himmel das Weib bereits vollkommen entwickelt ist, und das aus der Tiefe ihrer dunkelblauen, fast schwarzen Augen blitzende Feuer verrieth genugsam ihr Bedürfniß nach Liebe.

„Ich weiß in der That nicht Signora Contessa, was Sie meinen. Was Signor Sforza betrifft, so besteht sein einziger Anspruch an mich in der Verlobung, die unsere Väter eingegangen, als ich fast noch in der Wiege lag, und Sie wissen ....."

„Daß er Ihnen höchst gleichgültig, ja verhaßt ist, liebe Julia, und Sie die Frau sind, eine lästige Fessel zu sprengen. Unsere liebe Manara, von so trefflichen Grundsätzen sie auch sonst ist, denkt darin etwas pedantisch. Mein Gott, Sie sind jung, reich und schön — warum sollen Sie nicht das Leben und sich die Männer wählen, die Ihnen gefallen!"

„Aber Sie kennen die ausdrückliche Bestimmung im Testament meines Vaters!"

„Bah — in jedem Testament findet sich eine Hand-

habe, um es umzustürzen, namentlich wenn man die Machthaber auf seiner Seite hat. Sie sind das einzige Kind, also die einzige Erbin!" Die Gräfin schien ganz besonderes Interesse zu haben, sich dieser Erbin angenehm zu machen.

„Ich muß gestehen, Signora," sagte das Mädchen, noch immer zerstreut mit den Augen umher suchend, „von Ihnen hätte ich kaum diese Zustimmung erwartet, während alle Welt mich bestürmt, den Grafen zu heirathen, selbst mein Beichtvater . . ."

„Ei so nehmen Sie einen anderen, der vernünftiger ist, wenn Sie wirklich glauben, all' Ihre kleinen Geheimnisse dem Beichtstuhl verrathen zu müssen, zum Beispiel . . .

„Gräfin!"

„Zum Beispiel die Geheimnisse eines gewissen kleinen Balkons an der Gartenmauer . . . . . ."

„Heilige Madonna — schweigen Sie! — wenn man Sie hörte . . ."

„Bah — etwa dieser täppische Engländer hier? Aber ich muß Ihnen sagen, Julia, Sie haben Geschmack und er ist rasend in Sie verliebt!"

„Wie und Sie — die Vertraute der Gräfin Montalban-Cornello, die eifrige Patriotin, Sie verdammen mich nicht, weil mein Herz sich einem Feinde zugewendet?"

„Cara mia — ich Sie verdammen oder verrathen? Heirathen Sie meinetwegen den Sforza und lassen Sie ihn zum neuen Podesta des freien Mailand machen mit ihrem Gelde, aber lieben Sie und genießen Sie, wen Sie wollen! Was hat die Politik mit der Liebe zu thun und wenn ich Ihnen helfen kann, dem Eifersüchtigen einen

Streich zu spielen, so rechnen Sie auf mich. Wäre ich noch jung, ich beneidete Sie ernstlich um ein solches Rendezvous!"

Sie standen am Eingange des Trauersaales, wo der Zug sich stopfte. Durch das gleichzeitige Heraustreten einiger Offiziere entstand einige Unordnung und das augenblickliche Drängen trennte die beiden Damen.

Als die Gräfin sich eben nach ihrer schönen Begleiterin umsah, beugte der steife Engländer wie zufällig sich nieder und an ihrem Ohr tönte mit unverkennbar nationalem Ausdruck das Wort:

„A Hon!"

Sie machte eine Bewegung der Ueberraschung und sah erstaunt auf ihren Nachbar.

Der Britte putzte mit seinem Taschentuch eifrig das Augenglas.

„Gott gebe Ungarn einen blauen Himmel!" flüsterte er in magyarischer Sprache hinter dem Tuch. „Ich muß Sie sprechen, noch heute, Cousine!"

Sie sah ihn noch immer erstaunt, verwundert an. „Wer sind Sie? diese Benennung — —"

„Hat die Gräfin Törkhöny, seitdem sie sich wieder Martha Zriny nennt, kein Gedächtniß mehr für ihre unglücklichen Verwandten?"

„In der That Herr — reden Sie deutlicher — ich erkenne Sie nicht!"

Er beugte sich nieder zu ihrem Ohr und flüsterte zwei Worte — sie hätte beinahe einen lauten Schrei ausgestoßen und starrte ihn fast mit Entsetzen an.

„Wie — träum' ich denn? Sie leben . . .?"

Der Engländer machte eine haftige Geberde des Schweigens. „Wenn es nach einem Ihrer früheren Freunde gegangen wäre, allerdings nicht. Aber da ich ihn nicht mehr in Ihrer Nähe sehe, hoffe ich, Sie werden mein Vertrauen nicht mißbrauchen. Ich muß Sie sprechen. Wo finde ich Sie?"

„Ich wohne bei der Oberstin Manara in der Casa Paulina. Kommen Sie diesen Abend, wenn es dunkel ist!"

„Es bedarf dieser Vorsicht nicht — ich werde mich in zwei Stunden einführen lassen."

„So haben Sie Freunde hier?" frug sie lauernd.

„Ich werde deren finden, zum Beispiel dort!"

„Wo?"

Er deutete auf den Matrosen, der eben mit dem Mönch, seinem Begleiter, den kurzen gestatteten Stillstand vor der Leiche machte.

Zugleich sah sie ihre Schutzbefohlene, Julia Bignatelli, am Arm eines stattlichen jungen Offiziers in österreichischer Kuirassier-Uniform, zu der Barriere heran treten.

Der Offizier war ein großer schöner Mann mit offenem, martialisch-kräftigem Gesicht von deutschem Schnitt, eine jener Gestalten, wie sie stets bei den Frauen von heißen Leidenschaften Glück machen.

Das Paar war eben an die Barriere getreten, das untere Volk machte dem glänzenden Offizier willig Platz, die junge Dame, von Röthe übergossen, als sie in Folge ihrer Begleitung viele Augen auf sich gerichtet sah, wollte

hastig den Lorbeerkranz zu den anderen auf die Stufen des Paradebetts legen.

„Einen Augenblick, meine Tochter!"

Es war der Mönch, der gesprochen und dessen Hand die ihre aufhielt. Er brach einen kleinen Zweig von dem Kranze und warf ihn auf die Leiche.

Sein Gefährte, der Seeman, sah ihn überrascht an.

„Dem Andenken eines Tapfern! Der Herr sei seiner Seele gnädig!"

Sie schritten weiter.

Die Signorina hatte gleichfalls ihren Kranz niedergelegt, die Trauermarschälle gaben dem Zuge ein Zeichen, sich weiter zu bewegen.

Die ungarische Gräfin, die sich von dem Engländer bereits getrennt und jetzt wieder alle Herrschaft über sich selbst gewonnen hatte, beobachtete mit scharfem Auge alle die kleinen Züge, ein Lächeln boshafter Schadenfreude überzog ihr rothes Gesicht, als sie von dem Ausgang des Saales her zwei feuersprühende Augen auf das Paar zurück gewendet sah.

Es war der Verlobte der Signora, der Graf Sforza, der bei dem Umherschauen nach der Vermißten den unwillkommenen Anblick gehabt und den nur die ernste Mahnung der Oberstin abhalten konnte, durch seine wüthende Eifersucht eine Szene in dem Trauersaal selbst herbei zu führen.

Die Gräfin war übrigens nicht die Einzige, welche die kleinen Vorgänge mit Interesse beobachtet hatte.

Unter der Gruppe von hohen Offizieren und Beamten

die zur Seite an der Wand standen, hatten auch der modenesische General und Herr von Neuillat ihren Platz gefunden.

Der Diplomat stieß den Grafen an. „Sehen Sie da, General, die hübsche Signora, die vorhin mit der Gräfin Törkyöny und der Oberstin Manara an uns vorüber fuhr. Wenn ich nicht irre, ist es der Baron von Trautmannsdorf, der sie fährt?"

„Der Adjutant Gyulay's, ja wohl. Aber er bemüht sich vergeblich um die reiche Erbin, sie ist mit einem unserer enragirtesten Demokraten, dem Grafen Sforza verlobt durch das Testament ihres Vaters, um mit ihrer Million dem zerrütteten Vermögen des entarteten Abkömmlings der alten Herzöge wieder auf die Beine zu helfen."

Der Diplomat verfolgte mit seinem Lorgnon nochmals den Matrosen von der Adria, dessen Physiognomie ihm so bekannt vorgekommen war, ohne daß er wußte, wo er sie unter seinen reichen Erinnerungen von Menschen gleich hinthun sollte.

Der Küraſſier-Offizier hatte unterdeß seine Dame in dem langsamen gemessenen Schritt des Zuges weiter nach dem Ausgang geführt.

„Nehmen Sie sich in Acht, Signor Enrico — der Graf hat uns so eben gesehen!" flüsterte die junge Dame.

„Der Teufel hole ihn," sagte ziemlich rücksichtslos der Deutsche. „Ich wünschte, das hochmüthige Gesicht versuchte nur, sich an mir zu reiben — bis jetzt hat es seine Courage immer sorgfältig vermieden. Wie glücklich hat es mich gemacht, Sie einige Augenblicke sprechen zu können. — Und

diese Nacht?" Seine Stimme war zum leisen Hauch gedämpft.

„Zur gewöhnlichen Stunde!"

Sie waren an der Thür des Vorsaals, in welchem die Oberstin mit ihrem ungeduldigen Begleiter wartete.

Auch die Signora Manara sah finster und unwillig, als sie das Paar herankommen sah — der mailänder Nobile vermochte nicht länger an sich zu halten, sondern ging, trotz des Rücksicht gebietenden Ortes, hastig auf seine Verlobte zu.

„Kommen Sie, Julia," sagte er laut, — „die Frau Gräfin hat sehr Unrecht gethan, Sie einer solchen Belästigung auszusetzen, vor der man selbst nicht einmal bei dieser Gelegenheit sicher scheint!"

Der Offizier richtete sich straff empor, auf seiner kräftigen Stirn trat eine Narbe, die von einem Säbelhieb im ungarischen Kriege herrührte, in der dunkelen Röthe, die sie übergoß, weiß hervor; aber ohne den Italiener einer Antwort zu würdigen, schob er ihn mit einer Handbewegung zur Seite und führte die fest auf seinen Arm lehnende Dame bis zu der Oberstin.

„Madame," sagte er, sich höflich verbeugend, „ich habe die Ehre, Signora Bignatelli Ihrem Schutz wieder zu überliefern. Ich fand sie, im Gedränge von Ihnen abgekommen, im Vestibüle unter der Menge und hatte die Ehre, ihr meinen Arm anbieten zu dürfen."

Die Gräfin Törkyöny hatte sich jetzt herbeigedrängt. „Das arme Kind, ich sah ihre Verlegenheit," entschuldigte sie hastig, „aber ein Flegel von Engländer hatte uns ge-

trennt und es war nicht möglich, wieder zu ihr zu gelangen, denn die ganze Menschenreihe hatte sich zwischen uns geschoben."

„Sie hätten verständiger Weise an unserer Seite bleiben sollen, Julia," sagte kalt die Oberstin. „Mein Herr, unsern Dank für Ihre Bemühung!" Sie machte eine gemessene Verbeugung und gab dem jungen Mädchen ein Zeichen, sich ihr anzuschließen, aber der Offizier nahm kaltblütig die Hand der jungen Erbin und führte sie an seine Lippen.

„Signora," sagte er ruhig, „empfangen Sie, ehe ich mich beurlaube, den Dank der Armee unsers Kaisers für die patriotische Gabe am Sarge des besten und treuesten Mannes in Italien, die Sie ja wohl im Namen aller dieser treuen Unterthanen dargebracht haben. Ich habe die Ehre, mich zu empfehlen, da mein Dienst mich hier oben gebunden hält."

Die Oberstin hatte den Arm ihrer Mündel oder Pflegebefohlenen genommen und führte sie fort, der Nobile wollte ihr nach einem gehässigen Blick auf seinen Nebenbuhler folgen, als dieser eine Hand auf seine Schulter legte.

„Was beliebt, Signor?"

„Ich glaube, Herr Graf, Sie sprachen so eben einige Worte, die an mich adressirt waren?"

„Ich erzeigte Ihnen die Ehre!"

Der Offizier lachte. „Echauffiren Sie sich nicht, Signor Conde. Ich wünschte Ihnen bloß Gelegenheit zu geben, mit meiner Zudringlichkeit ein für alle Mal fertig zu werden, — das heißt, wenn Sie den Muth dazu haben!"

„Elender!"

„Still — man könnte Sie hören, und ich wäre dann gezwungen, Sie zu ohrfeigen, was ich gern vermeiden möchte. Treten wir gefälligst ein wenig zur Seite. Sie haben mich also verstanden?"

„So wohl, daß ich Sie noch diesen Abend zu tödten hoffe!"

„Halt, halt, Signor Conde, — lassen Sie Ihr Pferd nicht zu stark galopiren. Ich werde Ihnen morgen zwei Freunde senden, um das Nöthige zu besprechen und stehe eine Stunde nach dem Begräbniß des Feldmarschalls zu Ihrer Disposition!"

„Wie — ich sollte bis übermorgen warten? — Sie sind ein Prahler, Signor, wenn Sie eine solche Sache aufschieben wollen."

„Ich bin im Dienst, mein Herr," sagte der Rittmeister kalt — „und bei uns Soldaten kommt der Dienst vor unserer Person. Sie werden sich also gedulden müssen!"

„Nimmermehr — heute! spätestens morgen früh, denn ich will Sie selbst tödten und übermorgen . . ."

„Haltet ein, thörichte Männer," sagte plötzlich eine ernste Stimme hinter ihnen. „Morgen wie übermorgen und alle Tage gehört Euer Blut dem Vaterlande und der gerechten Sache, darum lasset ab von dem unnützen Streit — ich verbiete ihn!"

Sie hatten beide sich umgewendet nach dem unberufenen Einmischer in ihren Wortwechsel.

Es war der Mönch, der mit dem Seemann zu der Leichen-Ausstellung gekommen.

Der hochmüthige Graf wandte seinen Zorn, den er an dem Gegner nicht auslassen konnte, gegen den Priester. „Elender Bettelpfaffe, was untersteht Ihr Euch?“ herrschte er ihn an. „Trollt Eurer Wege, wenn die Unverschämtheit Euch nicht schlecht bekommen soll!“

„Geht, guter Bruder,“ sagte lächelnd der Offizier, „und betet einige Paternoster und Ave Marias für eine arme Seele, die im Begriff steht, zum Teufel zu fahren!“

Der Mönch antwortete weder auf die Beleidigung noch auf den Spott. Er stand jetzt so, daß er die Oeffnung seiner Kapuze dem Nobile zugewandt hatte.

„Im Namen der heiligen Kirche,“ sagte er mit tiefem Ton, „entferne Dich, leichtsinniger Mann, von dieser Stätte, wo nicht einmal die Nähe des Todes Deinen thörichten Leidenschaften Einhalt gebieten kann.“

Der Graf wollte heftig antworten, als die erhobene Hand des Mönchs wie zufällig seine Kapuze halb öffnete, so daß Jener sein Gesicht erkennen konnte.

Der Abkömmling der Sforza fuhr zurück, als habe er einen elektrischen Schlag bekommen, dann drehte er sich kurz um, maß mit einem finstern haßvollen Blick den Gegner und verließ mit den Worten: „Auf Wiedersehen, Signor!“ das Vorzimmer, in dem die Scene durch sein eigenes Ungestüm nicht unbemerkt vorübergegangen war und sich bereits eine Gruppe in der Nähe der Streitenden gesammelt hatte, die jetzt von den Ordnung haltenden Unteroffizieren zum Weitergehen ernstlich angetrieben wurde.

Der Rittmeister hatte verächtlich hinter dem Fortgehenden drein genickt. „Ich hoffe es — wenn die italienische

Courage so lange vorhält! — Aber es war auffallend, daß der werthe Graf so plötzlich auf das Wort des Mönchs hörte und es wird gut sein, wenn ich mir den frommen Bruder einmal näher besehe!"

Er blickte nach diesem umher, aber weder der Mönch noch der Seemann waren mehr zu sehen, und er mußte zu seinem Dienst in den Trauersaal zur Ablösung der Ehrenposten zurückkehren.

Als die Damen eben in die harrende Equipage steigen wollten, kam der Nobile hastig und erhitzt hinzu. Die Oberstin winkte ihn mißbilligend zu sich.

„Warum blieben Sie zurück, Francesco? — Sie haben gewiß einen thörichten Streit angefangen mit dem Menschen!"

„Keine Sorge, Signora — ich habe ihm bloß angedeihen lassen, was er verdiente. Wahrlich, es ist ein Glück, daß die Stunde endlich da ist, wo der Unverschämtheit dieser deutschen Eindringlinge ein Ende gemacht werden kann!"

„Still — Sie sind unvorsichtig in Ihren Reden und werden noch Alles gefährden. Steigen Sie ein und fahren Sie mit uns zur Stadt zurück!"

Der Graf entschuldigte sich, daß er mit einigen Freunden verfagt sei und hob die Damen in den Wagen.

Das kurze Gespräch hatte Gräfin Martha benutzt, um der Erbin in's Ohr zu flüstern: „Der eifersüchtige Unhold! — Hoffentlich giebt ihm Ihr schöner Rittmeister die gebührende Lection. — Wenn Sie meiner Hilfe bedürfen, so vertrauen Sie mir!"

Die Signorina hatte bis dahin noch kein Wort gesprochen, nur ihre Augen funkelten entschlossen.

„Befreien Sie mich von dieser Fessel, und mein halbes Vermögen ist das Ihre!“

„Wir sprechen weiter darüber! — Suchen Sie diesen Abend mich auf.“

Der eifersüchtige Liebhaber beurlaubte sich bei den Damen im Wagen und derselbe rollte mit ihnen dem Corso zu. —

Eine Stunde später trennten sich am Portikus mit der Verabredung des baldigen Wiedersehens der Graf Mortara und der Agent der vertriebenen Königsfamilie von Frankreich; der Erstere ritt mit der modenesischen Deputation zurück, der Zweite, der sich gern im Volksgewühl bewegte, kehrte langsam unter der Menge, die nach dem Schluß der Paradeausstellung zur innern Stadt wogte, zu Fuß unter dieser nach seinem Hôtel zurück. Er hatte kaum die Ecke der Neuen Straße erreicht, als sich ein alter Mann an ihn drängte und ehrerbietig den Hut zog.

„Ich habe die Ehre, dem Herrn Baron zu bezeigen meinen ganz gehorsamsten Respekt, wenn der Herr Baron sich erinnern thut noch eines armen unbedeutenden Mannes!“

„Wie — Sie hier in Mailand, Herr Mortara?“

Der alte Juwelier und Geldwechsler aus Mantua verbeugte sich nochmals. „Ich habe doch auch sehn wollen noch einmal das Antlitz eines Gerechten in Israel, der gethan hat meinem Volk vieles Gute und nicht gelitten hat die Ungerechtigkeit. Der Herr Jehovah lasse ihn eingehen in das Eden der Christen!“

Der Graf schritt nachdenkend eine kurze Strecke neben

dem alten Mann her. „Das ist schön von Ihnen, Herr Mortara, eine solche Gesinnung auch gegen Andersgläubige ehrt Sie. Doch Sie haben davon schon öfter Beweise gegeben, selbst noch in letzter Zeit — oder vielmehr in den letzten Tagen."

Er warf einen scharfen Blick auf seinen Begleiter.

Der Jude hielt ihn ruhig aus.

„Ich verstehe nicht Euer Excellenz!"

„Es ist hier weder die Zeit noch der Ort, mich näher auszusprechen," sagte der Baron. „Dennoch wäre es mir sehr lieb, Herr Mortara, wenn ich Sie auf eine Stunde ungestört sprechen könnte. Ich hoffe, Sie bleiben bis morgen hier?"

„Ich beabsichtige abzureisen mit der Eisenbahn morgen früh, Herr Baron. Mein Haus in Mantua kann nicht länger entbehren das Auge des Herrn!"

„Wohl — so sagen Sie mir, wo ich Sie diesen Abend finden kann, wenn Sie nicht vorziehen, mich zu besuchen, denn leider bin ich bis dahin sehr beschäftigt."

„Ich wohne bei Einem von unseren Leut', und ein so vornehmer Herr wird nicht gehen wollen unter so niedriges Dach. Ich werde machen dem gnädigen Herrn meine Aufwartung wann und wo er befiehlt."

„Gut denn! ich wohne im Albergo grande und werde Sie heute Abend um 9 Uhr bei mir erwarten."

„Der alte Mortara wird nicht warten lassen seinen hohen Gönner!"

Der Baron grüßte den Juden höflich, wiederholte

noch einmal die Stunde und setzte seinen Weg fort. Der Jude sah ihm einige Zeit nach.

„Er ist ein gerechter und kluger Mann, und hat kein Vorurtheil gegen unser Volk," murmelte er. „Wenn alle Christen wären wie er und der Mann, auf dessen müdes Auge gelegt Samael seine dunkle Hand, könnten der Christ und der Jude gehen neben einander glücklich durch das Leben. Warum sollte ich nicht helfen ihm oder vielmehr seinem Herrn zu gewinnen das, was die Menschen das Höchste halten im Leben, einen Thron?"

Er wollte gleichfalls weiter gehen, aber zwei Personen, die auf ihn gewartet zu haben schienen, nahmen ihn in Empfang.

Es waren der Mönch und der Schiffer, die einander so treue Gesellschaft leisteten.

„Kommen Sie hierher, Signor Mortara," sagte der Zweite mit einer dem Juden nicht ganz unbekannten Stimme, „wir haben mit Ihnen zu reden. Lassen Sie uns hier hinter den Vorsprung der Kirche treten, wir werden dann weniger bemerkt sein von dem Menschenstrom."

Der alte Wechsler sah sich ängstlich um, als sei ihm an der neuen ihm noch unbekannten Gesellschaft nicht viel gelegen.

„Was wollen Sie von mir, Mann?" frug er hastig, „es wird doch nicht sein passend, daß ein ehrwürdiger Klosterbruder gesehn wird auf offenem Corso in Mailand mit Einem von meinem Glauben!"

„Kutya lanczos! machen Sie keine Umstände! Der

Rock macht den Pfaffen nicht, aber er ist wenigstens gut, um unsern Verkehr mit einem Ebräer zu heiligen. Hierher, Signor, in diesen Winkel — wir haben Ihnen nur wenige Worte zu sagen!"

Mortara, der bei seinen vielen und sehr verschiedenartigen Geschäften jedes unnütze Aufsehen fürchtete, war dem ernsten Drängen gefolgt — die vorspringende Seiten-Kapelle der Kirche, in deren Nähe sein Gespräch mit dem Baron geendet, verbarg sie vor neugierigen Blicken der auf der Hauptstraße Vorüberziehenden.

Der Seemann wandte sich jetzt voll zu dem Juden, rückte ein Wenig die rothe Mütze aus der Stirn und sagte spöttisch:

„Nun, Signor Mortara, kennen Sie mich jetzt? — Sie hatten doch scharfe Augen, als wir uns das letzte Mal sahen!"

„Gott der Gerechten, Signor — wenn ich den Bart wegdenke — Sie sind der Oberst Türr! Wie können Sie wagen sich wieder in die Höhle des Löwen?"

„Bah — es thun's bessere Männer als ich! — Jetzt da Sie mich kennen, ist es weiter nicht nöthig, daß Sie es forterzählen. Wir wissen, daß Sie ein zuverlässiger Mann sind, und Niemand verrathen, der Ihnen vertraut."

„Der Gott Abrahams soll mich verlassen, wenn ich's thue. Aber Signor, ich weiß, Sie sind ein Mann von der großen Bewegung in diesem Land. Darum will ich Sie bitten, mir zu sagen kein politisches Geheimniß, denn ich bin gebunden durch einen bösen Contract an Ihre Feinde!"

„Wir wissen, daß Sie beiden Parteien dienen, aber daß Sie es mit Verstand thun und Niemand verrathen. Was wir jedoch mit Ihnen zu thun haben, schlägt in Ihr Handelsgeschäft. Sie haben aus dem Verkauf der Diamanten des General Garibaldi und Lord Heeresford noch circa zwei Millionen Lire in Händen."

„Zwei Millionen und fünfundzwanzigtausend Lire, nachdem vor acht Tagen fünfmalhunderttausend auf mich gezogen worden sind."

„Ich weiß es — aber wir sind unversehens noch einer Summe benöthigt, wo möglich noch diesen Abend oder noch diese Nacht, etwa fünfzigtausend Lire! Haben Sie Geld in Mailand oder können Sie es sich hier verschaffen?"

„Die Unterschrift des Samuelo Mortara," sagte der Juwelier mit einem gewissen Stolze lächelnd, „hat in Mailand Geltung für mehr als das Zehnfache. Aber!.."

„Was haben Sie für ein Bedenken?"

„Ich muß haben die Unterschrift von dem Eigenthümer oder seinem Freund, dem Lord Heresford!"

Der Oberst lachte. „Teremtete! Also Sie trauen mir nicht für 50,000 Lire?"

„Ich bin ein Mann des Handels, Signor, und weiche nie ab eine Handbreit von meiner Regel. Wenn Sie mir bringen die Vollmacht von Denen, die haben gegeben die Diamanten und mir anvertraut unterzubringen den Werth, können Sie disponiren über jede Summe!"

„Nun, es ist recht, daß Sie Ordnung halten — wir

vertrauen Ihnen desto mehr. Aber ich will Ihnen Besseres geben, als die bloße Vollmacht?"

„Was könnte das sein?"

Der Oberst legte die Hand auf die Schulter des Mönchs.

„Den Depositeur selbst, Signor Mortara!"

Der Jude sprang unwillkürlich einen Schritt zurück.

„Gott der Gerechte — der General Garibaldi?"

„Still!" befahl der Mönch. „Die Wände haben in Mailand Ohren. Kommen Sie diesen Abend acht Uhr in die Casa der Oberstin Manara, Signor Mortara, und bringen Sie das Geld mit, und Sie werden Ihre richtige Quittung erhalten. Aber bringen Sie Gold, nicht Papiere, die Letzteren könnten binnen zwei Tagen in Mailand zu schlecht im Course stehen!"

„Gott Abrahams," stöhnte der Wechsler leise, „das ist ein schlimmes Zeichen! — Signor Mazzini in Paris und der General Garibaldi in Mailand — das wird geben einen neuen Strom von Blut und die Geschäfte werden stocken und es wird ausbrechen ein neuer Krieg!"

„Still!" befahl der Mönch nochmals mit ernster Stimme. „Das sind keine Dinge, um auf offener Straße davon zu reden. Schweigen Sie bei Ihrem Leben von Allem, was Sie gehört oder erfahren haben, bis ich mit Ihnen weiter gesprochen. Ich erwarte Sie um acht Uhr an dem bewußten Ort."

Der Jude legte betheuernd die Hand auf die Brust.

„Gehen Sie jetzt die Contrada del Monte hinab,

während wir wieder in den Corso einbiegen. Auf Wiedersehen!"

Der Wechsler beeilte sich so hastig, als es ihm seine alten Beine erlaubten, dem Befehl Folge zu leisten. Der Mönch und der Seemann blieben noch eine Weile hinter der Kapelle, dann kehrten sie wieder zu der Straße zurück und mischten sich in das noch immer herrschende Gewühl.

Sie setzten hier ihren Weg fort, ohne zu bemerken, daß zwei Personen sie scharf dabei beobachteten.

Der Eine war ein lahmer, buckliger Krüppel von jämmerlichem Aussehen, der sich aber behend auf seinen beiden Krücken fortzuschieben verstand und der während der Unterredung auf den Vorstufen der Kirche, wie gewöhnlich die Bettler in Italien, gelagert hatte; die Andere der Engländer, der vor den Läden der gegenüber liegenden Seite stehen geblieben war, bis er den Mönch und den Seemann wieder ihren Weg fortsetzen sah, worauf er ihnen in gemessener Entfernung folgte.

Beide Personen waren übrigens von dem Platz an der Villa Reale bis zur Kirche mit dem Menschenzug den beiden Gruppen nachgegangen, der Krüppel dem Juden, der Engländer dem Seemann und seinem Begleiter.

Während die Letzteren ihren Weg bis zum Domplatz verfolgten und dann in das Straßengewirr nach der Porta Romana einbogen, blieb der Krüppel noch einige Minuten auf seinem Platz, anscheinend, um die Rückkehr des Juden zu erwarten, oder zu überlegen, ob er den Männern, die mit ihm gesprochen, folgen solle; erst als der Wechsler nicht nach dem Corso zurückkehrte, überzeugte er sich durch einen

Rundgang um die Kirche, daß dieser in einer anderen Richtung sich entfernt haben müsse.

Der Krüppel kroch hierauf wieder in das tiefe Portal der wie alle Gotteshäuser im Süden während des ganzen Tages offen stehenden Kirche zurück, und nachdem er sich sorgfältig umgesehen, ob auch kein neugieriges Auge sein Thun und Treiben belauschte und sich überzeugt hatte, daß dies nicht der Fall, schob er sich in einen dunklen Winkel, in dem Maurer einiges Baugerüst zu irgend einer Reparatur stehen hatten, lehnte die Krücken an die Wand und schnallte dann einen Riemen los, welcher unter den Kleidern sein linkes Bein in verkrümmter Stellung zusammengezogen und so der Täuschung Vorschub geleistet hatte. Hierauf nahm er das schwarze Tuch ab, mit dem er das linke Auge und die Hälfte des Gesichts verborgen, wischte einige Farbe von dem letzteren und war mit einem Mal ein ganz anderer Mann. Wäre er in dieser seiner wahren Gestalt dem alten Juwelier begegnet, dieser würde in ihm sofort seinen ehemaligen Gehilfen, den buckligen Abraham erkannt haben, der so undankbar ihn zu morden und zu berauben versucht hatte.

Nachdem der Jude diese Variation mit seinem Aussehen vorgenommen, verbarg er die Krücken sorgfältig in dem Winkel und verließ die Vorhalle, nicht ohne zuvor gegen den Weihkessel verächtlich ausgespieen zu haben, und warf sich in den Menschenzug, hastig und ohne auf einige Tritte und Stöße zu achten, sich vorwärts drängend, indem er die Mißhandlungen dadurch rächte, daß er — wo es ohne die Gefahr des Entdecktwerdens geschehen konnte —

die Kleider der Männer und Frauen mit einem spitzen kleinen Messer, das er in der Hand trug, durchlöcherte.

Trotz seines Eifers und seiner Gewandtheit brauchte der Bucklige mehr als eine halbe Stunde, bevor er zu seinem Ziel, dem Kapitelhause von San Nazaro in der Nähe des Corso di Porto Romana gelangte.

Grade als er vor einem geräumigen, mit hohen Mauern von der Straße abgeschiedenen Hause anlangte, stieg der modenesische General vom Pferde. Die ihm das Roß abnehmenden Diener grüßten vertraulich den buckligen Juden, der hier so gut wie zu Hause zu sein schien!

„Der Gott Isaks und Jakobs segne den Eintritt Eurer Gnaden," sagte kriechend der Jude. „Monsignore werden sich freuen, Euer Excellenz zu sehen — aber wenn Sie es nicht haben gar so eilig, möchte ich wohl sprechen vorher ein Wort im Geheimen mit Ihnen."

„Das trifft sich gut, Abraham," erwiderte der Offizier — „ich habe Dir auch Etwas zu sagen! — Laß uns hier hinein treten in das Zimmer am Flur. — Nun, was bringst Du Neues — hast Du ermittelt, ob er kürzlich in Mailand gewesen?"

„Wenn Excellenza meinen den schäbigen Hund, den Juwelier — er ist hier noch immer!"

„Wie, also doch! — weißt Du es bestimmt?"

„Ich kann mich verlassen auf meine Augen bei Tag und bei Nacht. Ich habe doch gesehen ihn vor dem Palazzo, wo der große Held liegt mausetodt wie unsereins, wenn er ist gestorben, als Excellenza gesprochen haben mit

dem fremden Cavalier, den er dann hat angeredet später auf dem Corso."

„Herrn von Neuillat?"

„Ich weiß nicht, wie er heißt — ich weiß nur, daß Excellenza sind gekommen auch mit ihm zu Fuß nach dem Palazzo."

„Es ist derselbe. Aber ich habe Dich nirgends bemerkt, Abraham, und Du bist doch ziemlich kenntlich."

Der Bucklige lachte. „Für was hat gegeben Jehovah dem Abraham sein Bischen Witz, wenn er sich präsentiren sollte seinem alten Baas, daß dieser bloß brauchte zu sagen: Fangt ihn! — Excellenza mit ihrem Freunde haben gegeben mir selbst zwanzig Centesimi aus Mitleid."

„So warst Du der Bettler mit den Krücken? ich erinnere mich jetzt. Aber das ist Nebensache. Wohin sind der Baron und Dein alter Herr gegangen?"

„Sie sind gegangen den Corso hinauf und haben sehr eifrig mit einander gesprochen, aber nur kurze Zeit — der Herr Cavalier hat bestellt den Wechsler, den die Hölle verdamme, auf heute Abend zu sich."

„Hast Du die Stunde gehört?"

„Ich bin gewesen zwanzig Schritt hinter ihnen, als sie haben sich getrennt. Ich habe gehört, wie der Cavalier gesagt hat noch ein Mal: Also um Neun! daß er kommen soll zu ihm."

„Gut — ich weiß, wo er logirt. Es muß auf eine oder die andere Weise benutzt werden. Hast Du bemerkt, wo der Wechsler dann hingegangen ist? — wir könnten damit vielleicht seine Wohnung ermitteln."

„Nun ich erst weiß, daß er ist in Mailand, kann er nirgends anders sein, als bei dem alten Manego, seinem Freund, der so geizig ist wie er. Es wird mir leicht sein, ihn dort zu erspähn. Ich bin ihm nicht gefolgt, weil ich es hatte eilig, hierher zu kommen, um zu berichten, was ich sonst noch gesehen!"

„So sprich."

„Ich möcht es doch gern sagen dem Monsignore selber, der mir befohlen hat zu haben die Augen und die Ohren offen."

„Narr — Du weißt, daß es dasselbe ist und der Superior ist sehr beschäftigt. Aber wir können zu ihm gehen." Er sah aus der Thür. „Heda, Felicio! fragen Sie sogleich bei Monsignore an, ob er einen Augenblick Zeit hat, mich zu sprechen. Ich hätte ihm dringende Mittheilungen zu machen!"

Der Bote, dem er den Auftrag gegeben, war nicht einer der gewöhnlichen Diener, sondern seiner Kleidung und Haltung nach ein junger Novize des Ordens der Gesellschaft Jesu. Er war groß und schlank gewachsen, hatte ein hübsches aber hageres und bleiches Gesicht und mochte etwa achtzehn bis neunzehn Jahr alt sein.

Der angehende Schüler Loyolas verneigte sich, ohne die Augen vom Boden zu erheben, und stieg dann mit gleichmäßigem, ruhigem Schritt die Treppe hinauf, um den Befehl auszuführen.

Der Graf sah ihm nach und schloß dann nachdenkend die Thür. „Neuillat hat mich in der That da auf einen Gedanken gebracht," murmelte er. „Die Aehnlichkeit ist

auffallend und ich will mir doch Gewißheit darüber verschaffen." Er wandte sich wieder zu dem Juden.

„Höre, Abramo, ich weiß, daß Du schlau und verschwiegen bist und habe versprochen, Dich wegen dieser Eigenschaften in einer Angelegenheit zu dem Herrn zu schicken, den Du heute mit dem Wechsler" — er vermied ausdrücklich den Namen auszusprechen — „gesehen hast."

„Dem Herrn Baron von Neuillat?"

„Demselben — Du kannst ihn im Laufe des Nachmittags besuchen und Dich auf mich berufen, damit Du vorgelassen wirst. Die Angelegenheit ist die seine und kümmert mich Nichts — ich will also auch weiter nicht damit zu thun haben. — A propos! hast Du vielleicht zufällig den Novizen Felicio näher beobachtet?"

„Den Secretair des hochwürdigen Herrn?"

„Denselben!"

„Gott Abrahams — was soll ich sagen davon? er ist ein stiller verschlossener Jüngling, der wenig spricht — am Allerwenigsten mit Unsereinem. Aber wenn mich mein Auge nicht täuscht, das sonst ist ziemlich gut, ist viel Feuer unter dem schwarzen Eis. Monsignore der Superior behandeln ihn zuweilen sehr hart und streng."

„Es handelt sich nicht darum, sondern ob Du vielleicht weißt, woher er stammt, wie sein Familienname ist und wie er in den Orden gekommen? Doch wie gesagt — es kümmert mich weniger, nur vergiß nicht, zu Herrn von Neuillat zu gehen. Ah, da ist die Antwort!"

Die Thür öffnete sich fast ohne Geräusch und der junge Novize trat eben so still ein, blieb an der

Thür stehen und verneigte sich, die hagern fast durchsichtigen Hände über der Brust gekreuzt, ohne die Augen zu heben.

„Der hochwürdigste Superior lassen bitten, zu ihm zu kommen," sagte er mit leiser Stimme; dann machte er Platz und öffnete die Thür.

Der General nahm seinen Hut und ging voran. Als er an dem Novizen vorüberschritt, sagte er einige gleichgültige Worte, einen Dank, aber in spanischer Sprache.

Das Auge des jungen Mannes blitzte unwillkürlich empor, ein freudiges Erzittern schien seinen Körper zu beleben und eine helle Röthe erschien auf seinen hagern Wangen; aber schon im nächsten Augenblick senkten seine Augen sich wieder zu Boden und die ganze Gestalt zeigte in ihre frühere gleichgültige Ruhe.

Der General nickte mit dem Kopf. „Er versteht Spanisch!" dachte er ohne jedoch eine Bemerkung weiter zu machen, indem er die Treppe hinaufstieg, gefolgt von dem Juden.

Droben in dem Vorzimmer fanden sie einen älteren Jesuiten, der sie durch ein Klopfen an die Thür meldete und sie dann in das Zimmer seines Vorgesetzten treten ließ.

Außer dem Superior war in dem ziemlich großen Gemach, der Bibliothek des Kapitelhauses, das wie fast alle Häuser von Mailand zur Aufnahme der Fremden bei dem großen Andrang derselben zu den Begräbnißfeierlichkeiten hatte dienen müssen, — noch eine zweite Person zugegen; doch diese — ein Mann in gewöhnlicher bürgerlicher Kleidung — stand vor dem einen der Regale, den Rücken

gegen die Eintretenden gewendet und schien allein mit dem Durchforschen der Bücherschätze beschäftigt.

Monsignore Corpasini — jetzt Superior und Rektor der Jesuiten-Kollegiums zu Bologna — hatte sich seit der Zeit, daß wir ihm zuletzt begegnet sind — an jenem Fest in den Tuilerieen — nur wenig verändert, außer daß seine Gestalt noch hagerer, knochiger, seine Züge noch schärfer, finsterer geworden waren und durch das Bewußtsein der bereits erreichten Gewalt und der Ziele, die sein Fanatismus und Ehrgeiz verfolgte, sich ein Ausdruck von Hochmuth und Härte auf sie gelagert hatte.

Er saß auf einem Lehnsessel vor einem mit Schriften und Brochüren bedeckten Tisch, drehte sich aber sogleich um, als der General eintrat und reichte ihm die Hand.

Der bucklige Abraham blieb in demüthiger Haltung an der Thür stehen.

„Sie kommen sehr gelegen, mein werther Sohn," sagte er, mit der Hand nach einem nahen Stuhle winkend. „Bitte, nehmen Sie Platz — ich war eben im Begriff zu schicken, ob Sie nicht bereits von der Ceremonie zurückgekehrt."

„Ich komme direkt aus der Villa Reale, aber ich bin unterwegs aufgehalten, da ich Freunde hier getroffen. Ich habe Ihnen Dinge von Wichtigkeit zu sagen, Monsignore und mir erlaubt, gleich Abraham mitzubringen, weil er dasselbe behauptet."

Er warf einen bezeichnenden Blick auf die Person an den Bücher-Regalen. Der Superior beugte sich zu ihm

und flüsterte ein Wort, worauf der General lächelnd mit Kopf nickte.

„Dann habe ich mich nicht zu geniren. Wissen Sie, wen ich auf dem Wege nach der Villa getroffen?"

„Nun?"

„Einen alten Bekannten aus Spanien, Herrn von Neuillat, den Se. Majestät der König als seinen Vertreter zu dem Begräbniß gesandt hat!"

„Er ist ein Lauer," sagte der Jesuit streng, „ich wünschte, Seine Majestät hätten ihr Vertrauen auf einen Zuverlässigeren gerichtet."

„Sie thun dem Baron Unrecht, mein Freund," meinte der Modenese. „Er ist treu und geschickt und die gute Sache verdankt ihm manche Erfolge. Aber hören Sie, was er mir mitgetheilt hat:"

Er erzählte ihm hierauf was Herr von Neuillat ihm von dem anonymen Briefe gesagt. So eifrig er auch dem Baron gegenüber die Ansicht zurückgewiesen, daß die Nachricht von dem reichen Wechsler herrühren könnte, war ihm doch die Sache von Anfang an sehr eigenthümlich erschienen und die Mittheilung des Buckligen, daß er Beide im Gespräch gesehen und eine Zusammenkunft verabredet worden war, bestärkte seinen Argwohn und machte ihn fast zur Gewißheit.

Der Superior hatte die Erzählung aufmerksam angehört und ohne seine Meinung darüber zu äußern, wandte er sich an Abraham.

„Was hast Du mir mitzutheilen, ungläubiger Jude?"

„Ich habe zu sagen, Monsignore, daß der alte Mor-

tara gehalten hat nach der Unterredung mit dem Herrn Baron noch eine zweite mit verdächtigen Personen."

„Wer waren sie?"

Der Jude deutete auf den Fremden. „Ich weiß nicht, ob ich darf sagen meine Meinung, da wir nicht sind allein!"

„Sprich ungescheut und faß Dich kurz. Mit wem verkehrte Dein früherer Herr?"

„Ich habe gesehen, wie zwei Fremde ihn haben angesprochen und haben ihn gezogen in einen Winkel und haben gesprochen heimlich und lange mit ihm, ein Mönch mit einer grauen Kutte, wie sie ziehen unter den Christen umher, zu sammeln für die Klöster, und ein Mann, der ausgesehen wie ein Fischer oder Schiffer von Venedig oder Fiume; aber ich will verschwarzen und verwetten meinen Hals, daß die Beiden nicht gewesen sind, was sie haben wollen scheinen."

„Und wer meinst Du, daß sie waren?"

„Was angeht den Mönch, so hab' ich nicht gesehen, trotz aller Mühe, sein Gesicht, denn er hat es verborgen die ganze Zeit unter der Kapuze von seinem Gewand; aber ich habe den Mann, der gewesen ist gekleidet als Fischer, schon gesehen in einem andern Gewand und er ist gewesen bei dem Baas in Mantua an jenem Abend, als die Diebe ihm haben stehlen wollen die kostbaren Diamanten, die er hat machen sollen zu Geld."

„Und hast Du einen Verdacht, wer der Mann ist?"

„Ich kann nicht wissen den Namen, gnädiger Herr Prälat," sagte der Jude kriechend, „aber ich bin gewiß, daß er einer ist von den Unzufriedenen, die gebracht so viel

Elend und Blut über das Land. Ich habe gehört genug aus den Reden der Frau, die mit ihm gewesen ist bei dem Baas, dem ich gönne den Dalles nnd alles Unglück, daß er hat gehabt Verbindung mit den Gefangenen im Fort, von denen einer überlistet die Wachen und geflohen ist damals bei Nacht."

„Hast Du ihre Unterredung mit Deinem früheren Herrn gehört?"

„Ich habe mir Mühe gegeben, so viel zu erlauschen als gewesen ist möglich — aber ich habe nicht kommen können so nahe an sie, ohne zu erregen Verdacht." Er verschwieg sorgfältig, daß er sich in der Vorhalle einer christlichen Kirche dabei versteckt hatte, denn er wußte sehr wohl, daß ihm dies eine strenge Strafpredigt des Superiors zuziehen würde. „Das Einzige, was ich habe deutlich gehört, ist, daß sie haben geredet von 50,000 Lire, die der Baas soll schaffen noch diesen Abend."

„Und ist dies Alles, was Du zu sagen hast?"

„Ich wollte Eure hochwürdigen Gnaden darauf aufmerksam machen, daß mir zu sein scheinen viele verdächtige Gesichter in der Stadt, viele Fremde, die heimlich hereingekommen mit der Menge und sich geben besondere Zeichen. Es geht Etwas vor in der Stadt, aber ich weiß noch nicht was."

Der Jesuit sah einige Augenblicke vor sich nieder, dann richtete er wieder seinen Blick auf den Buckligen, unter dem dieser sich kriechend bis zur Erde beugte.

„Es ist löblich, daß Du so eifrig bist in unserem Dienst, unglücklicher Mann, der in der Finsterniß geboren

ist," sagte er ernst. „Aber ich hoffe, daß Dir bald der Seegen der heiligen Taufe wird als Belohnung zu Theil werden können, wenn auch jetzt noch, um der höheren Zwecke der Kirche willen, Dein Verbleiben in dem verfluchten Glauben Derer nöthig ist, die unsern Herrn gekreuzigt. Geh' jetzt hinaus und warte, bis wir Dich rufen."

Der Spion schnitt eine Grimasse, die auf nichts weniger als Vergnügen über diese Aussicht von Belohnung hinauslief, da er wahrscheinlich eine klingende vorgezogen hätte; aber er fürchtete den Geistlichen zu sehr, um sich die geringste Bemerkung zu erlauben und hoffte sich überdies an dem General und der ihm von diesem neu zugewiesenen Kundschaft schadlos zu halten.

Er hatte kaum die Thür auf eine ungeduldige Bewegung des Superiors hinter sich, als dieser den Fremden rief.

„Kommen Sie hierher, Signor Lazare, wir müssen ernsthaft über die Sache berathen. Diese Winke stimmen auffallend mit Ihrer Nachricht überein."

Der Angeredete trat zu dem Tisch und wechselte mit dem General einen vertraulichen Gruß.

Es war die Person, der wir schon häufig genug im Lauf unserer Darstellung begegnet sind, der gefährliche Galan und Gefährte der Gräfin Törkyöny.

„Der Signor Conde weiß noch nicht, um was es sich handelt," sagte er, sich auf einen Stuhl lehnend. „Ich habe eben Monsignore eine eigenthümliche Nachricht mitgetheilt, die mir die Gräfin brachte!"

„Ich habe die Frau Gräfin in der Villa Reale bei der Leichenausstellung gesehen," bemerkte der General.

„Ganz recht, sie war dort — ebenso wie ich selbst in der Gesellschaft dieses hochmüthigen Thoren, der sich den Abkömmling der Sforza nennt und gar zu gern einen neuen Herzog von Mailand spielen möchte, in Wahrheit aber so viel von dem Geist seiner angeblichen Ahnen hat, daß der erste beste Stallknecht bei seiner Mutter geschlafen haben muß."

„Aber die Nachricht der Gräfin? ich habe gehört, daß ein Wortwechsel zwischen Signor Sforza und einem Adjutanten Gyulay's stattgefunden haben soll."

„Das ist Nebensache — die Kugel des Herrn von Trautmannsdorf würde ihm nur den Strick ersparen. Die Gräfin gab mir beim Einsteigen, als sie mich unter der Menge sah, das geheime Zeichen, daß sie mich dringend zu sprechen wünsche. Ich wartete an dem bestimmten Ort und sie kam eilig, sobald es ihr gelungen war, sich bei der Rückfahrt von ihrer Begleitung los zu machen. Ich weiß nicht, Signor Conde, ob Sie vielleicht unter dem Publikum in der Villa einen langen Engländer in einem hellen Sürtout bemerkt haben?"

„Ich erinnere mich, — ich sah ihn sogar in der Nähe der Gräfin!"

„Der Engländer war eine Verkleidung — es ist ein höchst gefährlicher Rebell aus der ungarischen Revolution, ein Neffe des hingerichteten Grafen Ludwig Batthyanyi, den wir Alle längst todt glaubten und der auf unerklärliche Weise hier jetzt wieder auftaucht. Ja noch mehr — die Gräfin erzählte mir, daß er auf das Paar, was jener Bursche eben erwähnte, sich als seine Freunde berief."

„Das ist bedenklich — was ist da zu thun? Hat man der Polzei oder dem Gouvernement bereits einen Wink gegeben?"

„Nicht doch — die vorzeitige Einmischung der Polizei würde Alles verderben," sagte der Superior. „Einer der Bösewichter mehr oder weniger, die gegen Kirche und Thron streiten, thut hierbei Nichts. Sie wissen, daß der Doktor und die Gräfin hierher gesandt worden, weil sie in Mailand unbekannt sind, um den geheimen Absichten und Verbindungen der Turiner Regierung auf die Spur zu kommen, was hier leichter möglich ist, als in Turin selbst. Die Gräfin mit ihrer großen Gewandtheit ist auf dem besten Wege dazu und ich hoffe, dem Signor Doktore hier wird es auch gelingen. Aber wir dürfen unser Werk nicht durch ein zu rasches Eingreifen stören."

„Ich bin ganz Ihrer Meinung, Monsignore," stimmte der Doktor bei.

„Aus den zwei verschiedenen Mittheilungen, die wir eben gehört," fuhr der Jesuit fort, „geht hervor, daß die Brut der Verschwörer die Gelegenheit der Versammlung so vieler Fremden hier benutzt hat, um sich hier ein Rendezvous zu geben, wenn man nicht etwa noch weiter gehende gefährliche Pläne verfolgt. So wird es vielleicht möglich sein, das ganze Nest mit einem Schlage zu vernichten. Wie weit, Signor Doktore, sind Sie in Ihrer Bekanntschaft mit den Verschwörern gediehen?"

„Graf Sforza," berichtete der Doktor — „scheint besonderes Vertrauen zu mir gefaßt zu haben, aber die Andern sind vorsichtiger. Ich weiß, daß geheime Zusammenkünfte

stattfinden, aber ich habe noch nicht den Zutritt dazu erlangen können."

„Er ist durch seinen Namen hier ihr Führer," bemerkte der General, „wenn ihm auch sonst die Kapazität dazu fehlt; denn er ist hochmüthig, eitel und ein Sklave seiner Leidenschaften."

„Darauf baue ich meinen Plan," sagte der Doktor. „Die Gräfin hat mir eine Mittheilung versprochen, die mir sein volles Vertrauen erwerben soll. Ist er erst in meiner Hand, so wird es nicht schwer sein, sich im Besitz aller Geheimnisse zu setzen."

„Wir müssen ihrer Herr sein, ehe wir sie der Regierung vorlegen und sie zu dem einen großen Schlage drängen können," meinte der Superior. Die Partei des Liberalismus hat jetzt in Wien einen mächtigen Einfluß, den selbst das Konkordat nicht paralysiren kann, und nur wenn wir dem Kaiser die unzweifelhaften Beweise einer großen Gefahr vorlegen können, wird es uns gelingen, ihn wieder aus den Schlingen der Demokratie loszureißen. Aber wie gesagt, wir müssen mit großer Vorsicht dabei verfahren."

„Das ist Alles richtig, Monsignore," sagte der General, „aber was denken Sie in Bezug auf jenen anonymen Brief des Wechslers und was sollen wir mit ihm thun?"

„Die Sache ist so wichtig, daß wir uns noch heute unter allen Umständen nähere Kenntniß verschaffen müssen. Diese von Gott verfluchte Nation hat eine Macht durch ihr Geld erreicht, die uns gefährlich ist. Ihre Verbindungen sind groß und es ist möglich, daß dieser Mann ge-

heime Nachrichten aus Paris hat, die uns noch unbekannt sind. Der Brief deutet offenbar auf einen plötzlichen Tod des Kaiser Louis Napoleon hin!"

„Das wäre ein Ereigniß von unberechenbaren Folgen," sagte der Doktor.

„Gewiß, mein Sohn. Eben darum müssen wir Näheres wissen. Von dem Leben und Sterben dieses Mannes hängt in diesem Augenblick das Schicksal des heiligen Stuhls ab. Ich muß den Juden daher selbst sprechen. Er ist längst verdächtig, denn alle die Mittheilungen, die er uns bisher gezwungen gemacht, sind nur unbedeutend. Wir wissen durch die Berichte der Provinzialen, daß er noch immer sehr bedeutende Summen in Neapel, in Rom, in Venedig, Mailand und Genua bei seinen Geschäftsfreunden deponirt hält als ein todtes Kapital. Er ist ein zu großer Wucherer und kluger Kaufmann, als daß dies sein eigenes Geld sein sollte."

„Wir wissen von Abramo," bemerkte der General, „das er für die Revolutions-Partei im Auftrag eines vornehmen Engländers Diamanten im Betrag von einer Million römischer Thaler verkauft hat."

„Ja — aber warum ist das Geld dann nicht in der Bank von England? Jedenfalls ist die Sache verdächtig und dieser Jude scheint ein doppeltes Spiel gegen uns zu spielen."

„Sie wissen, Monsignore, daß wir das Mittel in Händen haben, ihn zu unserm Willen zu zwingen."

„Und es soll angewandt werden, noch ehe der nächste Tag vergangen ist. Es ist ohnehin eine schwere Sünde,

daß die Seele eines Christen so lange der Gefahr ausgesetzt bleibt und nur Ihr ausdrückliches Verlangen, General, hat mich zum Schweigen bewegen können."

„Erinnern Sie sich, Monsignore," sagte der Graf ziemlich stolz, „daß das Geheimniß das meine war und ich darüber zu disponiren habe. Aber ich stimme Ihnen vollkommen bei, daß, wenn dieser Mann uns betrogen, jede Zögerung aufhören muß. Ich hoffe, der Knabe steht unter strenger Aufsicht, so daß er uns nicht entgehen kann?"

„Verlassen Sie sich darauf — das Auge des Ordens wacht über ihn. Es bedarf nur eines Wortes von mir und die geistliche Behörde schreitet sofort ein."

„Was soll nun geschehen?"

„Weiß der Jude Abraham die Wohnung seines früheren Herrn?"

„Nein — aber er hofft sie bald zu ermitteln. Auch wenn das nicht der Fall, wissen wir, wann und wo er diesen Abend zu finden sein wird."

„Das genügt. Glauben Sie, daß dem Buckligen ganz zu trauen ist?"

„Sie wissen, Monsignore, was es mit ihm für eine Bewandtniß hat. Daß er sich uns und der Polizei als Spion angeboten und als solcher gute Dienste leistet, hat seine Ursache offenbar in dem Antheil, den er an jenem Raubversuch gegen den Wechsler in Mantua genommen haben mag, obschon der Juwelier vorgezogen hat, keine Klage gegen ihn zu erheben. Wir haben ihn also stets in der Hand. Ueberdies haßt er den Juden auf's Heftigste."

„Wie Sie, Signor Generale!"

Eine dunkle Röthe überflog die Stirn des Modenesen und er warf dem Priester einen finstern Blick zu. „Ich sollte meinen, Monsignore," sagte er scharf, „es hätte Jeder von uns seine kleinen Antipathieen aus der Vergangenheit. Der Eine macht deshalb einen Judenknaben aus Bologna, der Andere einen mauriſchen Baſtard aus Spanien zum Jeſuiten!"

Der Superior ſah ihn kalt und beherrſchend an. „Sie täuſchen ſich, Signor Conde, in dem Vergleich. Ich kenne nur die Intereſſen der heiligen Kirche und die Rettung einer armen Seele. Aber es iſt unnöthig, darüber zu ſtreiten. Sie ſagten, daß um 9 Uhr der Jude ſich zu Herrn von Neuillat begeben wird?"

„Um neun Uhr!"

„Ueberlaſſen wir bis dahin ſein Thun der Beaufſichtigung Abramos, wenn er ſeine Spur zu finden verſteht. Wollen Sie es übernehmen, ihn hierher zu führen?"

„Das würde ſeinen Verdacht von vornherein erregen. Aber ich kann ihm ſchreiben, daß ich ihn auf der Stelle und ohne jeden Verzug ſprechen müſſe auf Grund unſerer Bedingungen."

„So thun Sie es. Ich werde für einen Mann ſorgen, der auf ihn in der Nähe des Hôtels wartet und ihn herführt. Abraham mag ihm die Perſon des Juden bezeichnen. Bitte, Signor Dottore, laſſen Sie den Hebräer eintreten."

Der Doktor hatte ſich während des Geſprächs der Beiden gleichgültig abgewandt, obſchon ihm kein Laut und keine Miene verloren ging. Er eilte auf die Worte des

Jesuiten dienstfertig zur Thür und ließ den Spion wieder eintreten.

Der Bucklige empfing kurz seine Instruktionen, die darin bestanden, die Gänge seines alten Herrn, wenn er ihn wieder aufzufinden vermöchte, während der noch übrigen Stunden des Tages zu überwachen, am Abend vor 9 Uhr aber sich vor dem Albergo grande einzufinden und dort einem ihm bezeichneten Manne den Juden zu zeigen, ehe dieser das Hôtel betrat.

Der schuftige Verräther seines Herrn war diesmal zufriedener mit dem Lohn, den er empfing, als vorhin, denn der General reichte ihm ein Zwanzig-Lire-Stück für die erhaltenen Nachrichten.

Als der Bucklige sich wieder entfernt hatte, fand eine Berathung zwischen den drei Männern statt, in welcher Weise die erhaltenen Nachrichten zu benutzen wären. Es ging daraus hervor, daß der Doktor Lazare und die Gräfin, die seit längerer Zeit zu geheimen politischen Missionen oder vielmehr Spionagen benutzt worden waren, den Auftrag erhalten hatten, sich nach Mailand zu begeben, um dort die Revolutionspartei zu überwachen und hauptsächlich in ihre Verbindungen mit der sardinischen Regierung einzudringen.

Die intriguante Politik des Grafen Cavour hatte bereits seit einiger Zeit nicht nur die Besorgniß der österreichischen Regierung, sondern auch der kleinen italienischen Höfe und des heiligen Stuhls erregt. Wir haben bereits zu Anfang dieses Kapitels die politischen Verhältnisse in der Unterredung des Grafen Mortara mit dem Agenten der

Bourbonen angedeutet und daß Sardinien ganz offen mit der Beschützung der Revolutionäre hervorzutreten begann, so wie daß man ihm geheime Pläne gegen die anderen Regierungen zuschrieb. Die Revolutionspartei war jedoch durch die vielen Erfahrungen und die Schlauheit ihrer Führer so vorsichtig geworden und so gut bedient, daß man mit den gewöhnlichen Mitteln der Ueberwachung nicht ausreichte.

Die Gräfin und ihr Zuhalter waren in Italien persönlich unbekannt; ihre Klugheit hatte überdies so viel als möglich vermieden, sich öffentlich als Verräther an ihrer früheren Partei zu compromittiren, von Lazare's Thätigkeit während des ungarischen Feldzugs wußten nur Wenige, und die Gräfin galt in den meisten Kreisen von Wien und Berlin selbst als eine Art Opfer ihrer früheren polischen Extravaganzen und in einer Art von stillem Exil. So war die Wahl der beiden Personen eine ganz passende, und von ihnen überdies die Vorsicht gebraucht, getrennt auf dem Schauplatz ihrer neuen Thätigkeit zu erscheinen und Jede für sich in ihren Kreisen zu operiren.

Der Gräfin, die, wie wir erwähnt, für ihr Auftreten in der Lombardei wieder ihren Familiennamen angenommen, ohne deshalb ihre Person zu verleugnen, war es durch ihre früheren Verbindungen mit der ungarischen Propaganda und selbst mehreren Führern der italienischen National-Partei ein Leichtes gewesen, sich in die Kreise der „Patrioten" einzuschmuggeln und an die Fortdauer ihrer früheren politischen Gesinnungen glauben zu machen. So war es ihr in der Zeit von kaum zehn Tagen vollkommen

gelungen, die Bekanntschaft der Oberstin Manara, in deren Hause sie durch ein geschicktes Manövre Wohnung gefunden, zu machen und das Vertrauen der Gräfin Montalban Cornello zu gewinnen, einer ebenso intriguanten als fanatischen Frau, welche die Seele der geheimen Verbindungen, und eine der eifrigsten Anhängerin Mazzinis war. Die Dame war bereits zwei Mal in politische Untersuchungen verwickelt gewesen und durch die Contributionen, mit denen man zur Strafe ihr Vermögen belegt hatte, eine noch heftigere Feindin der österreichischen Partei.

Durch die Empfehlungen, welche der Kommissionsrath dem Paar gegeben, war dasselbe bei seiner Ankunft in Italien bald mit den Leitern des Ordens in Verbindung getreten, der in den italienischen Herzogthümern und dem Kirchenstaat bereits wieder den größten Einfluß übte und dessen Interessen gegen die drohenden politischen Gefahren mit denen der Regierung zu sehr übereinstimmten, als daß er nicht gleichfalls alle seine Mittel hätte aufbieten sollen, dem drohenden Gewitter vorzubeugen.

Während die Gräfin ihre Rolle in den vornehmsten Familienkreisen der Italianissimi spielte, war Doktor Lazare als einer der tausend Reisenden aufgetreten, die alljährlich aus allen Ländern Europas und selbst von jenseits des Weltmeeres nach Italien strömen als der Wiege der Cultur und Kunst und der Herrlichkeit der Natur. Sein ausgebreitetes Wissen und scharfer kritischer Geist hatten ihn bald in den Kreisen der Gelehrten heimisch gemacht, während auf der andern Seite seine Gewandtheit, seine raffinirte Genußsucht und seine Grundsatzlosigkeit ihn zu einem be-

liebten Gesellschafter jener thörichten Jugend machte, deren hitziges Blut und gährende Leidenschaften stets das Hauptcontingent der nationalen Revolutionen stellt. Die Nichtachtung, mit der er das Geld behandelte, sein Glück oder seine Geschicklichkeit im Spiel und der vornehme polnische Name, den er sich beigelegt, förderten seine Pläne unter den jungen Nobilis von Mailand und Graf Sforza, der ruinirte Verschwender und hochmüthige Verschwörer gehörte bald zu seinen intimsten Freunden.

Aber auch bei Denen, mit welchen er im Geheimen zu thun hatte, verfehlte der scharfe Verstand und der bedeutende Geist, den er besaß, nicht seinen Eindruck. In dieser herzlosen, kalt berechnenden, jedes bessere Gefühl als eine Schwäche seinen Zwecken opfernden Natur erkannte der fanatische, finstere Superior des Jesuitercollegiums von Bologna, der sich seit einiger Zeit in Angelegenheiten seines Ordens in Mailand aufhielt und an den der berliner Agent des Ordens den Gefährten der Gräfin besonders adressirt hatte, einen verwandten Geist. Der Fanatismus reichte hier dem Cynismus die Hand und jene furchtbare Lehre, daß der Zweck die Mittel heiligt, fand ihren Ausdruck in diesen beiden Männern und näherte sie einander, wie sehr auch die Zwecke selbst, denen Beide — der Eine herzlos, mit boshafter Kälte, der Andere in zelotischem Eifer — zu opfern bereit waren, auseinandergehen mochten.

Selbst die theologischen und politischen Disputationen, die der Superior häufig herbeiführte, hatten ihren besonderen Reiz für ihn und sein eifriges Bemühen war darauf

gerichtet, diesen scharfen teuflischen Geist für die Zwecke des Ordens zu werben, während Lazare die Gelegenheit benutzte, sich mit dessen Institutionen vertraut zu machen.

Er war zu schlau und kaltblütig, um den Jesuiten oder später den Grafen merken zu lassen, daß er enschlossen war, die Aufgabe, die ihm und der Gräfin geworden, möglichst zum eigenen Vortheil auszubeuten und nicht das Werkzeug, sondern der Leiter zu werden.

Diesen Plänen drohte in dem plötzlichen Erscheinen seines Feindes und Opfers des Grafen Batthyanyi, den auch er längst in den Wildnissen des Kaukasus begraben wähnte, eine große Gefahr. Der Graf war offenbar unbekannt mit der späteren Rolle, welche die Gräfin gespielt und hatte sich — wie wenig er auch sonst mit ihr und ihrer Emancipation sympathisirt — bei der so unerwarteten Begegnung in Mailand an sie gewendet, da er wenigstens ihrer politischen Sympathien sicher zu sein glaubte. Er hatte sicher auch keine Ahnung davon, daß die Verbindung zwischen ihr und dem ehemaligen Legionair noch fortdauerte. Jede Begegnung desselben mit dem Grafen, der nach den kurzen Andeutungen, welche er der Gräfin gemacht, mit den Kreisen der Patrioten bereits in Verbindung stand, drohte daher doppelt Gefahr und mußte zur Entlarvung des Doktors führen.

Es wäre zwar ein Leichtes gewesen, die Polizei sofort auf den Flüchtling zu hetzen — aber eines Theils hätte man dadurch den Verdacht der Patrioten erweckt — andererseits mochte Lazare dies Mittel nicht ergreifen, weil dann an den Tag gekommen wäre, daß das Urtheil des

Kriegsgerichts an dem jungen Grafen durch sein Zuthun nicht vollstreckt worden war und die unterdeß für die meisten Mitglieder der ungarischen Revolution erlassene Amnestie sicher auch auf den Unglücklichen ausgedehnt worden wäre.

Es galt also zu seiner Vernichtung ihn zuvor in eine neue Schuld zu verwickeln.

Uebrigens hütete sich Lazare wohl, dem Superior und dem Modenesen sein Verhältniß zu dem Ungar näher mitzutheilen und begnügte sich mit der Andeutung, daß er diesem von Person bekannt sei und daher die größte Vorsicht üben müsse. Es wurde beschlossen, daß er die Gräfin nochmals diesen Abend zu sprechen suchen solle, um von ihr zu erfahren, ob der Ungar bei ihr gewesen und wo man ihn zu suchen habe.

Unter diesen Berathungen war die Zeit vorgerückt und als die Drei sich trennten, und Doktor Lazare durch einen Seiten-Ausgang das Kapitelhaus verließ, zeigten die Uhren die vierte Nachmittagsstunde. —

Die Casa Paulina, zu dem Erbe der Signora Bignatelli gehörig und jetzt die Wohnung der Oberstin Manara, liegt am Corso der Porta Romana, in der Nähe des Theatro Lentasio; ihre Gärten stoßen mit denen der Anlagen und anderer Häuser in der Richtung der Kirche San Paolo und des Corso di San Celso zusammen.

Die Gräfin Törkyöny, die zwei Zimmer des Parterre bewohnte, hatte ihre Vorbereitungen für den gefährlichen

Gast getroffen, und bald darauf in der That den Besuch des verkleideten Engländers empfangen.

Der Graf Stephan Batthiányi — denn es war in der That der unglückliche Gefangene und Verurtheilte von Temesvar, der Soldat des Kaukasus und der gefürchtete Häuptling Sefer-Bey, dem wir auf seiner Flucht durch das Innere Rußlands in dem Hafen von Kiel und auf dem Wege nach England begegnet sind — hatte der Sehnsucht, seine ehemalige Verlobte wiederzusehen und als eine Mahnung an ihre Untreue vor sie zu treten, nicht widerstehen können. Der Leser wird sich der Scene in der Schänke des Wirthes Claas Lorinsen zu Kiel erinnern, mit der unser Buch „Zehn Jahre" schloß und des Streites, den der wilde Steuermann des „Nordstern" Hakon Sturluson erregt und der mit jenem grausamen und tyrannischen Befehl des Fürsten Trubetzkoi an seinen Leibeigenen geendet hatte, den blutenden bewußtlosen Körper des Passagiers der „Claire" in den Kanal hinter der Schänke zu werfen.

Wir haben damals erwähnt, daß der Fürst nicht allein den Schauplatz des Kampfes zwischen den dänischen und deutschen Seeleuten durch die vom Wirth geöffnete Hinterthür verlassen hatte.

Außer dem Auge Gottes hatten zwei andere die boshafte That gesehen, und der hinkende Schritt des Fürsten und der hastige Tritt seines Leibeigenen, der das willenlose Werkzeug in seiner Hand gewesen, waren kaum um die Ecke des Hauses verklungen, als ein dunkler Schatten über den schmalen Raum nach der Treppe des Kanals glitt.

Der Passagier der „Claire" war von der Wucht des furchtbaren Schlages des Bärenjägers noch betäubt und blutend vollständig bewußtlos von der Hand des Kosaken in den Kanal geworfen worden, aber die Frische des Meerwassers im September weckte das Leben in ihm und er griff unwillkürlich, als er wieder zur Oberfläche kam, umher, um sich festzuhalten, ohne daß er jedoch einen Ruf um Hilfe auszustoßen vermocht hätte. Ein dunkles Gefühl, als erfasse ihn eine Hand, als werde er über Stufen emporgezogen, dämmerte in ihm, aber erst die Klänge der heimischen Sprache, die an sein Ohr drangen, weckten ihn wieder zum Bewußtsein.

Als er die Augen aufschlug, sah er über sich den Nachthimmel und fühlte sich auf dem Pflaster des Ufers liegen. Eine dunkle Gestalt kniete neben ihm und bemühte sich, seinen Kopf in die Höhe zu richten und ein Tuch darum zu binden.

„Kapitain Jansen — zu Hilfe!" murmelte der Ungar.

„Still, Euer Gnaden," flüsterte der Mann neben ihm in ungarischer Sprache. „Sie sind kaum um jene Ecke, die nichtswürdigen Mörder und könnten zurückkehren. Gedulden Sie sich einen Augenblick, Herr Graf, bis ich dies Tuch um Ihre verwundete Stirn gebunden — dann müssen wir sehen, ihnen unbemerkt zu entkommen."

„Aber wer sind Sie — woher kennen Sie mich?"

„Wenn es nicht Nacht wäre," sagte der Fremde hastig, „so würden Sie sehen, daß ich ein Sohn Ihrer Heimath bin — freilich von einem jener Stämme, denen die stolzen Magyaren kaum das Anrecht, ein Mensch zu sein, zuge-

stehen, und die dennoch ihr Vaterland lieben wie der reichste Magnat. Aber Ihre Wunde ist verbunden, so gut es in der Eile geht, Herr Graf — versuchen Sie jetzt, ob Sie die Kraft haben, aufzustehen; denn es ist nöthig, so schleunig wie möglich diesen Ort zu verlassen!"

Der Passagier der „Claire" versuchte es, sich zu erheben und mit Hilfe des Fremden gelang es ihm, empor zu kommen. Jetzt — nicht mehr im Schatten des Bodens — erkannte er deutlicher die Gestalt und die Tracht seines Helfers.

„Ein Slowak!" sagte er erstaunt.

„Ja, ein Slowak. Aber kommen Sie, Herr Graf!"

Es war in der That der Slowak, der vorhin in einem Winkel der Schänke gesessen und den der ehemalige Magnat wohl kaum gesehen hatte.

„Das ist seltsam! — Deine — Ihre Worte sind weit über Ihrem Stand! Aber führen Sie mich in die Schänke — oder rufen Sie, wenn Sie so viel Deutsch verstehen, den Capitain Jansen von der „Claire" heraus. Er wird mir beistehen."

„Ich bin Nichts als ein armer Slowak, Herr Graf — behandeln Sie mich als solchen, ich bitte Sie darum," sagte traurig der Fremde. „Aber Sie können weder den Kapitain sprechen, noch in die Schänke zurückkehren — Beides würde Ihnen Gefahr bringen. Vertrauen Sie mir nur eine Stunde und ich hoffe Sie zu retten."

Der ungarische Flüchtling, der allerdings wußte, daß er selbst auf diesem Boden bei dem russischen Einfluß noch gefährdet sei, erklärte sich bereit, die Dienste des wandernden

Kesselflickers anzunehmen und dieser geleitete ihn sorgsam nach einer Seitenstraße und auf Umwegen nach der Vorstadt, die sich um den Bahnhof gebildet hat.

Unterwegs erzählte der Slowak dem Magnaten, daß er in der Nähe von drei Fremden gesessen, von denen Einer ihn offenbar gleich ihm selbst wieder erkannt und den Auftritt veranlaßt habe, um sich seiner durch das Einschreiten der Polizei zu bemächtigen. Er konnte nichts Näheres über sie mittheilen, als daß sie eine Sprache geredet, die er für Russisch gehalten, und daß wahrscheinlich der Kapitain der „Claire" und alle Anwesenden von den dänischen Polizeisoldaten verhaftet worden wären. Aus diesem Grunde sei er bemüht gewesen, ihn aus der gefährlichen Nähe fortzubringen.

Sie befanden sich jetzt an den letzten Häusern an der Chaussee nach Neumünster in der Nähe eines kleinen für die untersten Klassen bestimmten Wirthshauses, wo der wandernde Kesselflicker ein Nachtlager gefunden hatte.

Der Graf, ermattet noch von dem Blutverlust und der Betäubung des Schlages, hatte sich auf die Bank unter der alten Ulme niedergelassen, die vor dem Hause stand.

Erst jetzt fielen ihm einige besondere Umstände seiner Rettung ein.

„Du erwähntest vorhin, daß Du mir gefolgt bist, als der Wirth mich durch die Küche der Schänke fortbrachte?"

„Ja, Herr Graf, ich und der Russe."

„Und wo ist dieser geblieben? ich erinnere mich nun,

daß, als ich in die freie Luft kam, sich Alles mit mir umherdrehte und ich das Bewußtsein verlor. In diesem Zustand muß ich in den Kanal gefallen sein, aus dem Du mich gerettet hast."

„Sie sind nicht in den Kanal gefallen!"

„Was willst Du damit sagen?"

„Sie sind in das Wasser geworfen worden!"

„Unmöglich — das wäre ein Mord! Wer hat das gethan?"

„Der Russe mit dem lahmen Bein, in der Matrosenkleidung, der Ihnen folgte. Auf ein Signal von ihm kam von der andern Seite des Hauses ein großer Mensch in der Kleidung eines Dieners, so viel ich in der Dunkelheit erkennen konnte. Ihm befahl er, Sie in den Kanal zu werfen und der Mann gehorchte."

Der Graf war von der Erzählung um so mehr betroffen; — wenn er auch als der tscherkessische Flüchtling Sefer-Bey sich verdächtig gemacht haben sollte, so war ihm doch diese Handlung persönlichen Hasses unerklärlich, bis plötzlich eine Idee, eine Erinnerung seinen Geist durchzuckte.

„Du sagst, daß jener Mann lahm war?"

„Er schien gelähmt an der Hüfte und bewegte sich nur schwerfällig."

„Und sein sonstiges Aussehen?"

Der Slowak beschrieb es so gut als möglich.

An der kurzen Zeichnung, an dem fahlen Gesicht und den einzelnen Reden, die der Slowak von seinem Tische aus gehört, überzeugte sich der Flüchtling, daß er hier in

der nordischen Seestadt durch eine eigenthümliche Fügung des Schicksals mit seinem bittersten Feinde, dem Manne, der ihm mehr geraubt, als das Leben, zusammengetroffen sein mußte.

Er konnte sich zwar nicht zusammen reimen, wie oder warum der Fürst verkleidet in der Matrosen-Kneipe erschienen sei, da er selbst ja bis wenige Augenblicke vorher nicht gewußt, daß er sie mit dem wackern Kapitain der Claire besuchen werde, — aber der Gedanke, daß Cäcilie Palfy, die Gattin des Fürsten, bei ihm, dem Mörder, sein könne, durchschoß wie ein Feuerstrom sein Herz.

Die Schwäche, welche die Wunde und der Kampf mit dem Steuermann ihm zurückgelassen, verschwand im Nu vor diesem Gedanken — Stephan Batthyanyi, der kühne Sefer-Bey, der Rival des Imam Schamyl, der gefährlichste Feind der Russen, war wieder Er selbst.

In dem Moment jenes Gedankens stand auch der Entschluß bei ihm fest, Kiel nicht eher — selbst auf jede persönliche Gefahr hin — zu verlassen, bis er sich von der Richtigkeit jener Vermuthung Ueberzeugung verschafft.

Aber er sah ein, daß nach der wahrscheinlich zufälligen Entdeckung seiner Person es thöricht gewesen wäre, in sein bisheriges Asyl, an den Bord der Claire zurückzukehren.

Er wandte sich zu dem Slowaken.

„Was Du mir soeben gesagt, Mann, zeigt mir, daß ich Dir noch größeren Dank schulde. Zum zweiten Mal danke ich Einem Deines Volks mein Leben. Aber ich bedarf Deines weitern Beistandes. Vor Allem, wie ist Dein Name?"

„Matthias!"

„Und kenne ich Dich? Ich habe Dir bereits meine Verwunderung angedeutet, einen Menschen Deines Standes sich ausdrücken zu hören, wie Du es thust. Du bist nicht was Du scheinst."

„Ich bin der Slowak Matthias, Herr, ein wandernder Kesselflicker, aber als solcher ein ehrlicherer Mann denn früher, als Ihr Auge noch mit Verachtung auf mich fiel."

„So kenne ich Dich?"

„Als Sie noch ein Knabe waren, Herr Graf und oft auf dem Schlosse Ihres Verwandten bei Telek verweilten, da pflegten Sie wohl vor den Augen Ihrer schönen Cousine die zerlumpten Jungen des Dorfes zu rufen, um an ihrer Spitze im Spiel gegen die Türken oder die Deutschen zu Felde zu ziehen; oder Sie verschmähten es selbst nicht, mit ihnen durch die Pußten und die Sümpfe der Theiß zu schweifen und den Reiher von seinem Nest zu jagen. Später trug ich Ihnen mehr als einmal die Flinte, wenn Sie auf den Wolf jagten — den grimmigen Wolf, der das Einzige, was ich hatte auf der Welt, meine Schwester Hanka, zerriß.

„Deine Schwester?"

„Ich war fern damals von der Heimath," fuhr die klagende Stimme des Slowaken fort — „denn mich hatte das Auge einer anderen Wölfin getroffen und mich in ihren Bann gezogen. Damals, Herr Graf, obschon Sie den Knaben, Ihren Spielgefährten, nicht wieder erkannten — denn was ist der arme unbedeutende Slowak für den reichen und stolzen Magnaten, daß er sich seiner erinnern sollte! — Damals, in Wien, ruhte Ihr Blick mit Verachtung

auf mir, und ich verdiente sie. Der Gott im Himmel, der über den Magnaten und den Slowaken seine allmächtige Hand streckt und der den armen Matthias gerettet hat aus dem Rachen der Wölfin, schlimmer als die, welche seine Schwester zerriß, hat es gefügt, daß ich in meiner Buße und Sühne Ihnen jetzt wieder im fernen Lande einen geringen Dienst leisten konnte.

„Wie — so sind Sie jener junge Mann, den die sittenlose Tante meiner Verlobten, die Gräfin Törkyöny zu sich genommen, den ich in Wien bei ihr sah?"

Der Aermste senkte still seinen Kopf.

Der Graf schwieg einige Augenblicke. „Ich weiß Nichts von den weitern Schicksalen meiner Tante, ich kann nur begreifen, daß Sie eines ihrer zahlreichen Opfer waren. Aber wie dem auch sei, ich bin genöthigt, Ihre ferneren Dienste in Anspruch zu nehmen und bitte Sie darum. Ich kann Sie im Augenblick zwar nicht dafür belohnen, denn ich bin selbst arm; aber ich habe einige Dinge von Werth bei mir, die Sie morgen zu verkaufen suchen müssen, da es heute durch jenen Auftritt in der Schänke mißlungen ist. Ich habe die Adresse des Juden gemerkt, den Kapitain Jansen holen ließ."

„Wenn Sie Geld brauchen, Herr Graf," sagte der Slowak schüchtern — „ich trage in diese Bunda eingenäht mehr als zehntausend Gulden bei mir in Banknoten und Gold."

„Zehntausend Gulden — wie kommen Sie zu einer solchen Summe bei dem Gewerbe, in dem ich Sie treffe?"

„Ich bin kein Dieb, Herr Graf," sagte der Slowak

traurig, den unausgesprochenen Verdacht des Anderen errathend. „Es ist meine Wahl und meine Buße, in dem Gewande meiner Brüder gleich ihrem Aermsten umherzuziehen, aber Sie können ungescheut darüber disponiren. Es ist das Erbe des Hausmeisters der Gräfin Törkyöny in Wien, eines guten und rechtlichen Mannes, den ich in seiner letzten Krankheit gepflegt und der es mir auf seinem Todtenbette übergeben. Ich habe vergebens seit dem Mai Tyrol durchzogen, um seine rechtmäßige Erben zu finden, und da ich aus einigen Papieren in der Nachlassenschaft ersehen, daß dem guten Döllinger ein Bruder hier im Norden leben sollte, bin ich hierher gewandert, um diesen aufzusuchen."

Die kurze einfache Erzählung erregte in dem Grafen ein gewisses Gefühl der Schaam — er erinnerte sich, in welcher niedern, traurigen Lage als russischer Soldat im Kaukasus er selbst gewesen. „Haben Sie diesen Verwandten gefunden?" frug er endlich.

„Er war ein Handwerker in Eckernförde und ist schon vor mehreren Jahren ohne Familie und Erben gestorben. Ich bin auf dem Rückweg nach Tyrol, um dort meine Nachforschungen nach den Verwandten des alten Mannes zu erneuern, die ich persönlich kenne."

Der Graf reichte ihm die Hand. „Ich will nicht untersuchen," sagte er freundlich, „was einen Mann von Ihrer erlangten Bildung bewogen haben kann, wieder zu diesem Stande zurückzukehren; aber ich sehe, daß die Schmach Ihrer Jugend nicht Ihre Schuld war und nicht die Gefühle für Ehre und Recht in Ihnen unterdrückt hat. — Ich schulde Ihnen mein Leben — Ich vertraue Ihnen!"

Der Slowak beugte sich nieder auf seine Hand um sie zu küssen, aber der Graf zog sie rasch zurück.

„Nicht so, Herr Matthias — wir sind Beide ausgestoßene Söhne des theuren Vaterlandes, beide durch die harte Schule des Lebens gegangen und ich, der Magnat und Sie der Slowak, Wanderer durch die Länder und Brüder im Unglück. Als solcher fordere ich von Ihnen einen Dienst und nehme Ihr Anerbieten an. Ich habe, nach Ihrer Mittheilung, allen Grund zu glauben, daß der verkleidete Matrose in der Schänke, der den Mordversuch gegen mich machte, der Fürst Trubetzkoi, der Gatte der Tochter Ihres Gutsherrn, meiner früheren Verlobten ist. Ich muß wissen, ob sie sich bei ihm befindet. Es ist zu spät, um noch diese Nacht das Nöthige zu erfahren, aber getrauen Sie sich, morgen früh in die Stadt zurückzukehren, um das, was ich wissen will, zu erforschen?"

„Sie müssen morgen mit dem Frühzug Kiel verlassen von der nächsten Station aus, Herr Graf. Ihr Bleiben könnte Sie einer Gefahr aussetzen!"

„Ich werde ihr in jedem Fall die Stirn bieten und keinen Fuß von hier setzen, bis ich Gewißheit habe. Vergessen Sie nicht, daß ein Mann mit Ihnen spricht, der seit Jahren gewohnt gewesen ist, täglich dem Tode in's Auge zu schauen."

Es folgte eine längere Verhandlung zwischen den Beiden, die damit endete, daß beschlossen wurde, der Slowak solle am andern Morgen, auf geschickte Weise versuchen, nähere Auskunft über die Anwesenheit des Fürsten

Trubetzkoi in den Hôtels der Stadt einzuziehen, während der Graf selbst in dem Nachtlager des wandernden Kesselflickers zurückblieb. Matthias holte aus dem Hause noch einige Erfrischungen und erhielt auf seine Bitten und die Vorausbezahlung, eine Kammer über dem Stall, der sonst sein Nachtquartier gewesen wäre. Hier untersuchte er mit Hilfe der medizinischen Kenntnisse, die er sich als Student an der Wiener Aula bereits erworben, die Wunde des Grafen und verband sie kunstgerecht. Dann warfen sich Beide nebeneinander auf das Strohlager und der Schlaf schloß die Augen der Erschöpften.

So schliefen sie nebeneinander bis zum Morgen, der Magnat und der Slowak! Trotz der Erschöpfung, die noch immer seine Sinne umfing, hätte der stärkende Schlaf sich sicher nicht auf die Augen des Grafen gelagert, wenn er gewußt, daß der Verachtete eines verachteten Stammes, der zwei Mal sein Leben gerettet, einst an der Brust jener Frau geruht, die sein Ideal gewesen war im Leben!

Am andern Morgen, während der Graf noch in tiefem Schlaf lag, machte Matthias sich auf den Weg in die Stadt und hatte bald ausgekundschaftet, daß der Fürst Trubetzkoi im Bahnhofs-Hôtel logirte und noch im Laufe des Tages nach Kopenhagen weiter reisen werde. Er hörte zugleich, daß die Fürstin nicht zugegen sei, und einige Gläser Branntwein, an Petrowitsch, den Kosaken, gespendet, brachten ihm allerlei Erzählungen, aus denen er entnahm, daß die Fürstin schon seit mehreren Jahren in Unfrieden mit ihrem Gatten lebte und sich jetzt gänzlich auf eine ihr gehörige Villa an einem der norditalienischen Seen zurück-

gezogen habe. Zugleich hatte der Slowak einige Kleider eingekauft, deren der Graf sich bis Hamburg bedienen konnte. Aber da der Fürst sich wohl hütete, die Aufmerksamkeit der dänischen Polizei auf sein Opfer weiter zu lenken, das er sicher auf dem Grunde des Kanals glaubte, fand nicht die geringste Nachforschung nach dem verkleideten Seemann statt und ungehindert wanderte das Paar noch denselben Vormittag die Straße nach Bordesholm, der nächsten Station an der Eisenbahn, von wo der Graf seinen Weg nach Hamburg fortsetzte, während Matthias nach Kiel zurückkehrte, um den wackeren Kapitain aufzusuchen und über das Schicksal seines Schützlings zu beruhigen.

Auf die dringenden Bitten des Slowaken und unter der Bedingung, daß dieser binnen Jahresfrist auf der Post zu Mailand nach einem Briefe nachfragen sollte, mit dem er die geliehene Summe zurückerstatten wollte, hatte Graf Stephan aus dem geheimen Schatz des Kesselflickers hundert Dukaten angenommen; denn seine Absicht war, von Hamburg zunächst nach England zu gehen, wo er gewiß war, Freunde und Landsleute zu finden und von dort über Frankreich nach Italien, wohin ihn nach der erhaltenen Kunde sein Herz zog, das noch immer nicht Cäcilie Pálfy trotz ihres vermeinten Treubruchs vergessen konnte.

So waren Stephan Batthyanyi, die Gelegenheit des Zusammenströmes der Fremden benutzend, unter der Maske eines englischen Reisenden nach Mailand, und Matthias, der Slowak, auf seiner Wanderfahrt, die Verwandten des

alten Hausmeisters, seines Erblassers aufzusuchen, nach dem Bormio-Paß gekommen. —

Unter dem Namen Sir Henry Lincoln hatte der Graf sich bei seiner Verwandtin melden lassen und war sofort zu ihr geführt worden, denn sie wartete ungeduldig auf seinen Besuch. Obschon er dies Weib stets verachtet, hatte er doch mit Begier und auf die Gefahr hin, entdeckt zu werden, die Gelegenheit der Begegnung ergriffen, um von ihr etwas Näheres über seine ehemalige Verlobte zu hören.

Die Gräfin war zwar nothgedrungen jetzt von Doktor Lazare in Kenntniß gesetzt worden, auf welche Weise durch ihn der Graf damals dem Tode am Galgen entzogen worden, um einem noch traurigeren Schicksal überliefert zu werden, aber sie mußte dem Besuch gegenüber noch thun, als wisse sie von Nichts und spielte ihre Rolle meisterhaft.

Graf Stephan, nachdem er kurz seine Rettung und seine Schicksale erwähnt, wobei er jedoch den letzten tückischen Angriff des Fürsten mit Stillschweigen überging, eilte zu dem, was allein ihn interessirte, zu der Frage nach Cäcilie Pálfy.

Es gewährte der Gräfin eine grausame Wollust, ihm mitzutheilen, daß seine Verlobte allein um ihn vom Tode und ihre Mutter von der Schmach der Peitschenstrafe zu retten, die Gattin des Fürsten geworden, und daß dieser sie schmählich um den Preis ihres Opfers betrogen und ihr offen seine Maitresse, eine elende Zigeunerin, zur Gesellschafterin und gleichsam zur Aufsicht aufgedrängt hatte.

Sie erzählte ihm von dem Sohne der Fürstin mit giftigen Bemerkungen, die neue Zweifel in seiner Seele erwecken sollten, und obschon sie von den innern Verhältnissen und Vorgängen der fürstlichen Familie nur wenig wußte, da während des Aufenthalts in Berlin ihre Nichte sich möglichst entfernt von ihr gehalten hatte, so hatte sie doch so viel gehört, daß die Fürstin seit den letzten Jahren getrennt von ihrem Gatten in einer Villa am Gardasee lebte, wie sie hämisch hinzusetzte: in der Gesellschaft eines Vertrauten in der Person eines deutschen Secretairs oder Informators.

Daß ihre Nichte sich augenblicklich in Paris befand, war ihr dagegen unbekannt.

Mit der Bosheit und Grausamkeit, die einen Grundzug ihres ganzen Charakters bildete, verfolgte die Gräfin die Wirkungen ihrer Mittheilung auf den Mann, von dem sie wußte, wie sehr er einst seine Verlobte geliebt; und sie hatte in der That keine Ursach, über einen zu geringen Erfolg ihrer tückischen Rache zu klagen. Das edle von Leiden und Strapazen abgemagerte und gebräunte Gesicht war ein Spiegel seiner Empfindungen, als er von dem traurigen unverdienten Schicksal seiner Geliebten hörte, und die dunkle Wolke, die sich über seine Stirn lagerte, das finstre Senken der Brauen und der Blitz, der aus seinem dunklen Auge schoß, versicherten die Gräfin, daß der gefürchtete Tscherkessen-Häuptling Sefer-Bey bei der ersten Begegnung mit seinem Feinde schwere Vergeltung für den Raub seines Lebensglückes nehmen werde.

Diese Gelegenheit sollte nach der Meinung der Gräfin

und Lazare's freilich nicht eintreten, sondern der Graf, nachdem sie ihn zu ihren Zwecken benutzt, in einem österreichischen Gefängniß oder am Galgen endigen! —

Weniger glücklich war die Gräfin dagegen mit dem zweiten Theil ihrer Absichten und Aufgabe. Der hingeworfene Wink, daß er hier bereits Freunde gefunden und daß er nach seiner Aeußerung in dem Matrosen und dem Mönch, denen sie in der Villa Reale begegnet waren, solche erkannt zu haben scheine — fand keine Erwiederung seitens des Flüchtlings. Auch als die Gräfin ihm ihre intime Bekanntschaft mit den Führern der italienischen Propaganda rühmte und das Vertrauen, das sie bei diesen genoß, und als sie ihm andeutete, sie wisse sehr gut, daß gegenwärtig unter dem Schutz der Leichenfeier viele Notabilitäten der Nationalpartei im Geheimen hier versammelt wären und von den geheimen Verhandlungen mit dem Kabinet von Turin als etwas Zuverlässigem, ihr wohl Bekanntem sprach — antwortete der Graf ihr ausweichend und wußte allen Schlingen, die sie ihm legte, mit der Entschuldigung zu entgehen, daß er erst am Morgen in Mailand eingetroffen und daher noch zu wenig mit den Plänen und Persönlichkeiten der hiesigen Führer bekannt sei.

Selbst den Ort, wo er Wohnung genommen, lehnte er ab zu nennen unter dem Vorwand, daß zu leicht eine Unvorsichtigkeit ihn verrathen könne, und nur so viel hatte die List dieser Frau, als er von ihr schied, herauslocken können, daß er der Hilfe und des Beistands von Freunden

in Mailand gewiß sei und noch diesen Abend einer geheimen Versammlung beiwohnen werde.

Der Graf hatte sich kaum entfernt, als die schöne Julia Bignatelli zu ihr herunterkam. Während die Gräfin in einigen raschen Zeilen Lazare von dem Erfolg ihrer Unterredung Kenntniß gab und ihm eine Stunde des Abends zur Zusammenkunft bestimmte, erzählte die junge Mailänderin, daß die Oberstin Manara für den Abend mehrere anwesende Fremde und verschiedene Freunde aus der Stadt zu sich geladen habe und überbrachte ihr die Einladung, der Gesellschaft beizuwohnen.

Die Gräfin hatte eben das Billet gesiegelt und die Einladung erregte ihre Aufmerksamkeit.

„Wissen Sie vielleicht, Julia," frug sie, „ob unsere Freundin Montalban Cornaro kommen wird?"

„Sie ist es eben, die sich angesagt und die Oberstin bewogen hat, noch einige Freunde einzuladen, was — wie mir scheint — nicht ganz passend ist in diesen Tagen."

Der Gräfin schien die Sache noch auffallender, doch hütete sie sich wohl, darüber zu sprechen; sie glaubte jetzt, dem Geheimniß auf der Spur zu sein; die Oberstin war unvorsichtig genug, die Zusammenkunft der Führer der Revolutionspartei in ihrer Wohnung stattfinden zu lassen.

Aber die schöne Bignatelli hatte andere Dinge in ihrem Köpfchen und auf dem Herzen, als die geschickten Fragen der Dame in dieser Richtung zu beantworten. Sie faßte die Hand der Gräfin und wendete entschlossen die Rede auf den Gegenstand, der sie bedrückte.

„Sie haben gesagt, daß Sie meine Freundin sind

und mir beistehen wollen," sagte sie hastig. „Ist dies Ihr Ernst?"

„Bei Gott, liebe Julia, wie können Sie daran zweifeln?"

„So beweisen Sie es — diese Lage ist unerträglich. Ich hasse den Mann, den eine thörichte Testamentsbestimmung und meine Verwandten und Vormünder mir aufdringen wollen. Ich muß mich von diesen Banden befreien um jeden Preis."

„Der Haß, liebe Julia," meinte die Gräfin lächelnd, „wird schwerlich so groß sein, als die Liebe zu einem Anderen. Aber ich muß Sie darauf aufmerksam machen, daß die Schwierigkeiten Ihrer Lage nicht gering sind. Man wäre zweifelsohne im österreichischen Gouvernement sehr zufrieden, wenn ein Deutscher Ihre Hand und Ihre Reichthümer erhielte, aber man wird sich hüten, dieses Vortheils halber in Familienbestimmungen einzugreifen, um die öffentliche Meinung nicht aufzureizen. Sie wissen, daß man dies jetzt sorgfältig vermeidet."

„Aber wie soll ich denn loskommen? Ich habe Trautmannsdorf gradezu eine Entführung vorgeschlagen, aber er verwirft den Schritt."

„Graf Sforza," sagte die Gräfin lauernd, „obschon es bekannt ist, daß er die Regierung haßt, hat bis jetzt sehr klug vermieden, ihr Gelegenheit zu geben, ihn zu fassen. Sie wissen, liebe Julia, wie unsere jungen Heißsporne hoffen, daß binnen Kurzem das österreichische Joch ganz abgeschüttelt sein wird, und dann allerdings ist keine Aussicht mehr für Sie vorhanden. Ich bin nicht im

Vertrauen, wann die Erhebung stattfinden soll und wie weit man mit Turin einig ist, aber es wäre um Ihretwillen wichtig, es zu wissen; denn mir scheint, man bereitet ein Unternehmen vor."

„Was kümmert mich die Politik," sagte leidenschaftlich die Italienerin, die nur für ihre Liebe Sinn hatte. „Es ist Thorheit, wenn sie denken, gegen die Armee des Kaisers etwas ausrichten zu können. Ich wünschte, diese Wortheiden, die immer die Freiheit im Munde führen und einem armen Mädchen die der Bestimmung über sich selbst rauben wollen, hätten endlich den Muth zu einer Revolution. Der Sieg kann nicht zweifelhaft sein und ich könnte dann doch nicht gezwungen werden, einem Rebellen gegen den Kaiser meine Hand und mein Vermögen zu geben."

Die Gräfin lachte „Cara mia, ich bitte Sie um Himmelswillen, lassen Sie die Oberstin Manara oder gar unsere liebe Gräfin Montalban nicht hören, daß Sie so blutwenig Patriotismus haben. Aber haben Sie nicht bemerkt, liebe Julia, daß seit gestern mehrere geheimnißvolle fremde Personen sich eingefunden, die bei der Oberstin verkehren?"

Die Signora sah sie groß an. „Daß ich nicht wüßte! Doch warten Sie — es mag so sein, wie Sie sagen — es waren gestern im Laufe des Tages mehr unbekannte Gesichter da, mit denen sich die Oberstin einschloß, und mein würdiger Verlobter selbst schien sehr beschäftigt mit ihnen. Der heiligen Jungfrau sei Dank, daß ich seine fatale Physiognomie nicht wieder gesehen habe seit dem Auftritt in der Villa Reale!"

Die Gräfin hatte sich überzeugt, daß das junge Mädchen in der That nichts Näheres wußte von den Plänen der Verschwörer, und sie änderte daher ihre Taktik.

„Und sind Sie nicht besorgt, daß der Auftritt in der Villa zu einem ernsten Streit geführt haben kann? Der Graf ließ uns im Wagen warten bis er kam, und er sah sehr erhitzt aus!"

„Der eifersüchtige Zänker! Vielleicht schießt ihn Enriko todt!"

„Vielleicht auch nicht! Ein Duell ist immer eine sehr zweifelhafte Sache. Wir müssen auf ein besseres Mittel denken. Aber freilich, es wird schwierig sein, und vielleicht Sie einen Theil Ihres Reichthums kosten."

„Ich würde mit Vergnügen fünfzig — hunderttausend Lire und mehr geben, wenn ich von diesem Verlöbniß mich befreien könnte!"

„Nun mein Kind, das läßt sich hören, Geld regiert einmal die Welt. Ich werde noch heute mit Jemand sprechen, der schlau wie der Satan ist und alle Mittel und Wege kennt. Aber es ist vor Allem Eins nöthig!"

„Was? — Geld? — Ich habe zwar keins, denn man sagt mir immer, ich brauche es nicht. Aber ich habe Schmuck, Diamanten . . ."

„Nichts, nichts von Alledem. Das arrangirt sich später, wenn Sie erst befreit und unter anderer Vormundschaft sind. Aber es ist vor Allem nothwendig, daß Sie volles und unbedingtes Vertrauen zu mir haben. Dazu gehört, daß Sie mich von Allem, auch dem Kleinsten, was bei der Oberstin passirt, in Kenntniß setzen. Ich weiß,

daß wichtige Ereignisse vorbereitet werden. Ich will mich nicht in das Vertrauen drängen, aber Sie begreifen, mein Kind, daß ich um Ihretwillen von Allem bei Zeiten unterrichtet sein will. Suchen Sie daher zu erfahren, wer die Fremden waren, die gestern und heute die Oberstin und wahrscheinlich auch die Gräfin besucht haben, und wann und wo die geheimen Versammlungen stattfinden."

„Ich werde auf der Lauer sein und Ihnen Alles berichten, was ich höre."

„Gut; und nun noch Eins. Sehen Sie heute Ihren Geliebten?"

Die Signora wandte erröthend das hübsche Köpfchen.

„O, keine falsche Prüderie, liebes Kind. Ich wiederhole Ihnen, Sie sind jung und haben ein Recht, zu genießen. Ich bin gewiß die Letzte, Ihnen aus einem solchen Rendezvous einen Vorwurf zu machen. Wahrhaftig, ich beneide Sie, denn der Rittmeister ist ein Prachtmann, und ich verstehe mich darauf! Also — Sie haben ihm für heute eine Zusammenkunft zugesagt?"

Julia nickte.

„Schön, Kind — ich dachte es mir. Der Pavillon an der Mauer ist ein ganz vortreffliches Asyl für eine Stunde des Geheimnisses. Aber wann erwarten Sie ihn?"

„Um eilf Uhr. Sie müssen mir helfen, beste Gräfin, mich von der Gesellschaft der Oberstin loszumachen."

„Schützen Sie Kopfweh vor, Migräne, Kind! Zanken Sie sich mit Herrn Sforza oder irgend einem andern Mann — und Sie haben gleich die Gelegenheit, sich auf Ihr Zimmer zurückzuziehen. Aber Sie sind doch ein

kleiner feiner Schlaukopf! — Wie in aller Welt fangen Sie es an, so unbemerkt in den Garten zu entkommen?"

„Auf der geheimen Treppe."

„Wie — welche Treppe meinen Sie?"

„Hat die Oberstin Ihnen denn noch nicht die Stiege gezeigt, die aus dem Vorzimmer der hinteren Salons in das Glashaus führt?

„Nein — ich kenne doch das Haus, aber ich habe nie eine solche Treppe bemerkt."

„Das kommt, weil der Eingang oben im Zimmer so geschickt von einer Schrankthür geschlossen wird, daß nur, wer es weiß, dies bemerkt. Die Treppe läuft, ohne daß es von Außen auffällt, in dem Winkel der Mauer. Mein Vater ließ sie anlegen, um so rasch in den Garten gelangen zu können."

Die Gräfin wußte jetzt, woher es gekommen, daß so häufig aus dem Salon der Hauswirtbin Besucher verschwunden waren, ohne daß sie im Parterre ihr Weggehen bemerkt hatte.

„Und der Garten selbst? Er hat drei Ausgänge?"

„Ja. Einen nach dem Platz des Lentasio, zwei nach den Seitenstraßen."

„Aber dennoch begreife ich nicht, wie Sie so unentdeckt Ihr Schlafzimmer verlassen können, da doch Ihr Mädchen in dem davor schläft."

„Wie — so ist es nicht Carlotta, die Ihnen mein Geheimniß ausgeplaudert hat? Ich schmolle seit diesem Mittag mit ihr deshalb."

„Dann thun Sie ihr Unrecht, meine Theure, sie ist

eine treue Seele und hat kein Wort gesagt. Ich habe es durch einen Zufall erfahren, als ich eines Nachts wegen heftiger Kopfschmerzen nicht schlafen konnte und glaubte, ein Gang durch die frische Winterluft im Garten würde mich erfrischen."

Sie hütete sich wohl, ihr zu sagen, daß es bei Gelegenheit ihrer eigenen Zusammenkunft mit dem Doktor geschehen war.

Die Gräfin wußte jetzt genug und bedurfte des Nachdenkens.

„Jetzt, liebes Kind," sagte sie — „gehen Sie wieder zu Signora Manara und lassen Sie sich Nichts merken, daß wir Verbündete sind. Gehen Sie diesen Abend zu Ihrem Rendezvous und verlassen Sie sich darauf — es soll Ihnen geholfen werden."

Die junge Signorina, in deren Charakter das ungestüme Feuer der Leidenschaft mit einer fast kindlichen Naivetät und Gedankenlosigkeit verbunden war, wie dies so häufig bei den italienischen Frauen der Fall ist, dankte der falschen Freundin auf das Lebendigste und entfloh.

Nach kurzem Ueberlegen öffnete die Gräfin noch ein Mal das Billet und fügte noch einige Zeilen hinzu. Dann warf sie ihren Mantel um und machte einen kurzen Ausgang, um es bestellen zu lassen.

Lazare hatte eine Privatwohnung in der Nähe der Piazza Fontana, in einer der Seiten-Straßen des Corso di Porta Tosa genommen, die ihm jede nöthige Ungenirtheit und Gelegenheit für die Doppelrolle bot, die er zu spielen übernommen. In der Nähe befand sich der ziemlich

verödete Palast des Grafen Sforza, denn der Abkömmling der alten Beherrscher Mailands war ein leidenschaftlicher Spieler und hatte sich dadurch gänzlich ruinirt.

Diese Leidenschaft hatte auch dem verkappten Emissair die leichte Gelegenheit geboten, rasch die vertraute Bekanntschaft des Grafen zu machen und ihn an sich zu fesseln. Der Doktor war selbst ein enragirter Spieler, aber durch die überlegene Kraft seines Geistes Herr dieser Leidenschaft und außerdem, woran sein Charakter nicht den geringsten Anstoß nahm, mit allen Künsten genau vertraut, welche das Glück korrigiren können.

Trotz der kurzen Zeit, die der Doktor unter dem angenommenen Namen bereits in Mailand sich aufhielt, hatte der Graf mit seinen Freunden doch bereits mehr als eine Nacht in der Wohnung des Doktors mit Karten und Würfeln zugebracht und fast Alle schuldeten ihm nicht unbeträchtliche Summen, — der Graf Sforza an zehntausend Lire.

An dem Tage, an dem die bisher erzählten Scenen spielen, war in den ersten Abendstunden wiederum eine Gesellschaft bei dem schlauen Verführer versammelt — der Graf mit zwei seiner politischen Freunde, ruinirten Edelleuten mit den berühmtesten Namen Italiens, Männern voll Hochmuth und Anmaßung und zu jeder That der Willkür bereit, die ihre ungezügelten Leidenschaften forderten.

Diesmal jedoch war es nicht das Spiel, was die Nobili hier zusammengeführt hatte.

Gleich nach dem Auftritt in der Villa Reale hatte Graf Sforza, da die Sache ohnehin nicht zu verheimlichen

war, einige seiner intimsten Freunde und Gesinnungsgenossen zusammen berufen und ihnen den Wortwechsel mit dem Adjutanten Gyulay's so wie dessen Folge mitgetheilt.

Alle geriethen in leidenschaftliche Extase über das, was sie den deutschen Uebermuth nannten, ohne zu bedenken, daß der Offizier nur seiner Pflicht gehorcht hatte.

Jedes Wort, jeder Rathschlag steigerte die Erbitterung und wenn der Graf, zu dessen hervorragenden Eigenschaften der ruhige kaltblütige Muth gerade nicht gehörte, auch nicht beabsichtigt hätte, den Gegner zu einem sofortigen Duell zu zwingen, in der Gewißheit, seinem Rachedurst bald auf andere Weise Genüge thun zu können, so erhitzten doch die Stachelreden seiner Genossen das italienische Blut und trieben ihn an, Alles daran zu setzen, um seine Forderung durchzusetzen.

Da sie Alle bereits den überwiegenden Verstand und den scharfblickenden Rath ihres neuen Bekannten hatten würdigen lernen und dieser auch zu der Gesellschaft des Grafen in der Villa Reale gehört hatte, beschloß man, sich in der Wohnung Lazare's oder vielmehr Sapieha's — wie er sich als angeblicher Seitenverwandter der berühmten fürstlichen Familie genannt hatte — zusammenzufinden, um dort die Berathungen fortzusetzen.

Im ersten Augenblick war die Sache dem Doktor wenig angenehm, aber eine kurze Ueberlegung zeigte ihm, daß er seinen Beistand nicht verweigern konnte, ohne die Früchte seiner bisherigen Bemühungen zu verlieren: — daß er die Leitung der Sache in seiner Hand behielt und vielleicht so am Raschesten zu seinem Ziel kommen könne,

und daß selbst bei einem schlimmen Ausgang ihn keine wirkliche Gefährdung treffen werde.

Außerdem hätte jene boshafte Lust am Unheilstiften, die einen Grundzug seines Charakters ausmachte, eine Ablehnung nicht zugegeben.

Er war ein philosophischer Gegner des Duells, das heißt, sobald seine Person dabei betheiligt war, nicht aus Mangel an Muth, sondern aus jenem Atheismus, dem das Ich der alleinige Gott ist. Aber er hätte es nie bei Andern verhindert, sondern bestärkte den Haß mit raffinirter Grausamkeit. Als sich die drei Italiener nach zwei Stunden bei ihm versammelten, während deren er Gelegenheit gehabt hatte, mit der Gräfin zu sprechen und dem Superior des Jesuiten-Kollegiums seine Nachrichten zu bringen, war er mit seinem Verhalten vollkommen im Reinen.

Nach kurzer Berathung wurde beschlossen, den Baron — dessen Dienst, wie man wußte, — um 4 Uhr mit seinem Posten bei der Leichenparade endete, — an einen Ort zu locken, wo er gezwungen werden konnte, sofort die verschobene Rechenschaft zu geben.

Die Italiener bestanden darauf, die Wohnung Sapieha's als die bestgeeignete zu wählen, da es die Wohnung eines Fremden war und dieser am Wenigsten kompromittirt werden konnte.

Der Doktor willigte ein unter der Bedingung, daß keinerlei Gewaltthat stattfinden dürfe.

Er übernahm es ferner, den Baron, dem er persönlich unbekannt war, zu dem Besuch zu veranlassen. Er hatte

den Verschworenen versprochen, daß der Offizier um 7 Uhr des Abends in seiner Wohnung sein sollte, — das Mittel, wodurch er dies erzielen werde, brauche sie nicht zu kümmern.

Schon eine Stunde vorher war die Gesellschaft bei ihm versammelt in aufgeregter Erwartung, nur der Doktor hatte seine schneidende höhnische Ruhe bewahrt. Er wußte bereits, aus den Gesprächen der jungen Männer, daß an demselben Abend eine Versammlung der Führer der Nationalpartei stattfinden werde, als er den Brief der Gräfin erhielt, der ihn von ihrem Gespräch mit Stephan Bathyanyi und der Signorina in Kenntniß setzte und ihm eine Zusammenkunft bestimmte.

Seine Gesellschafter sahen ungeduldig nach der Uhr.

„Ich wette hundert Dukaten," sagte der junge Marchese Ferari, „der Prahler kommt nicht und Du kannst ihn morgen auf dem Corso in's Gesicht schlagen, Francesco!"

„Ich werde ihn öffentlich als Feigling brandmarken — er soll die Schmach haben, ehe unsere Rache über ihn kommt."

„Per bacco," meinte der Kapitain Balduccio, eine behäbig runde Gestalt mit der Physiognomie eines Gourmands. „Ich halte es ohnehin für eine Thorheit, daß Du Dein Leben noch gegen ihn auf's Spiel setzen willst, wo das seine ohnehin geliefert ist. In zwei Tagen kannst Du ihn an einen beliebigen Laternenpfahl hängen lassen."

„Signor Sforza," sagte hämisch der Doktor, fürchtet das allzuweiche Herz seiner schönen Braut!"

„Signor — was wollen Sie damit sagen?"

Der Doktor blies ruhig den Rauch seiner Cigarre in die Luft.

„Ich will damit sagen, Signor Conde, daß Sie in der That sich beeilen müssen, den schönen Rittmeister in die Unterwelt zu spediren, wenn er Sie nicht vor der Hochzeit zum Hahnrei machen soll!"

Der Graf sprang wüthend empor. „Sie lügen, Signor — Sie sollen mir Rechenschaft geben für diese Infamie!"

„Bah — machen Sie die Sache nicht ärger, Signor Conde, indem Sie sich mit Ihren Freunden zanken, statt Ihr Feuer für Ihren Gegner aufzusparen. Ich sage nie Etwas, das ich nicht beweisen kann. Signora Julietta ist eine sehr feurige junge Dame und ich kenne die Zeit und den Ort ihrer Zusammenkünfte mit dem Deutschen."

„Dann sollen Sie Ihre Verläumdung beweisen oder sterben!"

„Legen Sie die Hand von der Pistole, Signor Sforza," sagte der Doktor kalt, die grauen Augen fest auf ihn heftend. „Schieben Sie die Waffe wieder unter das Tuch oder Herr von Trautmannsdorf wird zu zeitig merken, zu welchem Zweck er hierher geladen ist. Sie sollen erfahren, wann die ungetreue schöne Dame Ihrem Rivalen eine zärtliche Zusammmenkunft bestimmt hatte, wenn Ihre Kugel oder Ihr Degenstoß ihm die Mühe des Kommens erspart haben, mein Wort darauf. Aber jetzt haben wir keine Zeit mehr, uns mit solchen Lappalien zu beschäftigen, wie die kleinen Amüsements einer hübschen jungen Dame, auch wenn Sie Julia Bignatelli heißt. Die Glocke von St.

Stefano schlägt sieben Uhr, und ich muß auf unserer Verabredung bestehen, daß Sie sich in das Nebenzimmer zurückziehen und mich Ihren Gegner allein empfangen lassen."

Der Graf wollte noch Einiges heftig antworten, aber der Doktor zeigte nach der Thür.

„Erfüllen Sie unser Abkommen, oder ich gebe noch in diesem Augenblick die ganze Sache auf!"

Die beiden Freunde zogen den Schäumenden in das Nebenzimmer, dessen Thür sie schlossen.

Der Doktor setzte sich ruhig wieder nieder und rieb sich vergnügt lächelnd die Hände. „Er befindet sich in der rechten Stimmung," murmelte er. „In der That, es wird eine hübsche Scene geben; denn ich hoffe, mein Brief hat seine Wirkung gethan und der Rittmeister läßt uns nicht warten."

Er hatte den Gedanken kaum ausgesprochen, als man die Klingel des Vorzimmers und das Oeffnen einer Thür hörte, dem das Rasseln einer Säbelscheide auf dem Parquet des Fußbodens folgte.

„Wahrhaftig, da ist er!"

Ein Diener trat ein.

„Signor, es ist ein Offizier draußen, der Sie zu sprechen wünscht."

„Ich lasse bitten einzutreten. — Du weißt, was Du zu thun hast, Filippo?" fügte er leise bei.

Der Diener nickte mit dem Kopf und öffnete die Thür.

„Wenn es Excellenza gefällig ist!"

Es war in der That der Rittmeister von Trautmannsdorf, der Adjutant des Gouverneurs, der eintrat.

Der Offizier trug den weißen Mantel der österreichischen Cavallerie, der die ganze hohe und kräftige Gestalt einhüllte, und den Helm im Arm.

„Habe ich die Ehre, mit Herrn von Sapieha zu sprechen?"

Der Doktor war ihm entgegen getreten, sein Benehmen zeigte die vollendetste Höflichkeit des gewandten Weltmannes.

„Die Ehre, mein Herr, ist auf meiner Seite. Ich darf annehmen, daß mir Herr Baron von Trautmannsdorf das Vergnügen seines Besuchs schenkt? — ich bitte Sie, Platz zu nehmen und es sich bequem zu machen."

Der Rittmeister verbeugte sich militairisch. „Ich bin im Dienst, mein Herr, und meine Zeit ist kurz, deshalb lassen Sie uns gefälligst ohne Vorrede zur Sache kommen."

Er hatte einen Sessel genommen — der Doktor nahm ihm gegenüber Platz.

„Ich habe heute Nachmittag einige Zeilen mit Ihrem Namen bekommen," fuhr der Rittmeister fort, „die mich zu diesem Besuch veranlaßt haben, obschon ich bisher nicht die Ehre hatte, Sie zu kennen."

„Ich bin fremd hier, Signor."

„Um so mehr muß der Inhalt des Billets mich befremden. Sie schreiben mir, mein Herr, die Ehre einer Dame, welche ich das Vergnügen habe zu kennen, erfordere diesen Besuch — sie sei in Gefahr, compromittirt zu werden, und nur mein persönliches Einschreiten könne sie

davor bewahren. Als Mann von Ehre habe ich keinen Augenblick gezögert, Sie um eine nähere Erklärung zu bitten."

„Entschuldigen Sie meine Fragen, Herr Baron, sie gehören zur Sache. Sie haben heute Vormittag einen Wortwechsel mit dem Grafen Sforza gehabt?"

„Ich erinnere mich — ich ersuchte den Herrn, mich nicht zu zwingen, ihn an einem solchen Orte zu ohrfeigen."

„Sie werden zugeben," sagte der Doktor lächelnd, „daß eine solche Bitte unter Männern eine andere Bitte um eine Gefälligkeit nach sich zu ziehen pflegt."

„Gewiß, mein Herr — Signor Sforza hat mir auch davon gesprochen und ich habe ihn auf übermorgen vertröstet. So bald die Leiche des Marschalls sich auf dem Wege nach Wien befindet, stehe ich ihm zu Diensten."

Der Doktor lächelte wieder auf das Höflichste. „Sie werden mir zugeben, Herr Baron, daß dies eine etwas zu lange Zeit ist, um während derselben mit Ohrfeigen belastet, ob erhalten oder angeboten bleibt sich gleich, umherzugehen, ohne sich zu revangiren."

„Ah — Sie sind also ein Cartellträger des Grafen Sforza, und man hat sich erlaubt, mich mit dem Namen einer Dame hierher zu locken, statt mich in meiner Wohnung aufzusuchen?"

„Ich bitte Sie, gerecht zu sein, Herr Baron. Für Sie hat ein solcher Besuch kein Bedenken — für einen Mann in der Situation des Herrn von Sforza und seiner italienischen Freunde dürfte es bei den Argusaugen der

österreichischen Polizei leicht etwas gefährlich sein, Sie im Gouvernement mit der Absicht zu besuchen, Sie zu nöthigen, die verlangte Reparation etwas rascher eintreten zu lassen."

Der Pallasch des Offiziers klirrte leicht unter dem Mantel.

„Man will mich also zwingen, Herr von Sapieha? ich hätte in der That nicht geglaubt, daß es Graf Sforza so eilig hat, um nicht zwei Tage warten zu können."

„Signor Sforza, mein Herr, scheint besondere Gründe zu haben, die ich nicht beurtheilen kann. Ich habe die Ehre einer seiner Freunde zu sein, und da ich kein Italiener bin, also nicht gewisse Rücksichten zu beobachten habe, hat man mich mit der Unterhandlung beauftragt. In dieser Eigenschaft kann ich Ihnen nur sagen, daß Ihre fernere Weigerung einer augenblicklichen Satisfaction auch für Signora Bignatelli sehr compromittirend sein muß!"

„Wie meinen Sie das?"

„Der Graf hat Sie ihr gegenüber einen Feigen genannt, der nicht einmal den Muth hätte, ihre Gunst mit der Waffe in der Hand zu vertheidigen. Es kann einer Dame von dem Charakter der Signora Bignatelli nicht gleichgültig sein, ihren Geliebten beschimpfen zu lassen."

„Der Teufel ist ihr Geliebter, Sie verdienten, daß ich Sie selbst über den Haufen stäche für eine solche Infamie, Sapieha," tobte der Graf in der brüsk aufgerissenen Thür. „Genug des Geschwätzes — der deutsche Lump ist in unserer Gewalt, und er soll dieses Zimmer nicht verlassen, bis er mir Genugthuung gegeben oder um Verzeihung für seine Frechheit gebeten hat, seine schmutzigen

Augen zu einer italienischen Dame zu erheben, so wahr ich Sforza heiße!"

Hinter dem Grafen waren seine beiden Freunde eingetreten.

Der Rittmeister hatte den Sessel zurückgestoßen und sich erhoben. Einen Augenblick schien er überrascht, aber bald hatte er seine ruhige feste Haltung wieder gewonnen.

„Sieh da meine Herren, also ein förmlicher Ueberfall in einem recht geschickt angelegten Hinterhalt?! Guten Abend Marchese Ferari, Ihr Diener Signor Balduccio. Ich konnte in der That keine bessere Gesellschaft für ein solches Unternehmen erwarten!"

„Ihr Spott ist am unrechten Ort, Signor," sagte der Marchese. „Ein Mann von Ehre würde sich nicht hinter seinem Dienst versteckt haben, um für eine Beleidigung die Genugthuung zu verzögern."

Dee Offizier sah ihm ruhig und kalt in's Gesicht. „Sie sagen eine Thorheit, Signor — der Beleidigte war ich, und ich denke, wenn der Baron von Trautmannsdorf achtundvierzig Stunden sich gedulden kann, ehe er seinem Beleidiger die deutsche Klinge um die Ohren legt, braucht irgend ein italienischer Edelmann sich nicht über Verzögerung zu beklagen!"

„Genug des Redens," rief aufgebracht der Graf, indem er das Tuch von einem Tisch zur Seite riß, — „hier sind die nöthigen Waffen, wählen Sie, wenn Sie nicht mit Stockschlägen die Treppe hinunter geworfen sein wollen!"

Auf dem Tisch lagen ein Paar Degen, Pistolen und zwei Stilets von der berühmten mailänder Arbeit.

„Ich werde jede Gewaltthat gegen Sie hier verhindern, Herr Baron," sagte der Doktor dazwischentretend, „aber ich bin auch bereit, Ihnen zu secundiren, wenn Sie nicht einen dieser Herren vorziehen."

Eine leichte Röthe begann die Stirn des Offiziers zu färben, das große blaue Auge nahm einen eigenthümlichen Glanz an und um den sonst so gutmüthigen Mund lagerte sich ein Zug von Härte.

Ein besserer Beobachter, als die Italiener, würde erkannt haben, daß in der kalten nordischen Natur jener Zorn aufzutauchen begann, der um so vernichtender wirkt, je langsamer er erweckt werden kann.

„Sie sind im Irrthum, meine Herren," sagte er mit leichtem Spott. „Ich wußte, daß ich in Mailand war, und daß ich einen Sforza zum Gegner hatte." Er warf mit einer leichten Bewegung den Mantel zurück und berührte mit der Hand einen Revolver, der in seiner Pallaschkoppel steckte. „Auch bin ich nicht allein gekommen, denn zehn Schritt von der Thür dieses gastlichen Hauses hält meine Ordonnanz."

Er näherte sich dem Fenster — der Graf machte einen Schritt, als wolle er ihn daran hindern, aber ein so flammender Blick schoß aus den Augen des Offiziers, daß er unwillkürlich zurücktrat.

„Eine Bewegung, Signor", sagte der Deutsche, den Griff des Revolvers fassend, „und ich zerschmettere Ihnen den Hirnschädel. — Sie erlauben wohl, meine Herren?"

Er öffnete das Fenster. „Heda, Kaspar!“

„Hier, Herr Rittmeister!“ Der Küraſſier kam mit dem Handpferd vor die Thür geritten.

„Reite nach Hauſe, Burſche, und nimm den Braunen mit“, befahl der Offizier. „Ich habe noch ein Geſchäft und werde zu Fuß zurückkehren.“

„Zu Befehl, Herr Rittmeiſter!“

Man hörte den Soldaten die Pferde wenden und der leichte Trab des Fortreitenden klang von den Quadern des Pflaſters herauf.

Der Baron ſchloß das Fenſter, ging zu dem Seſſel zurück und ließ ſich darauf nieder.

So meine Herren, ich denke, nun können wir ungeſtört weiter plaudern!“

Die ruhige Sicherheit des deutſchen Offiziers hatte ihren Eindruck nicht verfehlt — die ganze Geſellſchaft war plötzlich ſehr ſchweigſam geworden. Selbſt dem nicht leicht verblüfften Doktor hatte dieſe Ruhe imponirt.

„Ich zweifle nicht daran,“ ſagte endlich der Cavaliere Balduccio, der im Aufſtand von Achtundvierzig ſich die Sporen und das Kapitainspatent der revolutionairen Regierung verdient hatte, „daß Graf Sforza ſich befriedigt erklären wird, wenn der Herr Capitano di Cavalleria ihn für die ungebührliche Beleidigung um Entſchuldigung bittet.“

Der Graf murmelte Etwas, das wie eine Weigerung klang.

Ein ſpöttiſches Lächeln zuckte über das Geſicht des Offiziers, als er dem Vermittler ſtarr in's Geſicht ſah.

„Meine Herren, ich denke nicht daran, mich zu entschuldigen oder meine Worte zurückzunehmen!“

„Dann sollen Sie sterben, wie ein Hund, wenn Sie sich noch länger weigern! Dieser freche Uebermuth unserer Tyrannen ist unerträglich!“

„Keine Ihrer revolutionairen Tiraden, Signor Conte — ich bitte Sie. Ich bin jetzt bereit, Ihrem heißen Blut auf der Stelle Genugthuung zu geben — aber auf meine Bedingungen!“

„Es ist nichts Anderes nöthig, als die Wahl der Waffen!“

„O doch! — Zunächst, Signori, muß ich Ihnen sagen, daß, wenn ich mich zu Ihrem Duell hergebe, nur Einer von uns Beiden das Recht haben wird, zu leben!“

„Also ein Duell auf Tod und Leben,“ sagte hämisch der Doktor. „Der Ueberlebende heirathet die Signora Bignatelli!“

„Nur Einer von uns hat Platz in der Welt! Er oder ich!“

„Es freut mich, daß der Herr Graf mit mir einverstanden über die Hauptbedingung ist. Was die Erwähnung der Dame betrifft, so muß ich mir die Bemerkung erlauben, daß ich den Ersten, der es noch einmal wagt, sie in unsere Unterhaltung zu mischen, zu Boden schlagen werde.“

Der Doktor sah auf die kräftige Hand und den muskulösen Arm des Rittmeisters und hielt es für gut, zu schweigen.

„Der zweite Punkt ist,“ fuhr der Baron fort, „daß

Sie, meine Herren, etwas Ihre eigene Sicherheit dabei vergessen haben, wenn das Duell in der gewöhnlichen Form und in der Wohnung des Signor Sapieha stattfinden sollte."

„Gott bewahre," sagte dieser. „Der Abend ist hell genug und es wird sich in den Gärten der Tosa leicht ein Platz finden."

„Sie brauchen um unsere Sicherheit nicht besorgt zu sein, Signor", sagte hämisch der Marchese. „Unsere Anstalten sind getroffen."

„O doch, Signor. Die Adjutanten des Feldmarschalls namentlich, wenn sie den Dienst haben, pflegen nicht so unbemerkt zu verschwinden, ohne daß man nachfragt. Mein Vorschlag würde Sie sämmtlich vollständig der Unannehmlichkeit einer Antwort entheben."

„So lassen Sie hören!"

„Wir sind also darüber einig, daß Einer von uns Beiden das Leben räumen soll?"

„Ja — hundert Mal Ja!"

„Gut. Dann ist das einfachste Mittel ein Duell nach amerikanischer Sitte."

„Ein vortrefflicher Gedanke", sagte der Doktor, sich die Hände reibend. „Sie sind gewiß in Amerika gewesen, Signor Barone?"

„Ich habe vor drei Jahren die Vereinigten Staaten bereist."

„Aber ich verstehe noch nicht, was Sie meinen", bemerkte der Marchese, einen besorgten Blick auf seinen Clienten werfend.

„Die Sache ist sehr einfach. Wir brauchen bloß zwei Couverts und zwei Wechsel-Formulare!"

Diesmal, ich muß gestehen", sagte der Doktor, „verstehe auch ich nicht!"

„Ich meine, da wir uns in einem Lande befinden, dessen Adel von jeher zugleich Kaufmann zu sein liebte, ist es am besten, wir behandeln die Sache geschäftsmäßig."

Der Marchese, dessen Vater ein Handelsherr in Livorno gewesen war, biß sich auf die Lippen.

„Couverts und Wechsel stehen zu Diensten — ich habe einige Formulare in meinem Portefeuille", bemerkte diensteifrig der Doktor, indem er Schreibmaterialien herbeiholte.

Er legte zwei Wechselformulare vor dem Rittmeister nieder, da er für die Spielschulden der Gesellschaft Vorrath davon hatte.

„Jetzt, Signor Conte", sagte der Rittmeister mit strengem Ton, der von der bisherigen fast leichtfertigen Conversation seltsam abstach, „haben Sie die Güte, eines der Formulare auf Zahlung Ihres Lebens nach Sicht auszustellen und mit Ihrem Ehrenwort zu acceptiren."

„Was soll die Komödie? das ist keine Manier unter Männern von Ehre!"

Der Offizier erhob sich. „Sie verlangen meinen Tod, Herr, und ich bin bereit, Ihnen die Sache leicht zu machen und alle Folgen zu ersparen. Ich verpfände mein Ehrenwort, daß, wenn das Loos mich trifft, ich zehn Minuten, nachdem mir dieser Wechsel auf mein Leben

präsentirt sein wird, ich mir eine Kugel durch den Kopf schießen werde. Niemand wird dann den Grafen Sforza und seine Sekundanten beargwohnen. Ich verlange dasselbe von Ihnen."

„Das ist teuflisch, unerhört! Sie werden kein Narr sein, Sforza, sich auf einen solchen Vorschlag einzulassen!"

„Die Idee ist magnifique," meinte der Doktor. „Es ist ein Glücksspiel wie jedes andere, der Einsatz ist blos das Leben!"

Der Offizier stand, die Faust auf den Tisch gestützt, in seiner festen, martialischen Haltung und ließ seine Augen mit dem Ausdruck einer tiefen Verachtung über die Gesellschaft laufen. Seine Brauen waren jetzt fest zusammen gezogen und der ganze Ausdruck des Gesichts deutete auf eine Furcht erregende Entschlossenheit.

„Signori," sagte er — „Sie haben mich durch eine Täuschung hierher gelockt, nicht viel besser, als in einen Hinterhalt. Ich erkläre mich bereit, den Wunsch dieses Herrn zu erfüllen und jetzt zögert er, weil er nur den schimpfenden Muth eines Raufbolds, nicht den eines Mannes hat, der bereit ist dem Tode wirklich entgegen zu gehen. Ich gebe Ihnen fünf Minuten Bedenkzeit, meine Bedingungen anzunehmen, aber ich sage Ihnen, daß wenn dies nicht geschieht, ich das Zimmer verlassen werde und sollte es über vier Leichen geschehen, ohne mich nach Ihrem Belieben zu duelliren, und daß ich morgen in dem Caffeehause des Domplatzes vor hundert Zeugen den Grafen Sforza für einen Feigling erklären werde, mit dem ein Mann von Ehre sich ferner nicht zu befassen hat!"

Der mailänder Graf ballte wild die Hände. „Das werden Sie niemals — es sei! — ich nehme Ihre Bedingungen an!"

Er riß unter dem allgemeinen Schweigen das Papier zu sich und acceptirte den Wechsel — auf sein Leben!

Das Papier lautete:

Mailand, den 12. Januar 1858.
„Zehn Minuten nach Sicht" zahle ich für diesen Wechsel an die Ordre „des Vorzeigers" die Summe von „meinem Leben mit eigener Hand"; den Werth „verpflichtet auf Ehrenwort".

Die Querschrift:

Angenommen
Heinrich Freiherr von Trautmannsdorf.
Francesco Conte Sforza.

Der Italiener warf das furchtbare Papier seinem Gegner über den Tisch zurück.

„Cospetto — enden Sie! Wo sind die Würfel?"

Sein Gesicht war todtenbleich, die Zähne fest zusammen, auf seiner Stirn standen große Schweißtropfen.

Der Baron war ruhig und kalt wie bisher.

„Es bedarf deren nicht. Mein Herr, da Sie sich zu meinem Sekundanten angeboten, haben Sie die Güte, diese beiden Papiere gleich zusammen gefaltet, jedes in eines dieser Couverts zu legen und sie mit dem Ring da an Ihrem Finger zu versiegeln.

Der Doktor that es schweigend.

„Werfen Sie die Briefe in Ihren Hut!"

Er geschah — Lazare deckte sein Taschentuch darüber und schüttelte die furchtbaren Loose.

„Jetzt, Signor Conde, verpflichtet sich Jeder von uns mit seinem Ehrenwort, den Brief den er zieht nicht vor drei Stunden zu öffnen. Wir behalten damit Zeit, noch Einiges auf dieser an sich ganz hübschen Welt zu ordnen. Es ist jetzt acht Uhr — um eilf Uhr werde ich mein Couvert öffnen und, wenn das Loos mich getroffen hat, Ihnen zu Diensten stehen. Merken Sie wohl auf, wer den Wechsel zieht, hat das Recht, seinen Namen zu streichen und dem Andern sein Accept zur Einlösung zu präsentiren, zu jeder Zeit und an jedem Ort, selbst oder durch einen Dritten, wie es ihm gefällt. Die Einlösung ist nach zehn Minuten der Tod durch eigene Hand unter Vernichtung des Wechsels. Sind Sie damit einverstanden?"

Der Graf schaute wie geistesabwesend umher — sein Auge begegnete dem des Marchese, es winkte ihm Zustimmung.

„Ja!" sagte er fast tonlos.

„So wählen Sie!"

Er zögerte — trotz aller Mühe bebte seine Hand convulsivisch, als er sie erhob, und er ließ sie wieder sinken.

„Zum Teufel — wählen Sie, Herr!"

Der Graf steckte die Hand unter das Tuch und zog eines der Couverts rasch hervor — sein Gesicht war erdfahl.

Der Doktor reichte den Hut dem Baron, der das zweite Couvert herausnahm und ohne einen Blick darauf zu werfen es in die Brusttasche seiner Uniform steckte.

Er griff nach seinem Helm.

„Jetzt, meine Herren, denk' ich, ist unsere Unterhaltung wohl beendigt. Signor von Sapieha, ich hoffe, Ihre Thür wird jetzt für mich wieder offen sein?"

Der Doktor verbeugte sich und griff nach dem Armleuchter.

„Ich danke — ich habe den Weg allein heraufgefunden. Gute Nacht, Signori! — Von 11 Uhr an Signor Sforza gehört Einer von uns dem Andern! Bis dahin — seien Sie nicht eifersüchtig!"

Ein leichter Spott funkelte in seinen hellen Augen bei der kurzen Verbeugung, dann verließ er das Gemach, dessen Thür sich vor ihm auf die Klingel des Doktors öffnete. Der Schlag seines Pallasch klirrte durch das Vorzimmer und von den Stufen der Treppe.

Die Zurückgebliebenen sahen sich eine Weile schweigend an — der Graf in seinen Sessel zurückgesunken, das Couvert noch zwischen seinen Fingern, starrte finster vor sich hin.

Dann unterbrach ein Hohngelächter des Marchese die Stille.

„Der Narr! Er hat sich selbst betrogen — er ist ein todter Mann. Oeffne den Wisch doch, Sforza, Du hast Deinen Zweck erreicht!"

„Ich will nicht!"

„Nach Belieben — es ist übrigens gleich, was er enthält. Ich werde dafür sorgen, daß wenn er den fatalen Wechsel gezogen hat, er Dich in den nächsten vierzig Stunden nicht zu Gesicht bekommt. Auf, Signori, die

Zeit der Versammlung ist da und General Garibaldi ist nicht der Mann, geduldig zu warten!"

Der Doktor unterdrückte seine Bewegung bei der unerwarteten Entdeckung.

„Aber, Signor Marchese, der Graf, wenn er die Niete gezogen haben sollte, kann sich schwerlich immer dem Rittmeister entziehen?!"

„Uebermorgen um diese Zeit, lieber Doktor," sagte der Marchese hämisch, „ist der Rittmeister von Trautmannsdorf so oder so ein todter Mann und hoffentlich mancher Andere mit ihm. — Morgen sollen Sie mehr hören, denn ich sehe, wir können uns auf Sie verlassen. Vorwärts, Sforza, es ist Zeit!"

Er zog ihn empor — die Drei entfernten sich. Lazare blieb allein.

Um dieselbe Stunde, 8 Uhr, fand sich der alte Juwelier aus Mantua, gegen die Kälte in seinen warmen Roquelaure gehüllt und von einem jüngeren Glaubensgenossen begleitet, an der Thür der Casa Paulina ein.

Es belauerte ihn dabei kein verrätherisches Auge, denn es war dem Buckligen, trotz aller Mühe, nicht gelungen, die Spur seines früheren Herrn wieder aufzufinden und er mußte sich daher begnügen, ihm zu der bekannten Zeit vor dem Albergo grande aufzulauern.

„Gieb den Sack her mit dem Gold, Marco," sagte der Greis, „ich werde ihn doch tragen selbst in das Haus

und Du kannst gehen heim, denn ich werde kehren allein zurück, da ich hab' noch ein anderes Geschäft."

„Es ist Nacht, und viel fremdes Volk in Mailand Padrone, soll ich nicht lieber auf Euch warten?"

„Es ist nicht nöthig, Marco mein Sohn, und Du sollst sein bedankt für Deinen guten Willen. Ich werde Dich nicht vergessen morgen bei meiner Abreise nach Mantua. Es thut Niemand einen alten Mann Etwas, der bei sich hat kein Geld. Grüße Zacheo, Deinen Herrn und sage ihm, ich würde sein in höchstens zwei Stunden zurück."

Er nahm den schweren Beutel, den ihm der Jüngere reichte und trug ihn mühsam in den geöffneten und erleuchteten Flur des Hauses.

Man schien ihm — wenn auch nicht aus unfreundlicher Absicht — dennoch aufgepaßt zu haben; denn er war kaum in das Haus eingetreten, als ein jüngerer Mann von vornehmer Haltung und eleganter Kleidung ihm folgte, als komme er als Besuch in das Haus.

Der Juwelier sah sich verlegen um, er wußte nicht, an wen er sich wenden solle, als der Fremde an ihm vorüberging.

„Sie sind der Wechsler Mortara aus Mantua?"

„Ja, Signor!"

„Folgen Sie mir!"

„Ich bin bestellt hierher — aber ich weiß nicht . ."

„Im Auftrag des Obersten Türr!"

Der Jude nickte. „Gehen Sie voran, Signor!"

„Geben Sie mir den Beutel da, er ist für Sie zu schwer."

„Ich werde tragen den Beutel, bis ich habe die Quittung.“

Der Andere lachte. „Wie Sie wollen! Aber kommen Sie!“

Er ging ihm voran; aber anstatt die Treppe hinauf zu steigen, ging er um dieselbe her nach der hinteren Seite des Gebäudes, durch ein leeres aber erleuchtetes Zimmer, öffnete die Thür desselben, die nach der Veranda auf der Gartenseite führte und trat auf diese.

Der alte Mann sah sich plötzlich wieder im Freien und er blieb zögernd stehen, als sein Begleiter bereits die Stufen der Freitreppe hinabschritt.

„Was soll ich thun im Garten? ich bin doch bestellt in das Haus der Signora Manara!“

„Aber sein Sie nicht albern — Sie sehen doch, daß ich expreß auf Sie gewartet habe und Sie führen soll. Kommen Sie, wir haben keine Zeit.“

Der Wechsler sah, daß er sich fügen mußte und folgte dem Fremden, der ihn auf dem hartgefrorenen Fußboden des Gartens an dem Hause entlang und dann längs des im rechten Winkel an dasselbe stoßenden Glashauses weiterführte, das zur Ueberwinterung der Orangerie und der tropischen Pflanzen diente, die bei dem im Winter oft sehr rauhen Klima Mailands nicht im Freien gelassen werden dürfen.

In dem Glashaus brannte matt eine kleine Lampe.

Am Ende desselben stieß ein gewöhnlicher Gärtnerschuppen an zur Aufbewahrung der Geräthschaften. Der Fremde schien sehr vertraut mit dem Wege, denn er wandte

sich um den Haufen derselben zu einer im Winkel befindlichen niederen Thür in der Mauer und klopfte an dieselbe.

„Brescia!" sagte er laut.

Die Thür öffnete sich sogleich und die Beiden schritten hindurch. Der Jude bemerkte an der inneren Seite einen in seinen Mantel gehüllten unkenntlichen Mann, der die Thür sogleich wieder schloß. Sie befanden sich in einem zweiten Garten, der aber weit schmaler war, als der der Casa Paulina und den Sie quer überschritten, bis sie wieder an die nächste Gartenmauer stießen.

Auch hier war eine Verbindungsthür, die sich auf die nämliche Parole öffnete und sie in den dritten Garten eintreten ließ.

Der alte Mortara war nicht genau genug bekannt mit dem Innern Mailands, um sich orientiren zu können; aber er bemerkte doch so viel, daß das Haus, das zu dem dritten Garten gehörte und in kurzer Entfernung vor ihnen lag, zu einer anderen Straße führen mußte, als die, in welcher die Casa Paulina liegt.

Sein Begleiter ließ ihm jedoch keine Zeit zu weiteren Betrachtungen, sondern brachte ihn nach der Veranda der völlig dunkelen Hinterseite des Hauses, stieg einige Stufen mit ihm empor und leitete ihn, seinen Arm fassend, durch den Flur und ein finsteres Zimmer.

Der Jude hörte hier den Fremden mit einem im Dunkel befindlichen Mann einige leise Worte wechseln, dann öffnete sich plötzlich eine mit dicker Portiere verhangene Thür und ein Lichtstrom fiel daraus in das Vorzimmer.

„Treten Sie ein, Signor Mortara!"

Der Greis, etwas ängstlich und befangen durch alle diese Vorbereitungen, die ihm leicht bewiesen hätten, in welche gefährliche Gesellschaft er zu treten im Begriff war, wenn er darüber noch einen Zweifel gehabt hätte, trat ein.

Das Gemach schien eine Art Garten-Salon und war ziemlich groß. Die Fenster, alle drei nach dem Garten gehend, waren hermetisch verhängt, so daß kein verrätherischer Lichtstrahl herausdringen konnte. Der Salon war elegant möblirt, erwärmt und wohl erleuchtet. Eine Anzahl von Männern, etwa zwanzig bis fünfundzwanzig an der Zahl, waren auf den Sesseln und Causeuses und um verschiedene Tische in einzelnen, sich lebhaft unterhaltenden Gruppen versammelt, die dem Eintritt des Juden und seines Begleiters nicht die geringste Aufmerksamkeit schenkten.

Der Letztere führte den Juwelier zu einem Tisch neben der Kohlenpfanne, die das Zimmer erwärmte, an dem drei Männer über einen großen Plan gebeugt saßen; ein rascher Blick belehrte den Juden, daß es ein Plan von Mailand war.

Die Drei um den Tisch waren von sehr verschiedenem Aeußern. In der großen schlanken Gestalt des Einen erkannte der Wechsler sogleich, obschon er jetzt gewöhnliche bürgerliche Kleidung trug, den Fischer aus dem Corso der Porta Nuova, den Landmann vom Gardasee und den ungarischen Obersten Türr wieder.

Der Zweite war eine mittelgroße kräftige Gestalt, ein Mann von etwa 50 Jahren in einfacher Kleidung, mit hoher Stirn und kleinen freundlichen Augen, kurz mit jenem Gesicht, das bereits fast jedes Kind in Italien aus

den zahllosen Portraits kannte, Giuseppe Garibaldi, der berühmte Condottieri des neunzehnten Jahrhunderts, der Kämpfer für die sogenannte Freiheit Italiens, das heißt: für den Wechsel der Herrschaft!

Hinter ihm auf einem Stuhl lag eine Mönchskutte.

Der Dritte war ein großer stattlicher Mann mit dunklem Haar, in der vollen Manneskraft, mit scharf geschnittenem klugen Gesicht. Obschon er Civilkleidung trug, konnte man ihm doch leicht den Militair ansehen.

„Signor Mortara", sagte der Begleiter des Wechslers.

„Oh hier kommt was wir brauchen, General", sprach der Ungar. „Ich wußte wohl, daß er Wort halten würde. Seien Sie willkommen, Signor Mortara, ich hoffe, Sie bringen einen tüchtigen Sack Gold mit?"

„Fünfzigtausend Lire, Signor Colonello, wie Sie mir befohlen. Es sind Zwanzig- und Vierzig-Lirestücke, Dukaten und russische Imperials."

„Kennen Sie mich noch, Signor Mortara?" frug der General.

„Oh Excellenza," sagte der Jude demüthig und nicht ohne Erregung, „wer könnte den Mann vergessen, der für Italien hundert Mal sein Leben eingesetzt hat. Excellenza haben sich verändert nur wenig seit den zehn Jahren, daß ich Sie nicht gesehen, mit Ausnahme der Falten auf der Stirn. Zehn Jahre, Signor Generale, sind eine lange Zeit und schreiben ihre Schrift auch auf das Antlitz der Mächtigen, wie sie zeichnen den Geringen."

„Ich denke, Signor Mortara", sagte der General freundlich, indem er dem alten Wechsler die Hand reichte,

„es fehlten schon zu jener Zeit die Falten auf meiner Stirn wahrhaftig nicht; denn nicht allein der Mangel und der stündliche Kampf um das nackte Leben hatten ihre Furchen gezogen, mehr noch das tiefe Leid der Seele. Es war damals, Signor", wandte er sich zu dem Dritten am Tisch, „als ich das Liebste, was ich auf der Welt besaß, Aniella, mein Weib, auf jenem schrecklichen Rückzug in ihr Grab in der Ebene von Ravenna legte und mit bloß sechs Gefährten, mein wackerer François darunter, auf offenem Kahn, von den österreichischen Kreuzern verfolgt, an der Küste der Adria mich nach Venedig durchschlagen wollte. Sie wissen, daß wir jenseits Comacchio in die Sümpfe flüchten mußten und Unsägliches ertrugen, ehe wir im Geheimen Mantua erreichten, weil in des Wolfes Höhle man uns gewiß am wenigsten suchte. Dieser Mann war es, auf dessen bloßen Ruf der Rechtschaffenheit hin ich vertraute, indem ich ihn in den elenden Schlupfwinkel holen ließ, wo wir lagen, um ihm die wenigen Werthgegenstände, die ich bei mir hatte, zum Kauf anzubieten. Ich weiß, daß wenn er uns nicht erkannte, er doch mindestens wußte, daß wir elende Flüchtlinge waren, ohne Mittel und Beistand, und er handelte wie ein Ehrenmann, indem er mir mehr als den wahren Werth zahlte, ohne zu feilschen, und mir Winke gab, die es uns möglich machten, binnen vier Tagen die sardinische Gränze zu erreichen. Darum, Signor Mortara, habe ich Vertrauen zu Ihnen als einem Ehrenmann und habe, was mir Gott gegeben zur Vollendung des großen Werkes der Befreiung Italiens, Ihren Händen anvertraut!"

Der alte Jude beugte sich tief über die Hand des Generals.

„Excellenza," sagte er bewegt, „Samuel Mortara ist Nichts als ein Handelsmann, aber er ist ein ehrlicher Mann, der nicht betrügen kann Die, so ihm vertrauen, ob ihn schon oft betrogen haben, denen er vertraut. Der Gott Israels hat ihn beschützt, als er ist gewesen in großer Gefahr zu verlieren das anvertraute Gut. Ich bin kein Mann der Politik und habe meinen Verkehr hüben und drüben, ich weiß nicht, wem ich soll wünschen den Sieg; aber ich weiß, daß wenn lebten viele Männer in diesem Land mit aufrichtigem Herzen wie Sie, so stände es gut um das schöne Italien und würde nicht sein Haß und Ungerechtigkeit vom Fuß der Alpen bis zum Porto di Palo!"*)

„Nun ich denke, Signor Mortara, das wird anders werden, wenn Italien erst vereint unter einem gerechten und weisen constitutionellen Herrscher ist, wie König Victor Emanuel! Sie sollen sein Hofbanquier werden!"

Der Wechsler, der sich bereits daran gemacht, den Beutel zu öffnen und die Goldrollen auf den Tisch zu zählen, warf einen raschen Seitenblick auf den Redner, den Herrn mit der militairischen Haltung.

„Der König Victor Emanuel ist ein großer und mächtiger Herr und er wird haben ein Herz für sein Volk, das nicht sein soll eine bloße Waare oder Zahl in der Hand Derer, die der allmächtige Gott hat gesetzt auf die

*) Die äußerste Spitze Siciliens.

Throne der Erde. Aber der König Victor Emanuel, den Gott segnen möge, hat vergessen, wie ich höre, sehr zeitig, was geschehen ist seinem Vater vor ihm, und der Samuel Mortara ist ein alter Mann, der besitzt keinen Ehrgeiz, als daß sein Name genannt wird am Rialto*) wie an der Piazza dell Annunziata**) als der eines rechtschaffenen Mannes."

Der General hatte seinen Gefährten bei der Erwähnung des Volks, das nicht als Waare oder bloße Zahl betrachtet werden soll, angesehen. „Er hat Sie geschlagen, Freund", sagte er lächelnd. „Ich hoffe, daß Signor Mortara nicht etwa besser unterrichtet ist über den Vertrag von Plombières als wir! — Bleiben Sie, was und wie Sie sind, Signor Mortara, und ich glaube, es wird für uns Alle gut sein. Haben Sie vielleicht Nachrichten heute aus Paris? ich frage, weil heutzutage die Herren von der Börse gewöhnlich besser bedient zu sein pflegen, als selbst die Diplomaten und die Regierungen."

Der Juwelier hielt in dem Aufzählen der Goldrollen inne. Sein trotz des hohen Alters noch immer scharfes schwarzes Auge heftete sich durchdringend auf das Gesicht des Nizzesen.

„Signor Generale, Euer Excellenza wollen wissen von mir, was es in Paris Neues giebt?"

„Ich frage Sie darum. Aber vor Allem, lassen Sie

*) In Venedig.
**) Der Hauptplatz in Genua.

die Excellenza fort — ich bin General Garibaldi, für Freund und Feind, sonst Nichts."

„Nun Signor Generale, es ist vor kaum einer Stunde von einem zuverlässigen Geschäftsfreund in Paris eingetroffen eine telegraphische Depesche an mich, oder vielmehr an Manegi ..... meinen Gastfreund!"

Die Unterredung hatte jetzt die allgemeine Aufmerksamkeit der Versammlung auf sich gezogen, und die Anwesenden traten näher.

„Nachrichten aus Paris? — Wie lauten sie?"

„Diavolo! Hat den Spitzbuben endlich der Teufel geholt?"

„Cenrinegato!"

Aehnliche Fragen und Ausrufe tönten von allen Seiten.

„Es steht Alles gut in Paris", sagte mit einem unterdrückten Lächeln der Wechsler. „Die Course sind um ½ Procent an der heutigen Börse in die Höhe gegangen!"

„Zum Teufel mit Ihren Procenten — das nennt der alte Wucherer eine gute Nachricht!"

Ein Gelächter begleitete die Sottise.

„Mazzini scheint zu schlafen, in der That!"

„Still da — bedenkt, daß wir nicht allein sind!"

„Erwähnt Ihre Depesche den Kaiser oder politische Neuigkeiten?" frug der General, ohne auf die Exclamationen mehr als ein Achselzucken zu antworten.

„Signor Generale", sagte der Wechsler — „der Kaiser Louis Napoleon scheint gewesen bei dem Abgang

von der Depesche *noch* in guter Gesundheit." Er betonte das Wort. „Unser Geschäftsfreund ist ein so zuverlässiger Mann, daß er gewiß hätte geschrieben jedes Ereigniß von Bedeutung" fuhr er fort. Dann sich verbeugend sagte er rasch und leise: „Wir wissen, daß ist Signor Mazzini in Paris und daß kommen kann eine böse und schlimme Zeit!"

Das Antlitz des Generals wurde sehr ernst. „Bitte, Oberst", sagte er zu dem Ungar, „beschäftige einige Augenblicke diese Herren, ich muß einige Worte mit Signor Mortara reden. Kommen Sie hierher, Signor!"

Er trat von dem Tisch zurück nach einer leeren Stelle des Salons.

„Was bedeuten Ihre Worte, Signor Mortara, seien Sie aufrichtig, was wissen Sie?"

„Ich weiß Nichts, Signor Generale, und mag Nichts wissen, und ich muß Sie machen darauf aufmerksam, mir zu sagen kein Geheimniß von der Politik, denn ich bin gezwungen, es wieder zu sagen Ihren Feinden, wenn ich nicht kommen will in großes Leid. Ich weiß nur, daß der Signor Mazzini heimlich ist in Paris und mancher Andere mit ihm, und daß gekommen ist stets ein großes Unglück und eine große Krisis für das Land und für die Börse, wo er gehabt hat die Hand im Spiel."

„Signor Mortara, ich billige Vieles nicht, was geschieht und möchte es ändern können, aber die Freiheit ...."

„Halten Sie ein, Signor Generale — ich darf Nichts hören von der Politik, aus dem Grunde, den ich

habe Ihnen gesagt. Geben Sie mir den Empfangschein von dem Geld und lassen Sie mich gehen meiner Wege. Ich werde machen Ihre Geschäfte nach wie vor, wenn Sie mir schenken Ihr Vertrauen — aber ich will Nichts zu thun haben mit der Politik."

„Wir dürfen aber auf Ihr Schweigen über das, was Sie hier gesehen, rechnen?"

„Sie haben gereicht dem Juden Mortara die Hand," sagte der alte Wechsler mit Gefühl, „was ist wie die Hand von dem großen Simson Italiens, und der Jude Mortara wird das nicht vergessen die wenigen Tage, die er noch hat zu leben. Der Kaufmann hat seine Pflicht wie der Christenpriester in der Beichte und der Arzt — ich kenne nur den Signor Garibaldi, der mir anvertraut hat ein Geschäft, und meine Zunge sollte eher verdorren, als daß sie verriethe das Vertrauen!"

Der General trat zu dem Tisch zurück und schrieb einige Zeilen. „Hier ist Ihre Quittung, Signor Mortara und gehen Sie mit Gott. Ich habe Sie selbst hierher bemüht, weil ich die Gelegenheit wahrnehmen wollte, Ihnen persönlich zu sagen, daß ich keinen rechtschaffeneren Mann in Italien gefunden habe. Jetzt leben Sie wohl und wenn Sie einen Rath von mir annehmen wollen und nicht wichtige Interessen Ihre längere Anwesenheit hier erfordern, so kehren Sie sobald als möglich nach Mantua zurück."

„Ich will abreisen morgen früh!"

„Ich wünsche es. Gutenacht Signor und erinnern Sie sich in allen Fällen, daß sie an mir einen Freund

besitzen. Bringen Sie den Mann auf demselben Wege zurück."

Der Wechsler verneigte sich demüthig und folgte seinem früheren Führer, der ihm einen Wink gab.

Als sie das Gemach verließen, begegneten ihnen in der Thür drei Personen, die hastig eintraten.

Es war Graf Sforza mit seinen beiden Freunden, die sich sogleich unter die Versammlung mischten. Der Marchese Ferrari sprach während der darauf folgenden allgemeinen Unterhaltung eine kurze Zeit leise mit dem General.

Es waren etwa fünf Minuten nach dem Weggang des Juden verflossen, als der General auf den Tisch klopfte, an dem er stand.

Sofort schwieg die allgemeine Unterhaltung.

„Signori," sagte er — „man meldet mir, daß die Versammlung vollzählig und wir auf Niemand mehr zu warten haben. Unsere Zeit ist kostbar, denn die Argusaugen unserer Feinde erlauben uns nur eine kurze Berathung und die Stunde der That ist nahe."

„Gott sei Dank, daß die Patrioten sich endlich ermannt haben und daß wir unsere Dolche mit dem Blut der deutschen Tyrannen färben können" rief eine tiefe grollende Stimme.

„Sagen Sie besser unsere Schwerter, Graf Cadolini" sagte der General mit Strenge — „es ist würdiger der großen Sache, der wir dienen! — Um wie viel Uhr wird der Zug am Mittwoch beginnen?"

„Um 11 Uhr, General!"

„Ich hoffe," sagte der Advokat Armelonghi, ein Parmigiane, „daß bis dahin unsere Freunde aus Paris von sich hören lassen."

„Es ist nöthig, daß wir schon heute unsere Eintheilung treffen," fuhr der General fort, indem er sich über den Plan beugte. „Signor Ricasoli, wie viel zuverlässige Leute sind mit Ihnen aus Florenz hier?"

„Hundertundfünf, General."

„Notiren Sie es, Türr. Signor d'Anzi, Sie werden mit den Florentinern den Angriff von dem erzbischöflichen Palast her machen. Wie steht es in Florenz?"

„Malanchini und Peruzzi, der Direktor der Livorner Bahn, haben Alles vorbereitet. Im Augenblick wo die Nachricht von dem Kampf in Mailand ankommt, werden die Unseren den Palast besetzen und den Herzog gefangen nehmen. Der Advokat Gabotti, Rodolfi, Celestino Bianchi und der Conte Satanassi leiten die Unternehmung."

„Gut — wenn Sie die Scharfschützen gewinnen können, ist der Sieg uns sicher. Ich kenne das Corps. Jetzt Armelonghi, wie Viele mit dem Zuzug von Parma?"

„Professor Riot und der Graf San Vitali, trotz seiner Verwandtschaft mit Marie Louise, stehen an der Spitze. Professor Maini bringt morgen neunzig Mann, ich habe bereits fünfundsechszig, Kerle, die dem heiligen Vater den Pantoffel stehlen würden!"

„Sie werden den Posten an der Piazza de Tribunale nehmen. Sobald der Zug vollständig auf dem Domplatz versammelt ist, sperren Sie die Zugänge von dem Corso der Porta Nuova."

„Sie sollen nur über unsere Leichen den Weg zum Castell finden."

„Das Castell ist Türr's Sache. Es bildet unsere Rückzugslinie für den Fall, daß wir überwältigt werden. Graf Spaletti — wie steht es mit den Modenesen?"

„Leider nur Zweiundvierzig, General. Nur die Dragoner sind auf unserer Seite, die Jäger und die Nobelgarde schwören zu dem Tyrannen!"

„Nehmen Sie das Polizei-Amt und die Straße vom Palazzo Marino. Graf Batthyànyi, wollen Sie mit Ihrem Landsmann den Angriff auf das Castell theilen?"

Die Augen der meisten Anwesenden, die ihn noch nicht kannten, wandten sich auf den Ungar, der sich in diesem Kreise der Verkleidung entledigt hatte.

„General," sagte er, einen Schritt vortretend, „ich möchte Sie bitten, mich bei sich zu behalten und mich Ihre Befehle an die gefährlichsten Punkte bringen zu lassen. Sie werden dann sehen, daß mein Leben Ihrer Sache zu Gebote steht, wenn ich auch nicht dafür meinen Arm erheben kann."

Ein Murmeln der Mißbilligung wurde unter der Versammlung laut. „Was will er dann hier — er ist ein Verräther!"

„Wie, Signor Batthyànyi, — Sie, ein tapferer Mann, der sich in Wien und im ungar'schen Feldzuge auszeichnete, — der Held des Kaukasus — Sie verweigern den Kampf gegen Ihren und unsern Feind?"

„Ich wiederhole Ihnen, daß ich Ihnen mein Leben biete, wenn es der Sache der Freiheit nützen kann. Ich

hoffe, es wird sich ein Posten der Gefahr für mich finden, auch ohne daß ich nöthig habe, den Säbel zu ziehen!"

„Das begreife ich nicht!"

„Signor Generale und Sie Signori, die Sache ist leicht erklärt. Ich habe bereits vor zehn Jahren mein Ehrenwort gegeben, nie mehr meinen Säbel gegen die Soldaten des Kaiser zu ziehen."

„Sie thaten es gezwungen!"

„Nein, Signor Garibaldi, freiwillig, wenn es auch nur ein Knabe war, dem ich es gab*). Aber nur um diesen Preis konnte ich die österreichischen Posten passiren und mein Leben retten."

„Aber ich habe sagen hören, daß Sie sich im ungarischen Kriege tapfer geschlagen und in den bedeutendsten Schlachten waren?"

Der Oberst Türr mischte sich ein. „Mit dem Säbel in der Scheide, General, aber stets in den ersten Reihen; das Wort meines Freundes und wie er es hielt, war bekannt genug in der Armee. Ich glaubte, Sie wüßten den Umstand, sonst hätte ich ihn sicher bei unseren Fahrten an der tscherkessischen Küste erwähnt, als wir Sefer Bey kennen lernten. Uebrigens bürge ich mit meinem Wort für den Grafen und wenn Einer der Signori noch den geringsten Zweifel hegt, so bitte ich ihn, sich an mich zu wenden."

Die Entschlossenheit und die Gesinnung des Obersten waren zu bekannt, als daß Jemand noch gewagt hätte, eine Einwendung zu erheben.

---

*) Villafranca, dritter Theil, S. 223.

„Es bedurfte des Wortes unseres Freundes nicht, Signor Conte," sagte der General. „Als Sie heute Mittag in Ihrer Verkleidung uns folgten und den Obersten ansprachen, war Ihre Ankunft allein mir so lieb, als hätten Sie uns hundert Ihrer tapferen Landsleute zugeführt. Auch hoffe ich, daß Ihre Anwesenheit und Ihr Ruf auf diese nicht ohne Einfluß bleiben wird. Wir müssen die Nachricht davon morgen vorsichtig unter unter den ungarischen Truppen verbreiten. Uebrigens werden Sie bei mir bleiben und Sie sollen über den Mangel an Gelegenheit nicht klagen, Ihren Muth und Ihre Gesinnung zu beweisen."

„Signor Generale," sagte der Graf Sforza, „ich finde, daß Sie in den Dispositionen uns Mailänder selbst bis jetzt vergessen haben!"

„Sie irren, Graf — unsere Freunde aus Mailand haben ihren Posten überall. Sie müssen an allen Punkten das Volk entflammen, sobald das Zeichen zum Angriff gegeben ist, die nationalen Fahnen, Kokarden und Waffen vertheilen, die einzelnen Haufen führen und das Gefecht aus den Fenstern und von den Dächern leiten. Für Sie, Signor Conte, habe ich einen besonderen Auftrag."

Der Graf verbeugte sich geschmeichelt.

„Sie werden Mailand noch diese Nacht verlassen!"

„Wie — ich, Signor Generale? das ist unmöglich!"

„Wer sich der Sache des Vaterlandes weiht, Signor Conte, verzichtet auf seinen eigenen Willen und seine erste Pflicht ist Gehorsam."

Der Marchese stieß ihn an. „Gehorche — es ist zu Deinem Besten!“

„Ich bin bereit, Signor Generale!“

„Sie werden um Mitternacht abreisen — nicht auf dem gewöhnlichen Wege mit der Eisenbahn, sondern zu Wagen auf der Landstraße über Gorgonzola nach Bergamo, da Sie mit unsern dortigen Brüdern genau bekannt sind und es eines vertrauten Mitgliedes bedarf, um wichtige Papiere dahin zu bringen. Sie müssen besondere Vorsicht bei Ihrer Abreise verwenden, da Sie sicher unter der Aufsicht der deutschen Polizei stehen. Sie werden zu dem Zweck um Mitternacht zu Fuß durch die Porta Orientale die Stadt verlassen. In die Nähe des Lazareths bestellen Sie einen Wagen. Nehmen Sie Gold hier, so viel Sie brauchen, wenn Sie keine genügende Summe bei sich tragen, und sorgen Sie sofort für einen zuverlässigen Vetturin. Um 11 Uhr, Herr Graf, können Sie bei der Oberstin Manara Ihre Instruktionen und die Papiere in Empfang nehmen. Sorgen Sie vor Allem, daß zu der bestimmten Stunde jenseits Bergamo die Telegraphendrähte zerstört sind und die Brücke über den Serio gesprengt wird. Morgen Abend, meine Herren, um dieselbe Zeit und auf dieselbe Weise werden wir uns nochmals versammeln. Bis dahin alle mögliche Vorsicht, denn der Verrath schläft nicht!“

Die Versammlung löste sich sofort wieder in einzelne Besprechungen auf, dann entfernten sich die Meisten — nur etwa fünf oder sechs der Verschworenen blieben zurück und sammelten sich um den General. Graf Sforza hatte

sich nach einer kurzen Verabredung mit seinen Freunden gleichfalls entfernt.

„Sie haben Nichts von der Hilfe unserer Freunde in Turin gesprochen, Signor Garibaldi — und das ist doch das Wichtigste!" sagte der Advokat Armelonghi.

„Daß wir des Beistandes sicher sind, ist den Mitgliedern bekannt, die näheren Details der militairischen Operationen bleiben besser bis zum letzten Augenblick Geheimniß. Ich sollte meinen, daß die Anwesenheit dieses Herrn genügende Bürgschaft ist." Es wies auf den Fremden an seiner Seite, der sich bisher an der Unterhaltung nicht betheiligt hatte.

„General Cialdini," erwiederte der Advokat — „ist uns sehr willkommen, aber da die sardinische Hilfe sich vorerst auf die Herzogthümer beschränken soll, wird eine Mittheilung von ihm uns desto willkommener sein!"

„Ich bin bevollmächtigt, das Einrücken eines Regiments Bersaglieri und zweier Infanterie-Regimenter mit Artillerie von Alessandria und Genua aus zuzusichern, sobald in Parma die Regierung gestürzt ist. Zwei andere Regimenter werden sofort die modenesische Grenze bei Aulla und Carrara überschreiten. Die Regimenter sind consignirt und marschfertig — die Dispositionen so getroffen, daß sie sofort unterstützt werden können."

„Aber warum überschreitet man nicht direkt den Ticino und rückt auf Mailand?"

Der Piemontese wechselte mit dem Führer der Revolutionspartei einen bedeutsamen Blick.

„Das hieße, Oesterreich geradezu den Krieg erklären."

„Und warum zaudert man damit?"

„Signor Armelonghi," sagte der turiner Offizier lächelnd, „verzeihen Sie mir, Sie sind ein vortrefflicher Redner auf der Tribüne und ich zweifle auch keinen Augenblick, daß Sie ein eben so vortreffliches Mitglied des Parlaments und der Regierung sein werden, aber dies sind Dinge, die wir Soldaten besser verstehen müssen. Um einen Krieg mit einer Macht wie Oesterreich anzufangen, bedarf es sehr bedeutender Vorbereitungen und guter Bundesgenossen. Ich zweifle keinen Augenblick, daß sich auf den Ruf des Kampfes gegen die deutsche Zwingherrschaft, der übermorgen von diesen Mauern ausgehen soll, ganz Italien erheben wird und daß, wenn der König Victor Emanuel sich an die Spitze der neuen Erhebung stellt, alle Sympathien in Europa für ihn und gegen Oesterreich sein werden. Aber zunächst existirt für uns leider noch der mailänder Friede vom 6. August, welcher uns den europäischen Kabineten gegenüber gewisse Rücksichten auflegt. Aus diesem Grunde, abgesehen davon, daß unsere stillen Vorbereitungen noch nicht genügend vorgeschritten sind, müssen wir uns vorerst darauf beschränken, auf den Hilferuf des Volks unsere Truppen in die Herzogthümer einrücken zu lassen und dort die Sache der Freiheit zu der unseren zu machen. Das wiener Kabinet wird dies natürlich nicht leiden wollen und ist durch Tractate verbunden, die Fürsten zu schützen. Es wird also die Initiative gegen uns ergreifen nnd uns den Krieg erklären müssen, während es zugleich in Mailand und Venedig durch die Erhebung Beschäftigung genug hat. Das ist Alles, was Graf Cavour

wünscht. Der Vertrag von Plombières verpflichtet Frankreich, uns, im Fall wir angegriffen werden, zu Hilfe zu kommen und das bisherige Zögern des Kaisers wird damit auf der Stelle beseitigt werden, England wird durch seine Politik und seine Presse das übrige Europa in Schach halten und Frankreich für uns seinen alten Streit mit Oesterreich in der Lombardei ausfechten."

„Ja — aber dann den besten Antheil an der Beute sich zueignen. Wir haben die Uneigennützigkeit Louis Napoleons an dem Beispiel von Rom vor Augen."

Der General zuckte die Achseln. „Wer weiß," sagte sagte er kalt, „es können mancherlei Umstände eintreten, die Vieles ändern. Vertrauen Sie auf den guten Willen des Königs und auf die Klugheit des Grafen Cavour. Ich denke, der Vertrag von Plombières war schon ein großer Schachzug weiter zu unserm Ziel."

„Bene! — wenn er überhaupt zur Ausführung kommt. Und überdies kennt man nicht einmal die geheimen Clauseln."

„Der General lachte. „Sie sind gar zu mißtrauisch, Signor Armelonghi. Kommen Sie, es ist Zeit, daß wir aufbrechen. Da Sie in der Straße Maraviglia wohnen, haben wir so ziemlich denselben Weg."

Nach einigen kurzen weiteren Verabredungen gingen sie; — Oberst Türr hatte seinen Landsmann zu einem Ausgang durch die Gärten begleitet, es waren jetzt außer dem General Garibaldi nur noch drei der Verschworenen anwesend.

Der General blieb nachdenkend an dem Tisch sitzen

— es lasteten offenbar noch andere schwere Gedanken auf seiner Seele als die eben gepflogenen Verhandlungen.

„Der Piemontese hat sich ziemlich schlau aus der Affaire gezogen," sagte finster der Kapitain d'Anzi, „ohne zu verrathen, daß dies Spiel für einen Andern berechnet ist und der Vetter an die Stelle des Neffen treten soll! Aber jetzt, haben Sie Mittheilungen, General, von Signor Mazzini und der Rückkehr des Prinzen?"

„Sie wird zur rechten Zeit erfolgen. Er wird die Ereigniſſe in Schottland abwarten und kann von dort in drei Tagen in Paris sein. Laforgne meldet mir, daß die Unzufriedenen in der Armee, deren es von dem Krimkrieg her nicht wenige giebt, bei der Revolution den Prinzen sofort ausrufen würden."

„Aber wann wird dies geschehen? — haben Sie Nachrichten von Paris?"

„Sie haben gehört, was der Jude uns gesagt hat. Seine Nachricht wird durch ein anderes Telegramm bestätigt!"

„Per bacco — Orsini wird uns doch nicht im Stich lassen?" sagte der Zweite der Zurückgebliebenen. „Ich wünschte, ich wäre selbst gegangen, dann wären die Brüder des Dolches der Vollziehung ihres Urtheils sicher gewesen!"

„Signor Paveri," sagte der General finster zu dem ehemaligen Spießgesellen Ciceruacchio's, „Sie wissen, wie alle Brüder, daß ich mich dieser That widersetzt und keinen Theil daran habe. Der heilige Baum der Freiheit muß

leider mit Blut begossen werden, aber nicht der Meuchelmord sollte unsern großen Kampf schänden."

„Sie sind ein Lauer, General, Sie vertheidigen den Tyrannen?"

„Ich vertheidige ihn nicht, ich bin der Erste, der seinen Verrath verdammt und das Schwert gegen seine Söldner gezogen hat. Aber ich will ihn bekämpfen, nicht meuchelmorden."

„Sein Urtheil ist gesprochen," sagte finster der Dritte. „Zehn Jahre, seit jener Nacht in den von seinen Bomben zerschmetterten Gewölben von San Pietro in Montorio schwebt der Dolch der Gerechtigkeit über ihm — er darf sich nicht beklagen, daß ihm nicht Zeit gelassen worden wäre zur Umkehr. Er falle!"

„Und wenn Orsini und Pierri Feiglinge sind," fügte der wilde Paveri nochmals hinzu — „so wird es Männer geben, die an ihre Stelle zu treten wissen."

„Halten Sie ein mit der Beschuldigung, Signor Paveri und Sie Martinetti. Felicio Orsini und Pierri sind Männer, die noch nie ihr Wort gebrochen und die ihr Leben so wenig in einer schlimmen Sache achten werden, als sie es in einer guten thaten. Dies wenigstens will ich zu ihrer Ehre sagen. Und nun Gute Nacht Signori und möge Jeder mit gutem Gewissen das Blut verantworten können, was die nächsten Tage kosten werden!"

Eine Bewegung mit dem Kopf verabschiedete die drei Mahner des furchtbaren Bundes, während der General zugleich mehrere Schriften und Briefe vornahm und sich in sie vertiefte.

Wir haben den alten Juwelier verlassen, als er aus der Versammlung der Verschworenen, die für Mailand eine neue Bluthochzeit vorbereiteten, durch seinen früheren Begleiter fortgeführt wurde. Der Jude folgte auf demselben Wege, den er hergeleitet worden, zurück, ohne gegen seinen schweigsamen Gefährten eine Bemerkung laut werden zu lassen, denn er hatte Stoff genug zum Nachdenken. Wenn er auch sorgfältig vermied, von den politischen Geheimnissen und Plänen der Umsturzpartei eine vertrauliche Mittheilung zu empfangen, um seinem Versprechen nicht ungetreu zu werden, so befähigten ihn die lange Erfahrung seines Lebens und seine scharfe Beobachtungsgabe doch, durch Kombination die bevorstehenden Ereignisse so gut zu errathen, als wäre er direkt in das Geheimniß gezogen worden.

Als der Wechsler die Casa Paulina verlassen, schlug er so eilfertig, als ihm sein Alter erlaubte, den Weg nach dem Albergo grande ein, wo der Baron von Neuillat ihn erwartete. Es war schon 9 Uhr vorüber, als er auf dem Platz vor dem Hotel anlangte und er war im Begriff einzutreten, als eine leichte Hand sich auf seine Schultern legte.

Er wandte sich um und sah in dem Schein der Gaslaternen einen jungen Mann neben sich in einfacher dunkler Kleidung, dessen Züge über seine Jahre hinaus ernst waren.

„Entschuldigen Sie, Signor," sagte dieser, „ich suche den Juwelier und Geldwechsler Samuel Mortara aus Mantua."

„Bin ich doch selber der Samuel Mortara. Aber

Aber ich kenne Sie nicht, ich weiß nicht, was Sie von mir wollen und habe keine Zeit."

„Ich habe diesen Brief an Sie abzugeben."

„Es ist gut, ich werde ihn lesen nachher, denn ich muß fort."

„Nein," sagte der junge Mann mit bestimmtem Ausdruck. „Ich habe den Auftrag, daß Sie auf der Stelle die Zeilen lesen und mir folgen sollen."

„Ihnen folgen? Gott der Gerechte, was hab' ich mit Ihnen zu thun, daß ich soll vernachlässigen meine Geschäfte und gehen mit einem wildfremden Menschen bei Nachtzeit."

„Ich bitte, lesen Sie den Brief."

Die Neugier des alten Wechslers war jetzt selbst rege geworden und er trat unter die nächste Straßenlaterne und öffnete den Brief, während der junge Mann, der Novize aus dem Dienst des Superiors der Jesuiten von Bologna, nur wenige Schritte von ihm stehen blieb.

In einiger Entfernung konnte man einen geschlossenen Fiacre halten sehen, an dessen Schlage ein großer kräftiger Mann, einer der Akoluthen des Jesuiten-Kollegiums stand.

Der Juwelier hatte kaum einen Blick auf die Handschrift des geöffneten Briefes geworfen, als er zusammenfuhr, gleich als hätte ihn eine Schlange gestochen.

Der Brief lautete:

An

Signor Samuelo Mortara

aus Mantua.

Wichtige Interessen erfordern, daß Sie sogleich dem

Ueberbringer dieser Aufforderung zu mir folgen. Sie wissen, was auf dem Spiele steht.

Der General Graf Mortara.

„Junger Herr," sagte der betroffene Wechsler, „haben Sie die Freundlichkeit zu sagen Seiner Excellenz, daß ich kommen werde sogleich in einer Stunde, in einer halben Stunde, wenn ich hab' abgemacht zuvor noch ein kleines Geschäft."

„Ich bedauere, Signor," erwiederte der Jüngling, „daß ich Sie bitten muß, sogleich mir zu folgen. Ich habe den Befehl, Sie unter allen Umständen mitzubringen."

Er winkte zugleich nach dem Wagen — der Mann am Schlage trat augenblicklich näher und stellte sich neben den Juwelier.

„Aber ich will gehen bloß einen Augenblick zu dem Herrn Baron von Neuillat, einem Freunde Sr. Excellenz des Herrn Grafen, der mich bestellt hat zu dieser Stunde, um ihm zu sagen, daß ich nicht bleiben kann bei ihm."

„Ich kann Ihnen keinen Augenblick gestatten. Der Wagen wartet. Steigen Sie ein."

Der Mann, der hinzugetreten, faßte seinen Arm.

„Kommen Sie, Signor."

„Gott der Gerechte — Sie wollen brauchen Gewalt?"

Der alte schwächliche Greis sah ein, daß er keinen Widerstand leisten konnte, ohne Lärmen auf der Straße zu erheben, und das durfte er nicht, ohne mit seinem vornehmen Verwandten geradezu zu brechen. Er fügte sich daher und stieg in den Wagen.

Der Novize setzte sich zu ihm, der Laienbruder auf

den Bock — der Wagen rollte eilig die Straße fort und schlug den Weg nach der Porta Romana ein.

Sobald er in gehöriger Entfernung war, kam hinter der nächsten Ecke die Gestalt des buckligen Spions hervor. Der ungetreue Diener rieb sich vergnügt die Hände, indem er boshaft seinem alten Patron nachsah, dann schlich er nach dem Portal des Hôtels und frug den Schweizer, ob der gnädige Herr Baron von Neuillat zu Hause und ob er zu sprechen sei für Einen, der zu ihm beschieden wäre.

— — — — — — — — — — — — — — —

— — — — — — — — — — — — — — —

Der im Vorzimmer des Superior diensthaltende Bruder öffnete die Thür — der Wechsler trat, von dem Novizen begleitet, ein.

An dem Eingang der Probstei, als er sah, wohin er geführt werden sollte, hatte er zwar nochmals einen Versuch gemacht, loszukommen, aber sein zweiter handfester Begleiter hatte den alten Mann ohne Weiteres beim Arm gefaßt und ihn mit überzeugender Gewalt in das Innere gebracht. Als der Juwelier sah, daß er sich fügen müsse, hatte er seinen Entschluß gefaßt und erschien jetzt ruhig und gefaßt vor den Personen, die ihn in dem Studirzimmer des Jesuiten erwarteten.

Es waren der Superior selbst, der modenesische General und der Doktor Lazare.

Der Juwelier machte eine demüthige Verbeugung und blieb stumm an der Thür stehen. Ein scharfer kurzer Blick auf den Jesuiten hatte ihm genügt, zu sehen, in welch' bedrohlicher Gesellschaft er sich befand und daß es doppelt

galt auf seiner Hut zu sein. Er kannte den Jesuiten zwar nicht von Person, aber aus der Kenntniß der Verhältnisse und der Gesellschaft seines Verwandten schloß er sogleich auf die richtige Person und das Herz zog sich ihm in banger Besorgniß zusammen, denn der Ruf des Superiors des Kollegiums von Bologna lehrte ihn, daß er mit einem der mächtigsten und strengsten Feinde seiner Nation zu thun habe.

Der Superior erwiderte den demüthigen Gruß des Juden mit einem kurzen und kalten Kopfnicken und sah dann auf den Grafen, gleichsam zur Aufforderung, das Gespräch zu beginnen.

Der General hatte in seinem Lehnstuhl Platz behalten, in seiner Miene lag ein finsterer Hohn, als er sich zu dem alten Juden wandte.

„Es freut mich, Signor Mortara, daß wir uns hier in Mailand treffen," sagte er. „Sie wußten gewiß nicht, daß ich auch hier war, sonst hätten Sie sicher meine Einladung nicht erst abgewartet, um mich aufzusuchen!"

„Was sollte ich belästigen Ew. Excellenz," sagte der Jude, „wenn ich nicht habe Geschäfte mit Ihnen."

„O doch, Signor Mortara, ich sollte meinen, in einer Zeit wie die gegenwärtige und bei Ihren Verbindungen hätten Sie Gelegenheit, mich öfter heimzusuchen. Ich finde, daß Sie seit einiger Zeit etwas sparsam sind mit Ihren Mittheilungen."

„Wenn Ew. Excellenz mich fragen wollen, werde ich antworten, so viel ich weiß. Ich habe nicht wissen können, daß der vornehme General, der Conte Mortara, so begehre

des armen jüdischen Wechslers Mortara, daß er selbst schickt die Erwählten der Kirche mit Stangen und Spießen, um einen alten Mann zu fahen."

Der General biß sich auf die Lippen. „Wo haben Sie diesen Herrn getroffen, Bruder Felicio?"

Der Novize sah seinen Oberen an, ehe er die Frage beantwortete. Erst als dieser den Kopf leicht neigte, sagte er: „Vor dem Albergo grande, Signor."

„Ah — also vor dem Hôtel unseres Freundes, des Baron Neuillat."

Der Jude machte unwillkürlich eine Bewegung — er sah aus dieser Bemerkung, daß sein Verkehr mit dem französischen Legitimisten den scharfen Augen seines Verfolgers nicht entgangen war.

Jetzt zum ersten Mal mischte sich der Superior in das Gespräch.

„Warte in dem Vorzimmer, Felicio. Ich werde Dich rufen, wenn ich Dich brauche.

Der Novize kreuzte die Hände über die Brust, verbeugte sich und verließ das Zimmer.

„Nun, Signor," sagte der General, „es scheint, es sind sehr dringende Geschäfte, die Sie noch so spät Abends zu dem Kammerherrn Sr. Majestät geführt haben."

„Die vornehmen Herrn," wich der Juwelier aus, „sind doch besetzt in der Zeit so viel, daß sie nicht immer haben einen Augenblick für einen alten Mann wie ich. Der Herr Baron haben mich doch bestellt heute Abend um 9 Uhr zu sich."

„So? also er hat Sie bestellt? — aber diesen Mor-

gen, als ich ihn traf, wußte er ja noch Nichts von Ihrer Anwesenheit in Mailand!"

„Ich habe gehabt die Ehre zu sehen den Herrn Baron auf dem Corso der Porta nuova."

Der Superior wandte sich zu dem Grafen. „Ich bitte Sie, Signor Conte, kommen Sie zur Sache. Unsere Zeit ist zu kostbar, um sie an einen unwürdigen Juden zu verschwenden."

„Ew. Hochwürden haben Recht. Also Signor Banchiere*), was hat der anonyme Brief zu bedeuten, den Sie an Herrn von Neuillat gerichtet haben, und wenn etwas Wahres an der Sache ist, warum haben Sie mich nicht, Ihrer Pflicht gemäß, zuerst davon benachrichtigt?"

Der alte Juwelier zögerte einige Augenblicke mit der Antwort. Schon der Beginn des Verhörs hatte ihm bewiesen, daß sein Feind Kenntniß von der Warnung hatte, die er dem Legitimisten gegeben, doch konnte er nicht wissen, wie weit sich diese erstreckte und er beschloß daher, mit möglichster Vorsicht zu antworten.

„Ein Kaufmann, Excellenza, erhält der Nachrichten so mancherlei, ohne wissen zu können, was wahr und was falsch."

„Weichen Sie meiner Frage nicht aus. Haben Sie dem Baron Neuillat ein anonymes Schreiben gesandt, das auf bevorstehende wichtige Ereignisse in Frankreich anspielt?"

„Wenn der Herr Graf auch gesehen haben einen sol-

*) Bankier, Wechsler.

chen Brief, werden Sie doch nicht können behaupten, daß ihn geschrieben hat der alte Mortara."

„Das sind Ausflüchte. Sie können sich einer anderen Hand bedient haben. Antworten Sie kurz und gut. Wissen Sie von dem Briefe?"

„Wenn es der Brief ist, den ich meine — ja!"

„Also doch. Warum haben Sie mir nicht die Andeutung zugehen lassen, die dem Baron darin gemacht wird?"

„Ich habe doch nicht wollen belästigen Euer Excellenz mit Dingen, die sind so zweifelhaft und unsicher, daß ich leisten kann keine Bürgschaft dafür."

„Aber Sie hielten dieselben für wichtig genug, um einen Andern davon in Kenntniß zu setzen. Doch davon später. Jetzt sagen Sie uns, was wissen Sie von den Verhältnissen in Frankreich?"

Der Wechsler bedachte sich. „Signor Conte," sagte er dann, „Sie wissen, daß ich mich um die Politik nur bekümmere, so weit sie angeht meinen Handel und Verkehr. Aber ich habe Ursach, zu glauben, daß in Paris bevorsteht eine große Revolution."

„Der Brief bezeichnet ausdrücklich das Leben des Kaisers in Gefahr!"

„Gott der Gerechte," sagte vorsichtig der Jude — „das Leben eines solchen Mannes ist immer bedroht — wir haben gehabt, wenn ich mich recht erinnere, das Attentat von Bellamare und Pianori!"

„Also ein Attentat auf das Leben Louis Napoleons?"

„Gott soll mir behüten, daß ich sage, ich weiß Etwas von einem Attentat auf das Leben eines so gewal-

tigen Herrn! Ich will Nichts zu thun haben mit dem Kriminalgericht."

„Thorheit! Meinen Sie etwa, in Oesterreich oder Italien würde Jemand etwas dawider haben, wenn den französischen Usurpator eine wohlgezielte Kugel träfe? — Machen Sie keine Umschweife — was haben Sie aus Paris gehört? Sie erinnern sich doch unsers Vertrages!"

„Ja, Signor Conte, und ich bete täglich zu Jehova, daß er Ihr Herz rühren möge, damit Sie einen alten Mann nicht länger verfolgen!"

„Schweig mit Deinem falschen Gott, Jude," sagte finster der Superior, „und beleidige mein Ohr nicht mit solchen Anrufungen!"

Der Jude wandte sich nach ihm. „Der Gott, den ich hab' angerufen gegen die Ungerechtigkeit ist doch derselbe Gott, zu dem beten die Christen wie die Juden; sind wir doch Kinder einer Verheißung, die nur getrennt hat der Glaube über den Messias."

„Schweige mit Deinen Lästerreden," unterbrach ihn finster der Jesuit. „Ein Jude ist schlimmer denn der ärgste Heide, denn Dein verfluchtes Volk hat die Gnade Gottes von sich gestoßen und den Heiland gekreuzigt."

„Was können die Enkel dafür, was ihre Väter gethan vor achtzehnhundert Jahren? Es ist vergossen worden auch viel unschuldiges Blut unter den Christen selbst, und Jeder sagt, sein Glaube sei der rechte!"

„Wir sind nicht hier, um Ihre Spitzfindigkeiten zu hören," sprach der General. „Da Sie sich des Vertrages erinnern, so fordere ich Sie auf Grund desselben auf, uns

rasch und kurz zu sagen, was Sie von den Vorgängen in Paris wissen!"

„Das will ich, Excellenza, aber erinnern Sie sich auch, daß Sie versprochen haben, nicht zu forschen nach den Quellen."

Der General machte statt der Antwort ein Zeichen mit der Hand, fortzufahren.

„Der große Mann der Revolution, Signor Mazzini ist in Paris!"

„Das ist nichts Seltenes — der höllische Bösewicht ist unterm Schutz dieser ehr- und gottvergessenen Engländer überall!"

„Lassen Sie den Mann weiter reden, Signor Conte" unterbrach der klügere Superior die Acclamation. „Ist Mazzini allein dort?"

„Es sind abgereist vor ihm aus England Viele, die verbannt sind aus ihrer Heimath, wenn sie wahren wollen ihren Kopf."

„Also Feinde der Kirche und des Thrones. Wissen Sie Namen?"

Der Jude zögerte. Dann sagte er: „Ich kenne die Namen nicht, aber ich weiß, daß sind Italiener darunter und Männer, die gehören zu einem schlimmen und blutigen Bund!"

„Carbonari oder von der Marianne?"

„Es ist ein Bund, der noch schlimmer ist als der der Carbonari in alter Zeit. Man sagt, er heiße der Bund der Brüder des Dolches!"

Der Priester wechselte einen raschen bedeutsamen Blick mit dem General.

„Das sind die Mörder des Herzogs von Parma, die blutigen Bösewichter, denen die neuen Meuchelmorde in Modena und den Legationen zuzuschreiben sind, die Mitglieder des schändlichen Todtenbundes!"

„Ich glaube, daß er führt auch diesen Namen" sagte schüchtern der Jude.

„Wenn diese Männer nach Paris gegangen sind und Mazzini sich dort befindet," fuhr nachdenkend der Superior fort „so hat das allerdings seine Bedeutung. Aber die italienische Bewegung setzt ihre Hoffnungen in diesem Augenblick gerade auf den Kaiser Louis Napoleon, weshalb sollte man da Etwas gegen ihn unternehmen?"

„Rom!"

Es war das erste Mal, daß sich mit diesem Fingerzeig der Doktor in das Verhör mischte.

„Das ist wahr — aber gerade wegen Rom muß man ihn schonen und den Thronwechsel verhindern. Sr. Majestät der König Heinrich V. ist ein treuer Sohn der Kirche und würde ihrem Schutz noch mehr Garantieen bieten, als die bloße Einwirkung einer Frau, wenn sie auch so fromm ist, wie die Kaiserin Eugenie."

Der Doktor verzog höhnisch den Mund. „Wer beweist Ihnen denn, Monsignore, daß bei einem Umsturz in Paris die Bourbonen wieder an's Ruder kommen würden?"

„Aber Sie vergessen die Fusion, und daß die Orleans

wenig Anhänger haben, während die Zahl der Legitimisten stark ist."

„An die Stelle des Sohnes der Revolution, wie Se. Majestät der Kaiser Louis Napoleon sich zu nennen liebt, um das Recht zu haben, seine Mutter auszubeuten, würde der Repräsentant der Revolution, der Prinz Napoleon treten und dieser hat keine Spanierin zur Frau."

„Das ist wahr — und es wäre ein gefährlicher Tausch. Wenn dieser Mann Recht hat, ist die Situation wohl zu überlegen. Doch das wollen wir nachher thun. Jetzt, Signor," fuhr der General fort, „sagen Sie uns gefälligst, haben Sie Nachricht aus Paris selbst?"

„Ja, Excellenza!"

„Und wie lautet diese?"

„Die Polizei des Signor Pietri scheint doch zu sein blind, es sind sehr viele Fremde in Paris und sollte sich ereignen ein Unglück, werden viele Hände bereit sein zu bauen die Barikaden."

„Von wann lauten Ihre letzten Nachrichten?"

„Ich hab' erhalten ein Telegramm von heute Nachmittag 2 Uhr."

„Und das sagt?"

„Daß Alles gut geht in Paris und die Course gestiegen sind um ein halbes Prozent.

„Haben Sie das Telegramm bei sich?"

„Ja wohl, Excellenz — ich kann haben die Ehre, es Ihnen zu zeigen."

Der Wechsler zog die alte schmutzige Brieftasche heraus, öffnete sie und suchte ein Papier.

„Hier, Signor Conte!“ Er reichte ihm das Original der Depesche, von der er früher dem General Garibaldi gesprochen.

„Das ist eine gewöhnliche kaufmännische Meldung, so viel ich davon verstehe,“ sagte der General. „Lesen Sie, Signor Dottore!“

Der Doktor Lazare, der sich, bis auf die erwähnten Bemerkungen, bisher von dem Gespräch gänzlich fern gehalten hatte, trat näher.

Der Wechler hielt das alte schmutzige Portefeuille, aus dem er so eben das Telegramm genommen, offen in der Hand.

In demselben Augenblick, als der Spion an ihm vorüberging, schien dieser zu stolpern, wollte sich halten, und schlug dabei dem Wechsler die Brieftasche aus der Hand, daß mehrere der darin enthaltenen Papiere zerstreut auf den Fußboden fielen.

„Entschuldigen Sie, Signor, meine Ungeschicklichkeit!“

Er war eilig dabei, dem alten Mann zu helfen, die Papiere wieder aufzusuchen. Der Wechsler raffte sie hastig zusammen und steckte sie in die weite Tasche seines Ueberrocks, ohne zu bemerken, daß es dem Doktor gelungen war, einen kleinen schmalen Zettel zurückzubehalten.

Nachdem der Letztere das Telegramm gelesen, zog er sich wieder auf seinen Platz zurück, und den eroberten Zettel um seinen Finger wickelnd, las er ihn unbemerkt. Das Papier enthielt eine gewöhnliche kaufmännische Berechnung von Gold-Agio mit dem Datum des Tages.

„Ist das die ganze Nachricht, Signor?“ frug der Graf, das Telegramm zurückgebend.

„Ja, Excellenza, aber sie genügt, zu beweisen, daß Alles ruhig ist in Paris.“

„Es ist immerhin von Ihnen eben so unklug, als unrecht, daß Sie mir die Nachrichten verheimlicht haben und sie offenbar einem Anderen früher mittheilen wollten, als mir. Sie haben damit unser Uebereinkommen gebrochen, und ich bin sehr geneigt, Sie dafür zu bestrafen und mein Gewissen zu beruhigen, das mir ohnehin Vorwürfe macht, daß ich meine erste Pflicht als Christ vernachlässige für einen Undankbaren.“

Der alte Mann wurde sehr bleich und sein Gesicht zeigte Angst und Besorgniß.

„Signor, Sie werden rauben einem alten Mann, der mit einem Fuß steht bereits im Grabe, nicht sein Einziges, für was er hat gesorgt Tag und Nacht. Ich habe Ihnen doch gedient treu, mehr als ich vielleicht verantworten kann als rechtschaffener Mann.“

„Es wird von Ihrem weiteren Verhalten abhängen,“ sagte kalt der General, „ob ich noch länger Nachsicht üben soll. Ich fordere Sie auf, diesem Herrn hier einige Fragen zu beantworten. Sie würden die Folgen einer Weigerung sich selbst zuzuschreiben haben.“

Der Superior warf einen finstern strengen Blick auf den alten Mann.

„Kennen Sie mich?“

Der Juwelier beugte sich demüthig fast bis zur Erde. „Wer sollte nicht kennen, wenn er ist gewesen zu Rom

oder Bologna, den gelehrten Rektor der hohen und mächtigen Gesellschaft, die trägt den Namen des Messias der Christen, der der Erste ist nach dem General, Monsignore Corpasini, wie ich glaube."

„Wohl, Jude, dann weißt Du, was Du von mir zu erwarten hast. Die Gesellschaft Jesu wacht über Kirche und Staat und hat auf Deinesgleichen ihr Auge. Sie weiß, daß Dir nicht zu trauen und daß Du mit den Feinden der Ordnung und des Gehorsams verkehrst."

„Gnädigster Herr Prälat, ich bin ein Mann des Handels, ich kann nicht sehen den Leuten in's Herz und es ist nicht meine Sache, zu prüfen ob der Name auf dem Wechsel gehört einem Mann der Monarchie oder der Republik, wenn er nur gut ist für das Geld."

„Das sind Ausflüchte. Wir wissen, daß Du gefährlichen Verbrechern zur Flucht geholfen und mit dem wucherisch und in Sünden erworbenem Gelde die Rebellion unterstützt hast!"

„So mir der Gott Abrahams helfe," sagte energisch der alte Mann, „ich bin gewesen immer ein treuer Unterthan des Kaisers und wenn ich hab' Mitleid gehabt mit einem unglücklichen Mann, ist es nicht geschehen von wegen der Politik. Ich hab' mein Geld nicht erworben mit Wucher und hab' damit gedient Freund und Feind als ehrlicher Handelsmann."

„Du hast im Jahre 1856 eine Anzahl sehr werthvoller Diamanten verkauft?"

„Ich bin doch ein Juwelier," sagte der Jude, „und

handle mit edlem Gestein. Ich kaufe und verkaufe jedes Jahr viel Diamanten und Smaragden und anderes Gestein."

„Der Hochwürdige Herr meint die Diamanten, welche zur Zeit des Raubanfalls auf Sie in Ihrem Besitz waren," warf der General ein.

„Wenn ich hab' meine Rechnungsbücher zur Hand, kann ich geben allein Auskunft genau."

„Du weißt vollkommen, was wir meinen, Jude, denn jene Diamanten waren Millionen werth. Wir wollen wissen, wessen Eigenthum sie waren?"

„Wenn Euer Gnaden meinen die Steine, die mir hat stehlen wollen ein falscher Knecht, dem der Fluch sei dafür, so kann ich Ihnen sagen, daß sie mir sind anvertraut worden von einem vornehmen Lord aus dem mächtigen England zum Verkauf."

Sein Name?"

„Es ist der große und berühmte Herr, genannt der Graf oder Marchese von Heresford."

„Der Freund Garibaldi's, der Beschützer aller Verbrecher und Rebellen!"

„Ich habe doch nicht zu fragen," sagte der Wechsler, „was thut der reiche Lord mit seinem Geld. Er hat mir anvertraut die Diamanten und ich habe sie verkauft für ihn nach Wien und Paris und Konstantinopel."

„Aber er war gar nicht der Eigenthümer! Die Steine sind aus den heiligen Kirchenschätzen Roms während der schändlichen Revolution gestohlen worden und ihr Preis hat die fluchwürdige Bestimmung, der Auflehnung gegen kirchliche und menschliche Ordnung zu dienen!"

Der Jude zuckte die Achseln. „Hochwürdige Gnaden," sagte er lächelnd, „können Sie wissen, woher der Petrospfennig kommt und was aus ihm wird, wenn die Diener des großen Rabbi der Christenheit ihn wieder zahlen als Sold an die Herren Schweizer oder Gens'darmen? Wie kann ich einstehen für das Gold, das rollt bald hier, bald da!"

„An wen sind die großen Summen ausgezahlt worden? frug der Priester mit Strenge.

„Wie soll ich wissen das aus dem Kopf? bin ich doch ein alter Mann und zähle über 70 Jahr und mein Gedächtniß wird schwach."

„Willst Du leugnen, verrätherischer Jude, daß Du bedeutende Summen in Mailand, Venedig, Rom und Neapel angelegt hast, um dort den Plänen der Bösen zu dienen? Das Geschäft mit dem englischen Ketzer ist nur ein Vorwand. Nimm Dich in Acht, mich zu reizen und gestehe die Wahrheit. Wer sind Deine Helfershelfer in Rom und hier, und wer ist der wahre Eigenthümer des Geldes?"

Der Wechsler zuckte nochmals die Achseln. „Wie kann ich anders sagen, als ich bereits gesagt!"

„Die Namen, Jude!"

„Die Namen stehen in meinen Büchern, aber die Bücher des Kaufmanns sind sein Heiligthum. Er hat sie nur auszuliefern dem Gericht, wenn er ist banquerott, und die Firma Samuel Mortara zu Mantua hat guten Kredit in jeder Hauptstadt der Welt."

Der Doktor hatte während des Streits mit Bleistift

einige Worte auf den Zettel geschrieben, den er vorhin vom Boden escamotirt und schob denselben dem Superior zu.

Die Worte lauteten:

„Er muß heute die nachstehende Zahlung gemacht haben. An Wen? Er hat die Quittung sicher bei sich."

„Elender Jude, Du weigerst Dich dennoch zu gestehen?" Er las das Papier.

„Ich habe Nichts zu gestehen. Wie kann ich antworten Euer Gnaden auf eine Anklage, die ist so unbestimmt!"

„Nun bei dem heiligen Ignatio, unserm Schutzpatron," sagte finster der Prälat. „Ich will sie bestimmt genug stellen. Du hast hier in Mailand eine bedeutende Summe ausgezahlt?"

Der Jude erbleichte. „Hab' ich doch gemacht in drei Tagen, daß ich hier bin, gar manches Geschäft."

„Ich meine die 50,000 Lire in Gold, Napoleondor's, Dukaten und russischen Imperials, die Du heute ausgezahlt hast!"

Der alte Mann machte eine unwillkürliche Bewegung des Schreckens. Da der Schreibtisch mit den Büchern ihn von seinem Peiniger trennte, hatte er die Manipulation, die das Verhör des Superiors unterstützt, nicht bemerken können.

„Es ist möglich — wie kann ich reden von einem Geschäft, was ist nicht mein allein!"

„An wen geschah die Zahlung?"

„Ich habe doch immer gehört," sagte hastig der Wechsler, „daß die Priester der Christen nicht verrathen dürfen die Geheimnisse des Beichtstuhls so wenig, wie der Arzt

verrathen darf seine Patienten. Der Kredit des Wechslers beruht auf Vertrauen und er hat doch nicht das Recht zu verrathen seinen Geschäftsfreund so wenig wie der Arzt und der Priester!"

„Frecher Jude, wagst Du das heilige Sakrament der Beichte zu lästern und mit Deinem schmutzigen Wucher gleich zu stellen? Nimm Dich in Acht, daß ich Dich nicht dem Inquisitionsgericht zur Bestrafung übergebe!"

„Ich hab' doch nicht daran gedacht zu lästern den Glauben der Christen," sagte allen Muth zusammenraffend der alte Mann, „und es ist doch aufgehoben schon lang in Oesterreich die Inquisition, wenn sie auch noch besteht zu Rom. Ich habe doch Nichts mehr hier zu thun und muß geh'n nach Haus!"

„Du bleibst!" Der Superior klingelte.

Sofort trat der Novize Felicio ein.

„Wo ist der Bruder Andrea?"

„Im Vorsaal, Hochwürdiger Herr!"

„So rufe ihn sogleich herein und kehre mit ihm zurück."

Einige Augenblicke darauf trat der Laienbruder mit dem Novizen ein.

Wir haben bereits bemerkt, daß der Fra Andrea ein überaus kräftig gebauter, an einen Faustkämpfer im Circus erinnernder Bursche war.

„Halte Dich bereit, meine Befehle zu vollziehen," sagte der Superior zu dem Klopffechter. „Und nun, Signor Mortara, wollen Sie uns sagen, an wen Sie heute die 50,000 Lire bezahlt haben?"

„Ich proteſtire doch gegen die Gewalt, es giebt in Mailand noch Recht und Geſetz auch für den Juden und ich brauche nicht Rechenſchaft zu geben über mein Geld!“

„Zum letzten Mal — willſt Du die Quittung herausgeben, nichtswürdiger Jude, oder ſoll ich Dir die Papiere mit Gewalt entreißen laſſen?“

„Sie haben keine Macht über mich, — ich proteſtire, ich rufe um Hilfe — ich . . .“

Der Superior gab dem geiſtlichen Bravo einen Wink. „Durchſuche ihn und nimm ihm ſeine Papiere ab!“

Der Bruder ſchritt, ohne ein Wort zu ſagen, auf den alten Mann los, der vor ihm flüchtete und ſtreckte die kräftige Fauſt aus, um ihn zu ergreifen. „Komm her Jude und laß Deine Taſchen unterſuchen — Dein Sträuben hilft Dir nichts!“

„Gott Abrahams und Jakobs — iſt denn kein Menſch hier, der ſchützt einen ehrlichen Mann vor Gewalt . . . zu Hilfe! zu Hilfe!“

„Ei, Signor Mortara — wer in aller Welt thut Ihnen Etwas?“ ſagte von der Thür her lachend eine fremde Stimme. „Der hochwürdigſte Superior ſteht zwar in dem Ruf, gern Proſelyten zu machen, aber an Ihnen wär es doch etwas zu ſpät! Seien Sie unbeſorgt, man treibt ſicher nur einen Scherz mit Ihnen!“

Bei dem erſten Wort hatten ſich Aller Augen nach der Thür gewandt — in der geöffneten ſtand der Baron von Neuillat, der Agent und Freund zweier ihres Thrones beraubten Zweige der Bourbons.

„Entſchuldigen Sie mich, hochwürdigſter Freund,“

sagte der Baron mit dem sichern leichten Ton des Weltmanns, dessen Takt und Gewandtheit sich sogleich zum Herrn der Situation zu machen versteht, „daß ich nicht erst die Meldung abwartete und direkt eingetreten bin. Aber ich denke, unter Freunden bedarf es des Ceremoniells nicht und ich wehrte den dienstfertigen Eifer Ihres Bruder Secretairs ab. Ich konnte nicht umhin, mir noch heute Abend das Vergnügen zu machen, Sie zu begrüßen, da ich von dem Herrn General gehört, daß Sie sich in Mailand befänden."

Der Jesuit verbeugte sich mit ziemlich finsterer Miene, indem er die dargebotene Hand annahm.

„Ich dachte mir, lieber General," fuhr der Baron fort, „daß ich Sie bei unserm gemeinschaftlichen Freunde treffen würde und daß wir den traurigen Abend verplaudern könnten, zum Beispiel mit Erinnerungen aus Spanien, an das mich unwillkürlich eine merkwürdige Aehnlichkeit mahnt. Sie ist Ihnen gewiß auch schon aufgefallen!"

„Was meinen Sie, Baron?" frug der Graf, der sehr gut wußte, wo dieser hinauswollte, dem es aber Vergnügen machte, seinem Verbündeten etwas Unangenehmes zu bereiten.

Der Baron hatte sich bereits selbst einen Sessel herbeigezogen. „Nun — ich meine das Gesicht des jungen Fraters oder Scholastikers dort — ich bin wirklich nicht so eingeweiht in die Abzeichen Ihrer geistlichen Uniform, hochwürdigster Freund, um mich in der Titulatur nicht leicht irren zu können. Aber das bleibt sich gleich — Thatsache ist, daß er eine frappante Aehnlichkeit hat mit.."

„Nun?"

„Ei mit dem armen Fürsten Felix Lichnowski, den die Revolutionaire so schändlich in Frankfurt ermordeten!"

Die Stirn des Jesuiten hatte sich bei all' seiner Selbstbeherrschung mit einer dunkelen Röthe überzogen. Er erhob den Finger und deutete nach der Thür.

„Entferne Dich und nimm Andrea mit Dir!"

Die Worte galten dem Novizen, der sogleich in schweigendem Gehorsam sich verbeugte und mit seinem Gefährten das Gemach verließ.

Dem Baron, der ihn mit seinem Augenglase lorgnettirt, war es nicht entgangen, daß dem jungen Jesuiten unwillkürlich bei seinen Worten eine Bewegung der lebhaften Aufmerksamkeit entschlüpft war und daß seine Augen sich mit einem raschen Blitz aus der gewöhnlichen niedergeschlagenen Haltung auf ihn gerichtet hatten.

Aber auch dem Superior war die Bemerkung nicht entgangen. Sobald die Beiden das Gemach verlassen, wandte er sich zu dem Baron.

„Ich muß Sie tadeln, lieber Sohn," sagte er salbungsvoll, „gleich bei unserem Wiedersehen. Man soll die jungen Gemüther, die sich dem strengen Dienst unsers heiligen Ordens gewidmet, auch nicht durch Erwähnung so zufälliger Dinge, wie die Aehnlichkeit mit den Reichen und Vornehmen der Welt, in Versuchung führen."

„Verzeihung Monsignore," lächelte der Diplomat, „ich dachte nicht, daß die Erinnerung an einen Todten schaden könne. Aber wir sprechen ein anderes Mal davon. Es freut mich, daß ich Signor Mortara bei Ihnen getroffen

— ich hatte ihn selbst gebeten, diesen Abend zu mir zu kommen, da ich ein Geschäft mit ihm hatte, aber die Ihren gehen vor und das entschuldigt, daß er nicht Wort gehalten."

Der Baron verschwieg, daß er von dem buckligen Spion die Entführung des alten Wechslers nach der Wohnung des Superiors erfahren hatte und eben deshalb gekommen war.

Der alte Mann hatte sich sofort nach dem Eintritt des Barons in seine Nähe gedrängt, als sei er überzeugt, dort Schutz zu finden gegen seine Verfolger.

„Euer Excellenz werden nicht zürnen, daß ich nicht gehalten habe Wort," murmelte er — „bin ich doch gewesen auf dem Wege zu Ihnen, als man mich geholt hat mit Gewalt von der Thür des Albergo hierher!"

„Da sieht man, Signor Mortara, was Sie für ein gesuchter Mann sind," sagte lächelnd der Baron. „Aber wir können von unserm Geschäft nachher oder morgen sprechen. Doch ich störe vielleicht Monsignore, denn Sie haben Besuch. In diesem Fall ziehe ich mich zurück und nehme Signor Mortara mit mir, wenn sie seiner nicht mehr bedürfen." Er lorgnettirte den Doktor.

„Ich habe doch Nichts zu schaffen hier," sagte hastig der Wechsler, „ich werde doch gehen mit Ihnen."

Der Superior wechselte einen Blick mit dem Modenesen, dann sagte er kalt: „Wir bedauern, den Signor Mortara noch aufhalten zu müssen, da unser Gespräch noch nicht zu Ende ist."

„Also störe ich — dann bitte ich um Entschuldigung

und besuche Sie ein ander Mal." Der Baron erhob sich und griff nach dem Hut.

„Sie sind ein treuer Sohn der Kirche und der von Gott eingesetzten Throne," sagte der Jesuit — „wir nehmen keinen Anstand, in Ihrer Gegenwart eine Sache weiter zu verhandeln, die beider Interessen betrifft. Ich bitte, bleiben Sie."

Herr von Neuillat nahm seinen Platz wieder ein, der Juwelier blieb neben seinem Sessel stehen.

„Dieser alte Mann" fuhr der Superior fort, „ist, wie wir sichere Beweise haben, ein Feind der Ruhe und Ordnung und unterstützt die abtrünnigen Mörder und Rebellen, welche die Ruhe Italiens und der Welt bedrohen, mit seinem wucherisch erworbenen Reichthum. Er kennt ihre Geheimnisse und leugnet nicht, heute eine Summe von 50,000 Lire hier in Mailand ausgezahlt zu haben — er hat die Papiere darüber bei sich, aber er weigert sich, diese herauszugeben oder zu gestehen, wer der Empfänger war."

„Aber was führt Sie zu der Vermuthung, daß das Geld gerade an die Feinde der Regierung gezahlt worden und die Sache nicht ein einfaches Handelsgeschäft gewesen ist, wie Signor Mortara deren meines Wissens sehr bebedeutende macht?"

„Wir wissen, daß sich unter der Menge der herbeigeströmten Fremden höchst verdächtige und gefährliche Personen in Mailand eingeschlichen haben. Dieser Mann hat vor drei Jahren Diamanten von ungeheurem Werth im Auftrage eines bekannten Freundes der Führer der revolutionairen Propaganda, Mazzini's und Garibaldi's

verwerthet und die Gelder an verschiedenen Stellen deponirt, die er nicht nennen will. Seine Weigerung, zu beweisen, an wen er heute Abend 50,000 Lire ausgezahlt; sein Verkehr mit offenbar verkleideten höchst verdächtigen Personen, gleich nachdem er sich von Ihnen auf dem Corso getrennt hatte, und wobei von dieser Summe geredet worden ist, die er beschaffen sollte, sind Beweise genug."

„Wenn dem so ist, General, warum zeigen Sie die Sache nicht ganz einfach der österreichischen Polizei an? Sie wird Mittel genug haben, den Signor Mortara zum Reden zu zwingen!"

Der Jesuit und sein Bundesgenosse schwiegen einen Augenblick etwas verlegen, denn sie konnten die geheimen Gründe ihres Eifers unmöglich eingestehen. Dann sagte der Superior: „Wir halten es für besser, erst die Beweise in Händen zu haben, ehe wir die Behörden beunruhigen. Die Kirche, mein Sohn, hat, den Heiligen sei Dank, in diesem Lande noch genügende Macht, einen ungläubigen und verstockten Feind zu zwingen!"

„Euer Hochwürden waren wahrscheinlich gerade daran, als ich sie störte," erwiederte lächelnd der Diplomat. „Dann bin ich allerdings sehr zur unrechten Zeit gekommen. Indeß, ich erlaube mir doch, Sie darauf aufmerksam zu machen, daß eine Anwendung von Gewalt gegen einen Bürger des Kaiserstaats, der sonst unverdächtig ist und die Achtung angesehener Personen genießt, durch Fremde hier auf österreichischem Gebiet doch am Ende nicht gut geheißen werden könnte."

Die dichten Brauen des Geistlichen zogen sich zu

einer finstern Falte zusammen und seine Augen schossen einen drohenden Blitz auf den kecken Warner, der sehr kaltblütig ihn erwiederte.

„Es scheint, Signor Baron," sagte der Jesuit spitzig, — „Sie haben die alte Neigung bewahrt, den Absichten der heiligen Kirche hindernd in den Weg zu treten."

„Der Himmel soll mich davor bewahren, hochwürdiger Freund," lächelte der Baron, „daß ich, ein bescheidener und abgenutzter Privatmann, mit Ihrem mächtigen Orden anbinden sollte. Es scheint, Sie meinen unser Abenteuer damals am Thurm von Azcoitia. Aber wie gesagt, wenn wir auch vielleicht eine lebendige Erinnerung davon in Ihrem Novizen in der Nähe haben, — ich denke nicht daran, mich in Ihre Angelegenheiten zu mischen, nur hielt ich es für eine Freundespflicht, Sie vor jedem falschen Schritt zu warnen, da wir uns hier nicht in Bologna oder Rom, sondern auf dem Gebiet Sr. Majestät des Kaisers von Oesterreich befinden."

Die Art und Weise, wie er all' die Worte so leicht, so gleichgültig hinwarf, während doch jedes von ihnen voll Bedeutung blieb, war in der That das Meisterstück diplomatischer Routine.

Das finstere gallige Gesicht des Jesuiten wurde wo möglich noch fahler, doch die ungeheuere Selbstbeherrschung, die die erste Regel der Erziehung seines Ordens ist, ließ ihn seine volle äußerliche Ruhe bewahren.

Er fühlte, daß mit dem Eintritt des Barons von Anwendung einer Gewalt gegen den alten Wechsler nicht

mehr die Rede sein konnte, aber er wußte zugleich, daß er ein sichereres Mittel in Händen hatte.

„Sie haben vollkommen Recht, Baron," sagte er kalt. „Wir denken nicht daran, den Signor Mortara zwingen zu wollen, die Geheimnisse seines Geschäfts uns mitzutheilen. Er hat die Erlaubniß, sich zu entfernen, so bald er will. Sie werden mich einen Augenblick entschuldigen, wenn ich zunächst eine Depesche nach Bologna expedire an meinen Substituten."

Der Baron verbeugte sich. „Bitte, lassen Sie sich durch mich nicht stören. — Nun, Signor Mortara, wenn es Ihnen genehm, erwarten Sie mich in meinem Hôtel."

Aber der alte Mann schien den freundlichen Wink zu seiner Entfernung ganz zu überhören. Sein faltiges sorgenvolles Gesicht war blaß geworden und er heftete seine Augen mit einer sichtlichen Angst auf die Lippen des Geistlichen.

„Signor Dottore," fuhr der Superior fort, „Sie haben vielleicht die Güte, ein Telegramm für mich niederzuschreiben. Es ist jetzt 10 Uhr — in einer Stunde kann die Ordre in Bologna sein und man kann die nöthigen Anstalten treffen, um sie morgen in aller Frühe zu vollziehen."

„Mit Vergnügen, Hochwürdiger Herr!" Der Doktor Lazare hatte sich eilig an den Tisch gesetzt und das Papier vor sich hingezogen. Sein Lächeln bewies, daß er irgend eine Bosheit erwartete und sich im Voraus schon darüber freute.

„Adressiren Sie an den Padre Filippo, Subrektor

des Jesuiten-Kollegiums zu Bologna," diktirte der Superior.

„Weiter Reverendissimo!"

„Geliebter Bruder! Nimm den Knaben, der durch das Band der heiligen Taufe unserer christlichen Gemeinschaft gehört, sofort aus dem Hause seiner ungläubigen leiblichen Verwandtschaft und überliefere ihn selbst dem Collegio Romano.""

Der alte Mann war hastig einen Schritt auf den Tisch zugetreten und streckte seine zitternden Hände gegen den Jesuiten.

„Halten Sie ein, Signor Superior — was wollen Sie doch thun — wer ist der Knabe, den Sie wollen nehmen aus dem Haus seiner Eltern und schicken in's Kollegium zu Rom?"

„Schreiben Sie weiter, Signor Doktore," sagte, ohne den Juwelier eines Blickes zu würdigen, der Prälat. „„Uebergieb dem hochwürdigsten General den Bericht, der in Betreff des Knaben Edgardo Mortara bereit liegt mit dem Zeugniß der Amme.""

Der alte Wechsler that einen Schrei bei dem Namen, er stürzte an den Tisch, als wolle er dem Fremden die Feder entreißen, seine gebrechliche hagere Gestalt schien auf einmal all' die Beweglichkeit, die Leidenschaftlichkeit seines Namens wieder erhalten zu haben.

„Was wollen Sie thun mit dem Knaben Edgardo, der doch ist Blut von meinem Blut und gehört dem Glauben seiner Väter? Er ist doch geboren als Jud' und soll bleiben ein Jud', wie es ist unser Gebot und Recht!"

„Geben :Sie mir das Telegramm her zur Unterzeichnung."

Der Doktor schob das Papier über den Tisch nach dem Superior hin — aber der Wechsler faßte krampfhaft den Arm desselben.

„Bei dem Gotte Jehova, der doch ist der Gott der Christen wie der Juden und straft die Ungerechtigkeit — nehmen Sie nicht einem alten Mann sein Kind! Warum wollen Sie doch machen den Knaben zu einem Christen, wo er doch gehört zu unserm Volk? Warum soll er büßen, was gethan das einfältige Weib, seine Amme? und wenn er muß gelöst werden mit Geld — ich werde doch geben ungerechter Weise mein Geld — tausend römische Thaler — ich will geben zehntausend, wenn ich bekomme den Knaben!"

„Ungläubiger Jude — berühre mich nicht? wagst Du es für das Heil einer Christenseele Dein schmutziges Geld zu bieten? Schon zu lange hat die heilige Kirche um höherer Interessen willen gezögert — aber Dein Ungehorsam, Dein Verrath haben ihre Nachsicht erstickt!"

Er ergriff die Feder und unterzeichnete mit raschem Zug das verhängnißvolle Zeichen, das Monogramm des Ordens.

Der alte Mann fiel auf die Knie — schwere Schweißtropfen perlten an seinen dünnen grauen Haaren. „Haben Sie Erbarmen mit einem Greis," jammerte er, „der doch steht mit einem Fuß schon im Grab und niemals hat Unrecht gethan wissentlich einem Christen! Mögen Sie uns treten und berauben und nehmen unser Leben und Geld

— aber Sie haben doch nicht Recht, uns zu nehmen den Gott unserer Väter! Lassen Sie den Knaben bleiben beim Gesetz Moses, den doch auch achten die Christen als den Vorgänger ihres Messias!"

„Schweig mit Deinen Lästerungen!"

Der General hatte sich von seinem Sessel erhoben und war neben den Prälaten getreten.

„Wollen Sie sagen, an wen Sie die 50,000 Lire diesen Abend gezahlt haben und uns alle Auskunft geben, die wir für nöthig halten?"

Der alte Mann antwortete nicht auf die Frage, er wandte sich vielmehr zu ihm und faßte nach orientalischer Sitte nach seinem Rock.

„Hat der Gott Abrahams uns nicht gestraft schon genug," rief er, „daß geworden ist die Tochter meines Vaters abtrünnig von dem Glauben ihrer Väter und geflohen ist in die Arme unserer Verfolger? Wenn Sie auch sind ein vornehmer Herr und ein General — Sie sind doch von unserm Blut und sollten sich annehmen unserer Noth, statt daß Sie hassen gleich den Amalekitern das Haus Ihrer Väter!"

Der alte Mann hätte freilich nichts Schlimmeres thun können, als seinen hochmüthigen und rachsüchtigen Verwandten an die ihm verhaßte und sorgfältig verheimlichte Blutsfreundschaft zu erinnern.

Eine dunkele Gluth überzog das Gesicht des modenesischen Generals, der das sarkastische Lächeln um den Mund des Barons sehr wohl verstand.

„Sie haben in Ihrer Verstocktheit keinen Beistand

von mir zu erwarten. Gott und die Heiligen haben gewollt," sagte der Modenese streng, „daß meine Mutter das Licht der allein seelig machenden Kirche erkannt hat — zwischen uns ist keine Gemeinschaft mehr, als die meiner Pflicht, jenen Knaben dem ewigen Verderben zu entreißen."

Es schien allmälig in dem alten gebrechlichen Juden eine volle Umwandlung seiner Gefühle vor sich zu gehen.

Er hatte sich aus der demüthigen Stellung des Flehenden erhoben und während er noch immer neben dem Tisch stand, auf dem das verhängnißvolle Papier lag, stützte er die geballte Hand fest auf den Rand desselben.

„Jedes Ding auf der Welt thut doch haben seinen Preis," sagte er schneidend. „Sie sollen mir doch sagen zum Wenigsten, was der Wechsler Samuel Mortara von Mantua soll zahlen, daß sein Neffe und Erbe nicht gezwungen wird zu dem Glauben der Christen!"

Der Superior drehte sich langsam zu dem alten Mann.

„An wen und wo haben Sie heute Abend die 50,000 Lire gezahlt?"

Der Wechsler preßte die welke Hand auf die Stirn, es ging offenbar ein großer Kampf in seinem Innern vor.

„Was hat zu thun mein Geschäft mit dem Knaben Edgardo?"

„Sie sind hier, um Fragen zu beantworten, nicht um solche zu thun. Noch ein Mal — wer hat die 50,000 Lire von Ihnen erhalten?"

Der Jude schwieg.

„Sie weigern also die Antwort?"

„Euer Gnaden werden doch haben Erbarmen mit

einem alten Mann," keuchte mit gepreßter Stimme der Jude. „Sie werden doch nicht treiben die Sache so weit. Der Name des Samuel Mortara ist stets gewesen geachtet und geehrt an jeder Börse Europa's als der eines ehrlichen Mannes, der nie gebrochen hat sein Wort und getäuscht hat das Vertrauen, so man in ihn gesetzt. Ich will doch fahren in die Grube und mein Haupt legen in den Schooß des schwarzen Engels, als der ehrliche Mann, wie ich gelebt. — Ich kann doch nicht antworten auf die Frage Euer Excellenza, ohne zu werden ein Lügner und ein wortbrüchiger Mann."

„Ist dies ihr letztes Wort?"

„Ein rechtlicher Mann kann nur haben ein Wort. Ich werde doch Freunde finden, die schützen mein Recht und verhindern den Raub des Knaben, der meinem Herzen theuer." Sein Blick traf den Baron.

„Signor Mortara mag vielleicht allzuängstlich in der Gewissenhaftigkeit gegen seine Geschäftsfreunde und Kunden sein," sagte dieser. „Aber ich bitte, bester Freund, ängstigen Sie den alten Mann nicht länger und lassen Sie ihn gehen."

„Ich halte Ihren Schützling durchaus nicht, er mag dieses Haus verlassen, wir haben Nichts mehr mit ihm zu schaffen." — Er ergriff die Glocke und schellte, der Novize trat sogleich ein.

„Laß Andrea sofort dieses Papier nach dem Telegraphenbüreau bringen und gieb ihm das Geld für die Kosten. In einer halben Stunde muß er zurück sein mit der Bescheinigung."

Der junge Mann nahm gehorsam das Papier und wandte sich nach der Thür.

In diesem Augenblick machte der alte Jude eine Bewegung, als wolle er ihm nachstürzen. Seine zitternden Hände streckten sich nach ihm aus, seine welken Lippen öffneten sich zu einem Ruf der Verzweiflung. Dann taumelte er zurück und bedeckte das Gesicht mit beiden Händen. Man hörte sein Schluchzen und Stöhnen.

Selbst das Marmorherz des Jesuiten schien ein Gefühl der Theilnahme zu überkommen.

„Signor Mortara — noch ist es Zeit? — Wem haben Sie die 50,000 Lire ausgezahlt.

Der alte Jude schüttelte das Haupt und streckte mit einer abwehrenden Bewegung die Hand aus.

„Das Gebot, das der Gott Zebaoth gegeben dem Moses auf dem Berge Horeb lautet: Du sollst nicht führen mich in Versuchung. Als der Teufel ist getreten zu dem Messias der Christen auf dem Sinai, hat Euer Messias gesagt: Hebe Dich weg von mir Satanas!"

„Er lästert! — Möge denn der Zorn der Kirche kommen auf Dein Haupt, verstockter Jude!" rief zornig der Priester. „Fort mit Dir, Felicio!"

Der Novize verschwand — in der Stille, die in dem Gemach herrschte, hörte man draußen die schweren Schritte des Laienbruders und das Schlagen der Thür, die hinter ihm zufiel.

Wohl fünf Minuten lang sprach keiner der Anwesenden ein Wort.

Dann wies der Superior mit harter unfreundlicher Miene nach der Thür.

„Entfernen Sie sich, Signor Mortara, — ich will dies Haus nicht länger befleckt haben durch die Gegenwart eines Ungläubigen!“

Der alte Mann erhob sich aus seiner gebückten zusammengesunkenen Stellung, in der er über die Lehne eines Sessels sich hingebeugt. Er schlich den Kopf geneigt zu der Thür, ein Bild der Verzweiflung und des Jammers.

Der Baron und der Spion hatten gleichfalls ihre Plätze verlassen. Der Letztere ging an dem Wechsler vorüber.

Indem er neben ihm sich befand, beugte er sich zu dem alten Mann und sagte ihm ein einziges Wort in's Ohr.

Der Wechsler sah ihn wie aus einem Traume erwachend an, er hatte begriffen, daß Jener sein Geheimniß kannte.

Das Wort, das ihm der Spion zugeflüstert, war ein Name. Der Name hieß: Garibaldi!

Der Baron von Neuillat hatte einfach seinen Hut genommen.

Plötzlich, an der Schwelle des Gemachs, blieb der Greis stehen und wandte sich um. Die gekrümmte Gestalt richtete sich empor und schien zu wachsen in der Leidenschaft, die jetzt die verschrumpften Sehnen und Glieder streckte. Die matten eingesunkenen Augen blitzten drohend und seine Hände faßten krampfhaft seinen Rock und schüttelten ihn nach der Sitte des orientalischen Fluchs, die den Staub schüttelt von dem Gewand auf der Schwelle des Feindes.

„Der Gott Abrahams, Isaaks und Jakobs möge seine Vergeltung schütten über Euer Haupt, stolze Christen und wenn Ihr unterliegt Euern Feinden, so wenig Erbarmen haben mit Euch, wie Ihr gezeigt einem alten Mann. Ihr habt genommen von meinem Herzen das Kind, auf das ich gesetzt meine Hoffnung und gespart und gesorgt und wollt es zwingen zum Glauben Eures Volks in dem falschen Rom, dessen Priester sich dünken die Herren der Welt. Ihr, die Ihr habt tausendmal verkauft das Blut für das Gold und habt verkauft Euren eigenen Messias, Ihr wollt nicht nehmen mein Gold für mein Blut, weil Ihr haßt in mir den Jud'! Wohlan denn, so will der verachtete Jud' werfen sein Geld in den Schoos Eurer Feinde und es soll helfen, zu brechen Eure Macht und den großen Rabbi der Christen stürzen von seinem Thron, daß die Macht seiner Diener verwehe wie der Staub vor dem Winde!"

„Frecher Jude, Du wagst es, Deinen Herrn zu lästern?"

„Wer hat Euch gemacht zu unsern Herrn, daß Ihr nehmt unsern Leib und unser Blut und das Lamm wollt machen zum Wolf, der Ihr seid im Gewand der Demuth! Aber Eure Herrschaft thut doch sein vorbei und nicht die Kutte regiert mehr die Welt, sondern das blanke Gold, und Jehova hat gegeben seinem erwählten Volk wiederum die Macht durch das Geld in seine Hand, daß es auf's Neue beginne den Kampf gegen die falschen Christen und sie schlage und sie werfe in das Ghetto, worein Ihr gesperrt uns Jahrhunderte lang. Das Gold der Juden soll die feilen Waffen der Christen kaufen, daß sie sich zerfleischen untereinander selbst; und für den Judenknaben

Mortara, dem Ihr nehmt die Freiheit, zu folgen dem Glauben seiner Väter, um ihn zu zwingen zum falschen Priester Eures falschen Messias, soll Italien frei werden von der Zwingherrschaft Eures Priesters in Rom! Bei dem Gott Abrahams schwör' ich den Eid, daß, wenn der Samuel Mortara vergeblich klopft an die Pforten des Vatikans um Gerechtigkeit für sein Volk, sollen doch Die da sitzen auf den Thronen der Christen umstürzen selber den Thron Petri und rächen in Eurem Blut die Schmach, die Ihr angethan habt meinem Volk!"

Der Baron war zu dem zeternden Greise getreten und versuchte ihn fortzuziehen. „Um Himmelswillen, Signor Mortara, schweigen Sie. Sie werden Gerechtigkeit finden, aber Sie reden sich hier um den Kopf!"

Der Superior, bleich vor Zorn, schellte heftig mit der Klingel, daß der Novize und mehrere der geistlichen Diener erschrocken herbeistürzten.

„Ihr habt nicht gewollt mein Gold für mein Kind — aber das Gold der Juden soll pochen an Euer Thore bis sie stürzen zusammen und wieder befreit ist mein Kind! Möge das Blut, das vergossen wird, kommen über Euer eigen Haupt, und das Haupt des Verräthers, der gezeugt ist in Unehren mit der Tochter des Volkes Abrahams und vergessen hat seines Blutes im Staub liegen auf der Schwelle der Verfolgten! Möge die Hand verdorren, die geschrieben den grausamen Befehl und der Mund, der ihn gesprochen, möge . . ."

„Hinaus! Fort mit dem Lästerer!"

Unter dem Anschein, als wolle er ihn selbst entfernen,

drängte sich der Doktor Lazare zwischen die Diener des Hauses und den Greis, denn die leidenschaftliche Erregung desselben gegen seine christlichen Genossen hatte ihm im Geheimen ein boshaftes Vergnügen gemacht; aber schon hatte die Hand des Barons den Arm des Greises gefaßt und schleppte ihn mit Gewalt aus dem Zimmer, die Diener von jeder Mißhandlung zurückwehrend, und er verließ mit dem jetzt Willenlosen und Tiefgebeugten das Haus.

Der General, der Jesuit und der Spion blieben allein zurück in dem Gemach und einige Minuten schweigend um den Tisch stehen.

„Wollen Euer Hochwürden wirklich den kleinen Mortara zu einem Christen machen?" frug endlich der Doktor. „Der Alte wird ein entsetzliches Geschrei erheben und die Zeitungen werden mit allen Händen danach greifen!"

Der Superior sah streng empor.

„Was kümmert uns das Geschrei der Zeitungen — die Macht der Kirche steht fest und es ist Zeit, daß ihr Kampf gegen den Materialismus des Geldes und die Gottlosigkeit der Presse offen beginnt. Der Knabe Mortara soll der Beweis werden, daß ihr Wille und ihr Gesetz unbeugsam sind!"

„Und den Alten," sagte der General hämisch, „überlassen Sie mir. Er hat sich selbst die Grube gegraben. Morgen werde ich die Polizei von seinen Gesinnungen benachrichtigen. Sie wird ihn zwingen, zu gestehen, was sein Trotz uns verweigerte."

„Ich, Signori," sprach mit bedeutsamen Lächeln der

Doktor — „hoffe es morgen schon zu wissen und mehr dazu. Und deshalb, Signori, leben Sie wohl für heute!"

Die Fenster der Casa Paulina waren glänzend erleuchtet — in dem Salon der Oberstin Manara hatte sich eine ziemlich zahlreiche Gesellschaft versammelt, Fremde und Einheimische, darunter der Marchese Ferari und der Kapitain Balduccio, einige der Personen, die zwei Stunden vorher sich an der geheimen Versammlung betheiligt hatten, es aber wagen durften, unter den Augen der österreichischen Polizei sich, als zu dem Schauspiel des Leichenbegängnisses herüber gekommen, öffentlich in Mailand zu zeigen, und nebst der Gräfin Montalto Carnaro mehrere Damen aus der Bekanntschaft der Oberstin.

Das große Ereigniß des Tages, die Ausstellung der Leiche des Marschalls und die bevorstehende Leichenfeier bildete natürlich den Gegenstand der allgemeinen Unterhaltung, da absichtlich Personen eingeladen worden, welche mit den geheimen Zwecken der Gesellschaft nichts weniger als bekannt waren, um dieser jeden Anschein der Politik zu nehmen.

Die Signorina Bignatelli hatte sich gegen halb eilf Uhr unter dem Vorwand einer heftigen Migraine und unter dem gewandten Schutz der Gräfin Törkhöny entfernt, die es sich nicht nehmen ließ, die junge Gebieterin des Hauses selbst bis in ihr Zimmer zu geleiten. Dort empfahl sie ihr Vorsicht, wünschte ihr mit bedeutsamen Lächeln vor der Zofe eine gute Nacht und schied mit dem

Versprechen, in der Gesellschaft jede weitere Störung ihrer Ruhe zu verhindern.

Sie war eben erst kurze Zeit wieder in den Salon getreten, als Graf Sforza erschien und in seiner Begleitung den Doktor Lazare oder vielleicht Herrn von Sapieha mitbrachte, den er zum Mal in den Cercle der Oberstin einführte und der Dame des Hauses vorstellte.

Die vertraute Bekanntschaft mit mehreren der anwesenden Cavaliere, seine Gewandtheit und sein ganzes Auftreten sicherten dem Doktor die höflichste Aufnahme und bald war er in verschiedene Unterhaltungen mit den Damen und Herren verflochten, indem er sich geschickt von einer der Gruppen zur anderen bewegte und alle im Geheimen beobachtete.

Der Conte hatte sofort ungestüm nach seiner Verlobten gefragt, sich aber mit der Antwort begnügen müssen, daß sie sich wegen Unwohlseins habe verabschieden müssen, und war jetzt in eine eifrige geheime Unterhaltung mit der Gräfin Montalto verwickelt, während die Wirthin diese mit ihrer Nähe deckte und jede Störung geschickt zu verhindern wußte.

Diese Gelegenheit benutzte der Doktor, um zu der Gräfin Törkyöny zu treten, der er sich vorhin in aller Form hatte vorstellen lassen.

Selbst wenn er nicht bereits durch die Andeutungen und Mittheilungen des Grafen, der ihn von Eifersucht verzehrt sofort nach der Versammlung der Verschworenen und den kurzen Vorbereitungen zu seiner Abreise wieder aufgesucht hatte, den Charakter der Gesellschaft ge-

kannt hätte, würde er sich schwerlich von deren gleichgültigem Anschein haben täuschen lassen. Seine scharfe Beobachtungsgabe zeigte ihm in einzelnen Blicken und Worten, daß der größere Theil der Anwesenden sich wohl verstand und ganz andere Zwecke verfolgte, als die allgemeine Unterhaltung.

Die Gräfin stand in einem der offenen Nebenzimmer anscheinend mit der Durchsicht eines Albums beschäftigt, als der Doktor, nachdem er sich geschickt durch die einzelnen Gruppen in ihre Nähe gebracht, wie zufällig zu ihr trat und eine allgemeine Conversation mir ihr anknüpfte.

Unter den Phrasen derselben fand leicht eine Verständigung der beiden Verbündeten statt, während sie eine Stellung eingenommen hatten, daß Niemand sich unbemerkt ihnen nähern konnte.

„Ich erwartete nicht, Dich hier zu sehen," sagte die Gräfin. „Nach Deinem Billet sollte es erst nach Mitternacht im Garten geschehen."

„Sprich vorsichtig. Sieh nach der Montalto!"

„Was ist mit ihr? ich verliere sie nicht aus den Augen!"

„Halte Dich auf Alles gefaßt — ich glaube wir sind unserm Ziele nahe und diese Nacht noch kann uns zum Zweck bringen. Wo ist die Erbin?"

„Seit einer Viertelstunde bereits in den Armen ihres Liebhabers."

„Wo? — genau!"

„In dem Pavillon an der Mauer nach der Seite des Lentasio."

„Wie kommt der Rittmeister dahin?"

„Wenige Schritte davon ist die Thür nach der Gasse. Sie wirft ihm den Schlüssel durch die Jalousie zu, wenn Alles sicher ist. Halt . . ."

„Nun?"

„So eben hat die Montalto an Sforza ein kleines Packet gegeben."

Der Doktor hatte sich über die Zeichnungen gebeugt und deutete mit dem Finger auf sie, denn eben gingen zwei Gäste zufällig vorüber.

„Die Sepiaskizze ist vortrefflich. — Es sind Papiere, die ich haben muß und sollte er mein Stilet kosten. Merk' auf, wenn ihr Gespräch endet — ich darf ihn nicht aus den Augen verlieren. — Die Kleine hat Dir also vollständig vertraut?"

„Sie hat mir vor einer halben Stunde in ihrem Schlafzimmer Diamanten ihrer verstorbenen Mutter ausgehändigt, die wenigstens zehntausend Thaler werth sind, um sie zu verkaufen und das Geld zu ihrer Befreiung von ihrem Verlobten anzuwenden."

„Wir werden es billiger haben. Kann man in das Innere des Pavillons gelangen?"

„Mit leichter Mühe. Das innere Zimmer hat keine Riegel — der Eingang des kleinen Vorzimmers von den Stufen würde für eine geschickte Hand leicht zu öffnen sein, auch wenn sie das Turtelpärchen verschlossen haben sollte. Aber warum? — Der Graf steht auf."

„Dann schnell — Du wirst Alles erfahren. Nochmals, halte Dich bereit, verlaß die Gesellschaft, wenn wir gehen und wenn Du mein Zeichen hörst, so sei am Fenster!"

„Ihre Kritik, Signor, über diese Skizzen," sagte die Gräfin laut, „zeigt den vollendeten Kenner und die liebenswürdige Nachsicht des galanten Cavaliers. Ich danke Ihnen im Namen meiner Freundin, der Malerin, dafür."

Sie deutete mit einer Bewegung der Hand nach der Oberstin, die eben herbeikam.

Der Doktor wechselte einige gleichgültige Redensarten mit der Dame des Hauses, bis Graf Sforza zu ihnen herantrat.

„Sie entschuldigen, Signora, wenn ich mich entferne und meinen Freund Ihrer angenehmen Gesellschaft entführe. — Wir wollen morgen einen kleinen Ausflug in die Nachbarschaft machen und ich bitte Sie deshalb auch, bei meiner Braut mich zu entschuldigen. — Ich hoffe, daß Sie dieselbe vor jeder Zudringlichkeit bewahren," fügte er leise hinzu! — „nur so lange, bis unser Werk gethan!"

Er nahm den Arm des Doktors und entfernte sich mit ihm. Indem er durch den Salon ging, flüsterte er dem Marchese Ferari zu: „Wir treffen uns an der Ecke der Straße."

Der Angeredete bejahte. „Sobald Balduccio sein Spiel beendet, kommen wir!"

Der Graf hatte mit dem Doktor das Haus verlassen, beide in ihre Mäntel gehüllt.

Sie gingen schweigend die Straße entlang, bis sie nach dem Platz des Lentasio einbogen.

Der Nobile schaute sich um, der Platz war leer, da der Trauerfeier wegen an dem Abend keine Theatervorstellung stattgefunden. Nachdem er sich überzeugt, daß sie

allein waren, lud er mit einer hastigen Bewegung seinen Begleiter ein, auf einer der Marmorbänke Platz zu nehmen.

„Sie müssen mir Rede stehen, Sapieha," sagte er mit unterdrückter Leidenschaft, „denn ich will wissen, woran ich bin, ehe ich Mailand verlasse."

„So gehen Sie wirklich, Signor Conte?"

„In einer Stunde muß ich Mailand im Rücken haben. Der Vetturin, der mich nach Bergamo bringen soll, wartet an dem Kreuzweg der Strada Ferrata gegenüber dem Eingang zum Lazareth. Auch deshalb muß ich mit Ihnen sprechen. Ich habe Vertrauen zu Ihnen und Sie müssen mir einen Dienst erweisen."

„Sie wissen, daß ich stets dazu bereit bin, doch ist es schwer, wenn man nur halbes Vertrauen genießt."

„Das soll sich ändern, wir konnten früher nicht wissen, ob man sich ganz auf Sie verlassen könne. Ich habe mich überzeugt und es ist jetzt nur eine Form, wenn ich Ihren Eid fordere, Alles was Sie erfahren, selbst dem Priester nicht zu verrathen."

„Bah — ich gehöre zur griechisch-unirten Kirche, Graf und da sind wir so penible mit der Beichte. Aber ich schwöre Ihnen mit Vergnügen, wenn Sie dies beruhigen kann, daß Ihre Geheimnisse bei mir so sicher sind wie bei Ihnen."

„Wohlan denn — Sie wissen bereits, daß ich noch heute fort muß nach Bergamo."

„Sie haben es mir gesagt — aber wie werden Sie bei Nacht durch die Wachen am Thor passiren?"

„Nichts leichter als das — wir kennen die Loosung: „„Custozza"". Wir haben nicht umsonst unsere Freunde in

der Armee unserer Tyrannen. Der Wagen wartet an der bestimmten Stelle und weicht nicht von dort, bis ihm der Name dessen, der mich nach Bergamo sendet, gegeben ist."

„Also Garibaldi?"

„Richtig. Sie wissen bereits, daß er unter dem Schutz der Fremdenmenge, die angeblich das Leichenbegängniß her gezogen, sich hier befindet. Aber was Sie nicht wissen ist, daß außer ihm die zuverlässigsten Mitglieder des Bundes des jungen Italiens sich hier versammelt haben und übermorgen im Augenblick des Leichenbegängnisses sich tausend bewaffnete Arme erheben werden um über die Söldner der Tyrannen herzufallen und Italien das Signal zur allgemeinen Erhebung zu geben, die der österreichischen Herrschaft ein Ende machen wird."

„Aber die Truppenzahl der Oesterreicher ist nicht unbeträchtlich — unterschätzen Sie nicht die Gefahr?"

„Cospetto — die ganze Bevölkerung von Mailand wird sich wie ein Mann erheben und uns anschließen, wenn sie erst Blut sieht. Die Truppen mit Ausnahme einer geringen Besatzung des Kastells, die Türr leicht überwältigen wird, sind sämmtlich bei dem Leichenconduct und ohne Munition, da sie keine Ahnung von dem Schicksal haben, das ihrer wartet. Unter einem Führer, wie Garibaldi, kann der Ausgang nicht zweifelhaft sein. Das Blut der verhaßten Deutschen wird die Straßenrinnen von Mailand füllen."

„Aber selbst wenn der Hauptstreich hier gelingt, es wird rasch Hilfe aus allen Garnisonen mit der Eisenbahn hier sein."

„Per bacco, Sie trauen uns wenig Umsicht zu. Alle Generale, die besten Führer der österreichischen Armee werden sich übermorgen in Mailand befinden und unsere Dolche und Kugeln werden sie zuerst finden. Auf der ganzen Eisenbahn bis Venedig sind unsere Vertrauten vertheilt, jeden Verrath zu verhindern und im Augenblick des Losbruchs die Schienen und die Telegraphendräthe zu zerstören. Um dies zu überwachen, muß ich eben nach Bergamo und Brescia. Sobald Mailand das Signal gegeben, werden in den anderen Städten bis Venedig Aufstände erfolgen, die den Garnisonen hinreichende Beschäftigung geben. Parma, Florenz und Modena sind längst bereit, bei dem ersten Zeichen die Trikolore zu erheben und ihre Tyrannen zu verjagen oder noch besser, sie ganz unschädlich zu machen. Und was ich hier in der Brusttasche trage, wird auch dem Furchtsamsten Vertrauen geben."

„Zum Henker — Sie tragen doch nicht eine Alliance in der Tasche?"

„Und warum das nicht? — rechnen Sie in Polen nicht mit Bestimmtheit auf eine Unterstützung Frankreichs im günstigen Augenblick? Nun wohl, unser Weg nach Paris geht über Turin und ich habe hier die Beweise, daß Graf Cavour uns nicht im Stich lassen wird. Wenn Sie wüßten, was in Paris vielleicht schon in 24 Stunden geschieht, — würden Sie nicht zweifeln, daß wir auch dort der Hilfe sicher sind."

Bei all' seiner Selbstbeherrschung hatte der Doktor eine Bewegung nicht unterdrücken können, als er sich unerwartet, so greifbar am Ziel sah und die Hand zuckte un-

willkürlich unter dem Mantel nach dem kurzen Stilet in der Brusttasche seines Gilets, um durch einen kräftigen Stoß sich der wichtigen Dokumente zu bemächtigen. Aber eine kurze Ueberlegung bewies ihm, daß er denselben Zweck auf sicherere Weise erreichen würde, indem er sich der eigenen Leidenschaften seines Opfers bediente. Er hatte gesehen, daß der Graf auf der Soirée der Oberstin stark dem feurigen Schaumwein von Asti zugesprochen und daß seine Heftigkeit nur des Anstoßes bedurfte, um auszubrechen.

„Das ändert die Aussichten. Aber in welcher Art kann ich Ihnen persönlich dienen, Freund?"

„Ferari und Balduccio bleiben hier, aber sie werden mit der Rolle, die sie in dem Unternehmen spielen, genug zu thun haben. Ferari hat es überdies übernommen, für diesen deutschen Flegel zu sorgen und ihn mir vom Halse zu schaffen. Aber um was ich Sie bitten will, ist an dem Tage den Schutz der Damen zu übernehmen und Julia zu überwachen, denn die Gräfin wird es sicher an einer Demonstration nicht fehlen lassen."

„Ich fürchte, Signor Conte, ich werde da Nichts mehr zu beschützen haben, was für Sie von Werth ist!"

Der Italiener fuhr empor. „Beim Blute Christi, ich will endlich wissen, was Ihre Anspielungen bedeuten! Wenn Sie mein Freund sind, so sprechen Sie offen heraus — ich fordere Beweise, um zu handeln!"

„So glauben Sie wirklich an die naive Unschuld der kleinen Bignatelli?"

„Ich glaube an die Tugend keines Weibes, aber die

Oberstin wacht über diese und — Höll' und Teufel, wenn es wahr wäre, daß man mich betrogen . . ."

„Nun wohl, Signor Conte — wenn Sie Ueberzeugung wollen, ich kann sie Ihnen verschaffen."

Der Italiener hatte knirschend seinen Arm gefaßt. „Reden Sie — Julia . . ."

„Die schöne Signorina Julia Bignatelli liegt in diesem Augenblick wiederum in den sehr kräftigen Armen ihres Liebhabers, des Baron von Trautmannsdorf und ich bin bereit, sie Ihnen in dieser Situation zu zeigen."

„Dann soll sie sterben mit ihm, so wahr ich Sforza heiße. Führen Sie mich hin oder ich ermorde Sie selbst."

„Sachte, sachte, Signor Conte," sagte lachend der Doktor. „Ich finde es in der Ordnung, daß Sie sich eine kleine Revange dafür bereiten wollen, daß Ihre Braut einen Andern küßt, und daß Sie Ihren Nebenbuhler an den ersten besten Laternenpfahl befördern möchten. Aber an einer so reichen und hübschen Dame, wie die kleine Julia, Ihre Rache zu kühlen, das wäre vor der Hochzeit geradezu eine Dummheit, und ich gebe Ihnen mein Wort, daß Sie Nichts weiter erfahren, ehe Sie nicht vernünftig geworden."

Der Graf schwieg einige Augenblicke, während er die Lippen fast blutig biß, dann sagte er mit dumpfer Stimme:

„Führen Sie mich — ich werde Ihrem Rath folgen!"

Der Doktor hatte sich bereits erhoben und wies nach der Richtung der Casa Paulina. „So lassen Sie uns gehen, dort werden wir auch Ihre Freunde treffen. Unterwegs sollen Sie das Nöthige erfahren."

Sie gingen hastig über den Platz der Querstraße zu, die an der Gartenmauer der Casa nach dem Corso der Porta Romana zuläuft.

„Haben Sie Waffen bei sich, Signor Conte?"

„Nur mein Stilet, aber die Klinge ist vorzüglich, und meine Terzerols. Meine andere Waffen finde ich im Wagen."

„So geben Sie mir die Terzerole — sie nutzen Nichts und könnten unnöthigen Lärmen machen. — So! Sie kennen den Pavillon im Garten der Casa — nach dem Theater zu?"

„Ja wohl!"

„Nun — dort pflegt die Signorina ihre kleinen Liebesfreuden abzuhalten und sie befindet sich in diesem Augenblick wieder daselbst, wenn das Pärchen sich nicht etwa schon getrennt hat, was ich kaum glaube. Aber wir können uns leicht davon überzeugen."

Er wandte seinen Schritt nach der Villa, wo die Gartenmauer an die Anlagen stößt.

Ueber der Mauer, in der Höhe von etwa 20 Fuß erhob sich das Belvedere mit dem Pavillon.

Die Jalousieen waren dicht geschlossen, im ersten Augenblick Nichts zu bemerken.

Aber das Auge der Eifersucht sieht scharf.

Der Graf preßte den Arm Lazare's. „Ha — sehen Sie dort, jenen leuchtenden Punkt — beim Himmel, es ist Licht in dem Pavillon."

„Da tafeln sie wahrscheinlich zusammen, oder erfreuen

sich sonst allerlei Genüsse. — Nichts da — Sie sollen es bequemer haben, kommen Sie!"

Er zog den Sträubenden mit sich fort in die ziemlich enge Gasse hinein, die zum größten Theil von den Gartenmauern der Häuser nach der Hauptstraße zu gebildet wird.

Der Doktor blieb an dem Pförtchen stehen, das hier in den Garten führte. „So — jetzt sind wir am Ziel — und die beiden Gestalten dort am Eingang des Corso's sind Ihre Freunde, die Sie bereits erwarten. Aber ehe wir sie holen — sollen diese vollständig in das kleine Scandalosum eingeweiht werden? Es ist das später gerade nicht angenehm für einen Ehemann."

„Nein — ich bin allein Mannes genug, mit dem Schurken fertig zu werden," sagte hastig der Graf. „Sie mögen den Garten hier von Außen bewachen, damit er nicht entkommt. Kein Wort, Freund, von der Anwesenheit der Pflichtvergessenen! Sie allein dürfen mich begleiten. Aber wie kommen wir in den Garten?"

„Bah — Verliebte sind selten vorsichtig und da sehen Sie das Beispiel!" Er hatte an die Thür gedrückt und diese leise geöffnet. „Auf diesem Wege muß offenbar der Rittmeister eingetreten sein. — Jetzt, indeß ich das Feld rekognoszire, holen Sie Ihre Freunde hierher."

Er trat in den Garten; wie gedacht, steckte der Schlüssel an der inneren Seite in der Thür und er zog ihn sofort ab. Alles war still umher, — das Geräusch einer kleinen Fontaine, die wenige Schritte entfernt von ihm plätscherte, unterbrach allein die Einsamkeit.

Der Doktor trat einige Schritte vor und bog um ein trotz des Laubmangels dichtes Bosket, das ihm die Aussicht auf das Haus versperrte. Die Fenster des oberen Stockwerks waren erleuchtet, mit Ausnahme jener der Zimmer der jungen Erbin, ein Beweis, daß die Conversatione der Oberstin noch fortdauerte. Eben blitzte auch in dem Schlafzimmer der ungarischen Gräfin ein Licht auf, sie hatte also bereits die Gesellschaft verlassen, wie er es ihr angedeutet.

Der Doktor rieb sich mit einem boshaften Lächeln die Hände. „Es geht vortrefflich," flüsterte er. „Es sollte mich sehr wundern, wenn der eifersüchtige Narr nicht Eins auf seinen Schädel bekäme, daß er genug hat und ich die Papiere ohne jede Mühe bekomme. Doch da sind sie!"

Er trat an das Pförtchen zurück, der Graf kam mit seinen beiden Vertrauten eben herbei.

„Ich habe meinen Freunden bereits mitgetheilt, Signor Sapieha," sagte er hastig, „daß einer dieser frechen Tedeschi sich in den Garten eingeschlichen hat und Einverständnisse im Hause unterhält, um unser Geheimniß zu erspähen und uns alle an die österreichischen Galgen oder wenigstens nach Mantua oder dem Kufstein zu bringen. Der Spion darf nicht lebendig zurückkehren. Bleibe hier und bewache diese Thür, Kapitain, während Ferari sich an der Seite nach dem Lentasio verbirgt. Ihr habt doch Eure Stilete bei Euch?"

„Mailänder Stahl, lieber Junge, sei unbesorgt — ein Stoß zwischen die Schultern und das Spioniren soll ihm vergehen."

„Sind Sie toll, Signori," sagte der Doktor. „Der Körper eines österreichischen Offiziers morgen früh mit einem Dolchstoß auf der Straße gefunden, würde ganz Mailand in Allarm und alle Ihre Freunde in die Hände der Polizei bringen. Auch tödtet ein Dolchstoß nicht leicht so rasch, daß nicht Lärm dabei entstände."

„Aber wir dürfen ihn unmöglich entkommen lassen und zum Handgemenge ist er uns wahrscheinlich zu stark."

„Ich sehe, Signor Marchese, Ihre Landsleute können noch viel von den Indiern lernen. Geben Sie mir Beide ihre Taschentücher, Signori."

Er nahm die dargereichten, ging zu der Fontaine und füllte sie mit nassem Sand, den er fest zusammendrehte. „So — da haben Sie eine vorzügliche Waffe, die noch lange nicht genug in unserm kultivirten Europa gewürdigt wird. Ein kräftiger Schlag mit diesem einfachen Streitkolben an die Schläfe oder in den Nacken hat dieselbe Wirkung wie ein guter Dolchstich, aber den Vorzug, daß er nicht die geringsten Spuren hinterläßt."

Der Marchese probirte die eigenthümliche Waffe. „Es ist wahr," sagte er — „sie muß einen furchtbaren Schlag haben. Wir wollen wenigstens sehen, was damit zu machen ist. Für den Nothfall bleibt mir immer der Stahl. Wenn Du uns brauchst, Sforza, so gieb das Signal."

„Fort! fort!"

Der Graf hatte ungeduldig den Arm des Doktors gefaßt und drängte ihn in den Garten, dessen Thür der Spion leise in's Schloß drückte. „Wenn Sie noch länger zögern, erbreche ich allein die Thür des Pavillons!"

„Still, still — ich hoffe, wir werden ohne Spektakel Zeuge einiger erotischen Amüsements sein können. Aber vergessen Sie Ihr Versprechen nicht, ruhig zu bleiben. Sie sind Ihrer Rache ja übermorgen sicher."

Sie standen bereits an der Doppeltreppe des Aufgangs zu dem Pavillon, der unter hohen Nußbäumen an die Mauer stieß, und der Doktor war alsbald mit Katzentritten auf dem Plateau des künstlichen Hügels, auf dem das Gebäude stand, und besichtigte und betastete die Thür.

Sie war, wie er sich durch einen leisen Druck überzeugte, von Innen verschlossen; aber mit der Gewandtheit eines Diebes öffnete er mittelst der Spitze seines Stilets leicht das schlechte italienische Schloß.

Er winkte seinem Gefährten mit der Hand zur Stille und Vorsicht, dann glitten Beide in den engen dunklen Raum des Vorzimmers.

Ihnen gegenüber leuchtete unter der schlecht verwahrten Thür zu dem innern größeren Gemach ein breiter Lichtstrahl hervor — ein helles heiteres Lachen klang heraus, dann eine zärtliche schmeichelnde Stimme, der ein kräftigerer Ton antwortete.

Die Töne wurden zum Flüstern — der Laut zärtlicher Küsse mischte sich hinein — ein süßes Stöhnen leidenschaftlicher Erregung — jene süßen magnetischen, mehr gefühlten als gehörten Laute, wie sie allein die verschwiegenen Wände des jungfräulichen Brautgemachs empfangen; — dann — — —

Ein Fußstoß traf die leichte Thür, daß sie in Stücken flog — auf der Schwelle, den Mantel zurückgeworfen,

stand mit wuthgeröthetem Gesicht der betrogene Verlobte — das Licht der Lampe züngelte wie eine Schlange auf dem Stahl in seiner Faust — — — — — — — —

— — — — — — — — — — — — — — — — — —

Eine weiche Hand hatte die seine, rauhe, an den Schwertgriff gewohnte erfaßt und zog ihn die Stufen hinauf.

Als sie durch das kleine dunkle Vorzimmer in das Boudoir getreten waren, das die größere Hälfte des Pavillons einnahm, empfand der deutsche Rittmeister ein wohlthuendes Gefühl. Auf dem Tisch brannte, durch die Glocke gedämpft, eine Lampe und hüllte alle Gegenstände in ihren sanften verführerischen Schein, die ganze Einrichtung athmete nach seinen Wünschen und Rathschlägen bei den geheimen Zusammenkünften, mehr die deutsche Gemüthlichkeit, als die italienische Nonchalonce, wenn auch noch immer die ernste Ordnung und Sauberkeit fehlte.

Die junge Erbin hatte ihn zu dem ziemlich breiten und geräumigen Divan gezogen, der eine Seite des Zimmers einnahm.

„Endlich, Enrico — wie unendlich habe ich mich gesehnt, Dich zu sprechen," rief sie, die stattliche markige Gestalt des Freiherrn umschlingend. „Diese Verstellung, dieses Verhältniß, in dem ich wie eine Sklavin, wie eine Waare behandelt werde, ist nicht mehr zu ertragen!"

„Aber was hast Du, was willst Du, cara mia?"

„Was ich will?" rief die junge Italienerin leidenschaftlich. „Dich unbehindert an mein Herz drücken, in jedem Augenblick Dir sagen, daß ich Dich liebe; nicht

mehr von dieser kalten nur für Politik zugänglichen Frau wie ein Kind am Gängelband behandelt werden und täglich dieses verhaßte Gesicht ertragen, das sich bereits mein Herr dünkt und von meinem Vermögen seinen zerrütteten Kredit wieder herstellen will. Ich bitte Dich, Enrico, Du bist ein Mann — mach diesem Zustand ein Ende! Du weißt, daß ich Dein bin und Alles will, was Du willst!"

Er hatte sie auf seinen Schoos gezogen. „Närrchen! mein liebes Herz — ist das auch wahr?"

Sie hatte die Arme um ihn geschlungen und seinen kräftigen Nacken zu sich nieder gezogen. Ihre brennenden rothen Lippen preßten sich auf die seinen, ihr Busen hob sich heiß athmend aus dem weißen verrätherischen Nachtkleid an seiner starken breiten Brust.

„Bin ich nicht Dein Eigenthum, liebe ich Dich nicht mit jeder Fiber meiner Seele? Kalter Tedescho, wie kannst Du so hart und gleichgültig sein bei dem Leiden Deiner Julia? Aber geht, Ihr Tedeschi tragt das Eis der Alpen statt eines glühenden Herzens in der Brust und Du vor Allem weißt nicht, was Liebe ist!"

Der Rittmeister strich ihr lachend die Haare aus dem Gesicht. „Du bist ein Kind und glaubst nicht an das, was Du sprichst. Laß uns von dem Nothwendigen reden, — was ist geschehen?"

„Heilige Jungfrau," wehklagte die Signorina, „ist es noch nicht genug, daß Du heute Streit gehabt hast mit Signor Sforza? Was wird geschehen — ich zittere bei dem Gedanken daran, ich sehe Dich von ihren Dolchen durchbohrt — mein einziges Leben, das Glück meiner

Seele, für das ich Alles hingegeben, selbst mein Vaterland! Glaube mir, sie sind gefährlich, ich kenne sie!"

Eine dunkle Wolke zog flüchtig über die Stirn des Offiziers, während er an das frevelhafte Spiel um Tod und Leben dachte und wußte, daß in der Brusttasche auf seinem Herzen die verhängnißvolle Entscheidung ruhte.

„Trage keine Sorge um mich, Julietta," sagte er endlich — „ich kenne diese Herren, sie beißen wie schlimme Hunde in die Kette, die sie fesselt, aber ihr Bellen ist nicht gefährlich. Bevor 24 Stunden vergangen, wirst Du frei sein!"

Sie sah ihn fragend an. „So handelst Du in Verbindung mit der Gräfin?"

„Mit welcher Gräfin?"

„Ei — mit unserer Freundin, die mich heute so geschickt in der Villa Reale allein ließ und dann alle Schuld auf sich nahm. Mit der Contessa Zrynyi."

„Sie hat Dir versprochen, Dich von dieser Verlobung zu befreien? sie weiß um unser Verhältniß?"

„Gewiß und auch, daß wir in diesem Augenblicke zusammen sind — sie ist bei der Oberstin, um allen Verdacht abzulenken." Sie erzählte ihm naiv ihre Unterredung mit der Gräfin und daß sie am Abend, kurz vorher, bevor sie sich unter dem Vorwand der Migräne entfernt, ihr einige werthvolle Schmucksachen ihrer Mutter eingehändigt, um darauf ihr das Geld zu verschaffen, das die Gräfin als nöthig bezeichnet hatte.

Der Rittmeister schüttelte den Kopf. „Diese Protektion will mir nicht gefallen" sagte er warnend, — „die

Frau steht in keinem besonderen Ruf und ist keine Vertraute für ein junges Mädchen. Sie stand schon früher auf Seite der Rebellen und geht hier nur mit unseren enragirtesten Feinden um. Du selbst mußt das wissen!"

„Oh, ich bürge für sie — sie meint es gut mit uns, und was die Politik betrifft, so weiß sie selbst Nichts, als daß sich, wie sie sagt, wichtige Ereignisse vorbereiten; denn sie hat mich nach den Fremden gefragt, mit denen die Oberstin sich einschließt und mir den Auftrag gegeben, genau aufzupassen und ihr Alles zu sagen."

Der Rittmeister war aufmerksam geworden. „Von welchen Fremden sprichst Du?"

„Bah — es müssen Italianissimi sein, sie werden wieder ein Mal ein Bischen Revolution machen. Das wäre mir schon ganz recht, denn sicher ist der Sforza auch dabei und dann würde er todtgeschossen. Nicht wahr, Enrico, süßes Herz, Du thust mir einen Gefallen?"

„Welchen, mein Kind?"

„Wenn Du Dich mit dem Abscheulichen duellirst, wie die Gräfin sagt, daß es geschehen würde, dann tödtest Du ihn auf der Stelle, damit er mir nicht wieder vor die Augen kommt."

Der Baron bog das Mädchen, das so unbefangen über das Todtschießen ihres Verlobten sprach, als verstände sich das von selbst, zurück und sah ihr in das hübsche Gesicht.

„Aber Julietta, hat Dich die Gräfin nicht vielleicht auch darauf aufmerksam gemacht, daß ich der Unterliegende sein könnte?"

„Oh caro mio — was sprichst Du? warum willst Du mich erschrecken? Du und der Sforza? wie kann da ein Zweifel sein!"

Das naive Vertrauen schnitt ihm durch das Herz. Er fühlte die Pflicht, sie wenigstens auf das Unheil vorzubereiten, das über ihrer Liebe schwebte.

„Theure Julia," sagte er ernst — „bedenke, daß Du Dein Herz einem Soldaten geschenkt hast, dessen Leben jeden Augenblick seinem Kaiser und Vaterland und der Kugel oder dem Stahl eines Feindes gehört. In dieser Stadt und bei dem unsinnigen Haß Deiner Landsleute ist das Leben auch des Tapfersten desto unsicherer, und Du mußt Dich an den Gedanken gewöhnen, daß die nächste Stunde uns auf immer trennen und die gebieterische Pflicht mich von Dir nehmen kann!"

Sie sah ihn mit Entsetzen an, — der Gedanke, daß er, der starke, lebenskräftige, geliebte Mann zum Opfer fallen könnte, war ihr gar nicht in den Sinn gekommen.

„Heilige Jungfrau, Enrico, rede nicht so! Wie könnte ich leben ohne Dich — Du mein Alles — mein Licht, meine Seligkeit! Du tödtest mich mit solchen frevlen Gedanken!"

Sie war von seinem Knie niedergesunken an ihm, ihre Arme zogen umschlingend seinen Kopf zu ihr nieder, ihre dunkelen Locken flogen über den entblößten Nacken und die heiß ihm entgegenwogende Brust. Die glühenden Lippen preßten sich auf die seinen, als wollten sie in dem Feuer, das ihnen entströmte, die Bürgschaft des Lebens geben.

Die Nerven des kräftigen Mannes erbebten unter dieser leidenschaftlichen Umarmung. Er zog die Geliebte zu sich empor, er empfand in ihrem warmen Leben, in ihren heiß ihn umschlingenden Gliedern die ganze Seligkeit jenes Lebens, das er in dem kalten Stolz der Mannesehre so frevelhaft auf's Spiel gesetzt, das er ohne Kampf, ohne Rache, ohne Ringen und Widerstand vielleicht schon mit der nächsten Sonne von sich werfen und durch die eigene Hand mit der kalten Einsamkeit des Grabes vertauschen sollte.

Und vor ihm dieses Leben in seiner glühendsten verlockendsten Gestalt!

Der Ton jener übermüthigen Männerherrschaft, den er der Geliebten gegenüber stets gebraucht, schwand vor dem Ausbruch des wahren Gefühls, vor der Erregung der erweckten Leidenschaft.

Er zog sie halb mit Gewalt zu sich empor, er preßte sie an seine breite Brust, den entfesselten ihm aus dem leichten Nachtgewand entgegenwallenden Busen, sein Mund drückte heiße Küsse auf die ihm entgegenschwellenden Glieder.

„So liebst Du mich wirklich, Julietta, so würde mein Tod Dir wahren Schmerz bereiten?"

„Er ist der meine, Enrico, mit Dir allein ist Leben!"

„Und Du giebst mir das Deine?"

„Ganz — Leib und Seele — ich athme nur Dich, ich bin Dein Weib, das mit Dir lebt und stirbt!"

„Mein Weib! — Gewiß, und wenn alle Fanatiker Italiens sich dazwischen drängten, Du sollst es sein! Ich

will die Seligkeit genießen und wenn die nächste Stunde den Tod brächte!"

Er hielt sie umschlungen; sie selbst mit dem stürmisch klopfenden Herzen, mit den flammenden Augen, dem glühenden verzehrenden Odem der Leidenschaft, zog ihn nieder zu sich auf die Kissen des breiten Divans.

Die Lampe warf ihren matten Schein — es war so still, so süß, so schwül in dem kleinen Gemach trotz des Winterfrostes draußen.

War es die Gluth, die aus dem Kohlenbecken aufstieg und das Zimmer erfüllte, oder war es die Gluth zweier junger zitternder Herzen, welche die Atmosphäre erfüllte?

„Heilige Jungfrau — war das nicht ein Geräusch?"

„Du irrst — nur der Wind, der draußen durch die Bäume fährt! — ich lasse Dich nicht — Du bist mein, mein Weib!"

Und wieder drückte er die Erschreckende in seinen Armen nieder und sie widerstrebte nicht, und die Herzen pochten aneinander und die glühenden Lippen suchten sich.

„Dein Enrico — Dein — Dein Weib, Dein Alles!"

Die Luft war so heiß — jeder Odemzug glühendes verzehrendes Feuer der Sinne, das aus allen Pulsen strömte — nur der Laut eines glühenden Kusses, eines ersterbenden Seufzers durchbebte das kleine Gemach.

Da plötzlich von gewaltigem Stoß flog die leichte Thür aus ihrem Schloß, in dem dunkelen Rahmen mit todtsprühenden Augen, mit fahlem Gesicht, mit zuckenden Lippen stand der Graf — der Bräutigam — der Betrogene.

Hinter ihm, im Dunkel des Vorzimmers lauschte ein

zweites Gesicht, eine Miene voll Spannung und hämischen boshaften Ausdrucks.

Der Schein der Lampe blitzte auf die helle schmale Klinge des Stilets in der Hand des Nobile. Das heiße rachsüchtige Blut der Sforza schien aus den flammenden Augen zu springen.

„Metze — schändliche Buhlerin! Du sollst sterben, Du und Er!"

Mit dem Sprung des Tigers war er, den leichten Tisch umstürzend, an ihnen und hob die Faust zum Stoß.

Ein leichter Schrei — die Signorina war hinter ihren Geliebten geflüchtet und kauerte, das weiße Gewand um sich ziehend, in einer Ecke.

Die Klinge blitzte — im nächsten Augenblick klirrte sie nieder auf den Boden — die kräftige Hand des Deutschen hatte den Arm des Italieners am Handgelenk gefaßt und so gewaltig gepreßt, daß den zuckenden Fingern die Waffe entfiel.

„Nieder mit ihm, Sapieha! Wenn Sie ein Mann sind, schießen Sie ihn nieder!"

Der Rittmeister hatte seine ganze Kaltblütigkeit wieder gewonnen — sein Fuß stand auf den Dolch.

„Meuchelmörder!" sagte er verächtlich — „kommt heran, wenn Ihr es wagt!"

Seine kräftige Faust hatte den Italiener an die Thür zurück geschleudert, ein Schritt und er hatte den abgeschnallten Pallasch in der Linken und die Rechte am Korbgriff der treuen Waffe.

„Heran, feige Mörder!"

Der Nobile, schäumend über die Schmach, streckte den Arm zurück. „Die Pistole, Sapieha — die Pistole!"

Aber der falsche Sapieha war nirgends zu sehen — er war plötzlich verschwunden und dachte an Nichts weniger, als seinem Gefährten die Feuerwaffe zu reichen.

Der Baron winkte dem Mädchen. „Ihren Mantel, Signora Julia, kommen Sie!"

Er hatte den seinen über die Schulter geworfen und half dem zitternden beschämten Mädchen, sich in den weiten dunklen Mantel einhüllen, unter dessen bergender Hülle sie durch den Garten geschlüpft war.

„Kommen Sie, Julia — dies ist kein Platz für Sie! — Geben Sie Raum, Signor!"

„Nicht von der Stelle und sollte ich Dich mit meinen Händen erwürgen!"

„Probiren Sie es! zum letzten Mal — fort von der Thür!"

Der Graf in seiner blinden Wuth, obschon er waffenlos war, wollte sich auf ihn stürzen, als eine Stimme an sein Ohr flüsterte: „Das Couvert — sein Leben ist in Ihrer Hand!"

Eine höllische Freude zuckte über das zornblasse Gesicht des Italieners. „Halt, Verräther, keinen Schritt weiter — Du selbst sollst Dich richten vor den Augen dieser Nichtswürdigen! Die Stunde ist längst vorüber — hier ist Dein Leben in meiner Hand!"

Er hielt das verhängnißvolle Couvert ihm entgegen — diesmal erbleichte auch der Offizier leicht — er ließ

den Arm des Mädchens los, das erschrocken auf ihn starrte und trat einen Schritt zurück.

„Machen Sie ein Ende — ich werde als Mann mein Wort erfüllen, nur lassen Sie die Dame mich zuvor entfernen!"

„Nimmermehr — hier, vor ihren Füßen!" Er hatte das Siegel zerrissen und hielt das Papier ihm entgegen.

Der Rittmeister begegnete bleich mit finsterm aber entschlossenem Blick den funkelnden todsprühenden Augen seines Feindes, — dann heftete sich das seine langsam auf das Papier.

Ein rother Fleck zeigte sich auf seiner gebräunten Wange — dann verbreitete sich ein spöttisches Lächeln über sein männlich schönes Gesicht.

„Signor Conte," sagte er leicht, den Arm des zitternden Mädchens wieder unter den seinen ziehend, — „ich bewahre mir die Revange für diese Scene, und merken Sie es wohl, ich ziehe es vor, Ihnen meinen Wechsel noch nicht zu präsentiren. Und jetzt machen Sie gefälligst Platz für mich und meine Braut!"

Der Graf zuckte zusammen, als wäre er von einem elektrischen Schlage getroffen. Seine Augen starrten auf das Papier in seiner Hand — die Röthe des Zornes, die bisher sein Gesicht überzogen, wurde zur fahlen Leichenfarbe.

Das Papier in seiner Hand — der Wechsel auf Tod und Leben — war leer — das leere Formular — ohne Schrift.

Seine Gestalt fiel gebrochen zusammen — er wich

langsam, Zoll um Zoll zurück, wie der Deutsche, die Signorina am Arm, auf ihn zuschritt.

Die Thür war offen — der Doktor war verschwunden, — der Rittmeister verließ mit festem ruhigem Schritt, ohne es auch nur der Mühe werth zu halten, nach dem Gegner umzuschauen, das Gemach und den Pavillon.

Der Graf war haltlos, kraftlos, mit beiden Händen auf die Kissen des Divans gestützt, der wenige Augenblicke vorher der Zeuge seiner Schande und des Liebessieges seines Todfeindes gewesen war, zurückgeblieben.

Seine Augen waren starr auf den Boden geheftet — um seine Lippen zuckte es krampfhaft.

Jeder Nerv in ihm fühlte die Schrecken des Todes, den er sich selbst geben mußte, sobald Jener es forderte!

„Zum Teufel, das ist wirklich Pech, Conte," sagte eine frivole Stimme neben ihm. „Der Coup war vortrefflich, und Sie hätten keine bessere Revange haben können für die verdorbene Hochzeitsnacht, als wenn dieser ungeschlachte Narr sich vor den Augen der kleinen Julietta selbst hätte aufhängen oder füsiliren müssen. Der Spaß wäre kostbar gewesen und hätte kaum jener Brautnacht nachgestanden, die ich in Temesvàr erlebte. Das ist nun Alles Nichts und Sie können alsbald das Vergnügen genießen, sich selbst eine Kugel durch den Kopf zu jagen, wenn Sie sich nicht so schleunig als möglich aus dem Staube machen."

Der Graf sah ihn wirr an, als verstände er ihn nicht. Seine Lippen murmelten einige unverständliche Worte.

„Kommen Sie, sein Sie ein Mann, es ist noch Nichts verloren, da er ein solcher Narr gewesen ist, Ihnen nicht

Gleiches mit Gleichem zu vergelten" meinte der Doktor, seinen Arm schüttelnd. „Hoffentlich haben Ihre Freunde besseres Glück, als Sie selbst."

Der Nobile fuhr mit einem wilden Fluch aus seiner Betäubung auf. „Sein Sie verdammt bis in die Tiefen der Hölle" rief er. „Warum gaben Sie mir das Pistol nicht, das Sie mir gestohlen?"

„Daß wir unnütz Lärm gemacht und uns vielleicht eine Patrouille auf den Hals gezogen hätten! Und wenn Sie ihn fehlten, schlug er Sie todt wie einen Hund. Aber still — hörten Sie Nichts?"

Er sprang nach der Jalousie und versuchte das Fenster zu öffnen.

Man hörte auf dem gefrornen Schnee draußen dicht unter den Fenstern des Pavillons einen raschen kräftigen Schritt — dann ein paar Worte, wie von Zweien, die sich begegnen und eine deutsche Verwünschung, im nächsten Augenblick einen schweren Fall.

„Beim Satan, Signor Conte — sie haben die Courage gehabt, ihm den Garaus zu machen. Jetzt fort von hier, sonst könnte uns die Sache gefährlich werden." Er löschte rasch die Lampe und zog ihn aus dem Pavillon und die Stufen hinab durch den Garten.

Wenige Augenblicke darauf standen sie an dem Seitenpförtchen der Gartenmauer, das zu der engen Gasse führte. Es wurde hastig angeklopft.

„Ludovico, bist Du hier?"

„Ja" sagte öffnend der Doktor für den Grafen — „was giebt es, was ist geschehen?"

„Macht Euch aus dem Staube," flüsterte keuchend der Marchese — „geht durch die Gärten — er ist todt oder zum Mindesten so betäubt, daß er vorerst das Aufstehen vergißt. Ihre Waffe ist vortrefflich, Dottore; Balduccio, der einen Augenblick vorher zu mir gekommen, weil Ihr so lange bliebt, traf ihn, als er eben um die Ecke auf den Platz bog, von hinten, während ich ihn aufhielt."

„Wo ist der Kapitain?"

„Fort — um sich an einem andern Ende der Stadt sehen zu lassen. Ich eile nach dem Commercio*), um mich dort zu zeigen. — Du weißt, wohin Du Dich zu wenden hast, Sforza — unseren Dank für den Dienst kassiren wir später ein!"

Er eilte, in seinen Mantel gehüllt, mit raschem Schritt der Hauptstraße zu.

Der Graf, sobald er den Fall seines Feindes erfahren, war plötzlich ein anderer Mensch und hatte seine Geistesgegenwart wieder gefunden.

„Der Schurke hat seinen Lohn gefunden, der Teufel hat uns den Strick erspart" sagte er boshaft. Die Bignatelli muß schweigen um ihrer Ehre willen und in einer Stunde habe ich Mailand im Rücken, bis hier aufgeräumt ist mit den verfluchten Tedeschi. Schließen Sie geschwind die Thür, Signor Dottore und dann fort — ich weiß einen anderen Ausgang."

Er zog den Doktor mit sich fort nach dem Garten-

---

*) Ein großes Kaffeehaus in Mailand.

schuppen, durch den am Abend der Wechsler Mortara geführt worden war.

„Wohin gehen wir, Signor Conte?"

„In Sicherheit! — Sie in Ihr Bett und ich in meinen Reisewagen vor dem Lazareth. — Dieser Weg führt mittels eines Durchgangs durch einen andern in den Garten der Gräfin Montalban, dort sind wir in einer anderen Straße und kein Verdacht kann auf uns fallen."

„Das ist vortrefflich," sagte der Doktor — „aber bitte, Signor Conte, erlauben Sie, daß ich mich an Ihnen festhalte; es ist sehr finster hier und der Weg mir nicht so bekannt, wie Ihnen."

Er legte im Dunkel des Schuppens die Hand auf seine Schulter.

„Hier, Signor — hier — kommen Sie — hier — Diavolo — mir wird so schwindelig — ich — —"

Man hörte in dem finstern Durchgang ein Geräusch, wie vom Anstoßen eines Körpers, dann einen schweren Fall.

Einige Augenblicke herrschte tiefes Schweigen, dann knisterte das Streichen eines Feuerhölzchens und einige Augenblicke darauf erglühte der matte Schein eines kleinen Lichtes.

In seinem Schein hätte man sehen können, wie der Doktor, der es in seiner Hand trug, sich über den vor ihm am Boden liegenden regungslosen Körper des italienischen Nobile niederbeugte.

Er hielt ein kleines Schwämmchen in seiner anderen

Hand, das er nochmals an Nase und Mund des Bewußtlosen führte.

„So — die Dosis wird genügen, um diesen würdigen Abkömmling der Sforza einige Stunden hier in diesem Winkel in Ruh und Frieden zu halten. — Und nun wollen wir sehen, wo er die Papiere verwahrt, wenn er nicht etwa bloß eitel geprahlt hat."

Er befestigte das kleine Wachslicht auf einem zur Seite stehenden leeren Faß und begann den Körper des Chloroformirten umzudrehen, als wäre er ein Stück Holz, und seine Taschen zu durchsuchen.

„Ein Spiel Karten — und wahrhaftig, edler Herzog, ein Spiel mit den beliebten Signaturen! Behalten Sie es — es ist in guten Händen. — Teufel, eine Rolle Gold? ich wußte nicht, daß Sie noch so bei Kasse sind. — Ah, hier ist die Brieftasche. — Zwei Briefe nach Bergamo und Brescia — und hier," er brach ohne Weiteres das Siegel — „wahrhaftig, das ist sehr unvorsichtig von Herrn Cavour, so direkt sich zu verpflichten! Die Papiere, die der Dummkopf da in seiner Tasche umherschleppt, sind mindestens hunderttausend Gulden werth und gleichen vollkommen die kleine Unterschlagung von Plombières aus. Nun geschwind zur Gräfin!"

Er gab dem bewußtlosen Körper noch einen Stoß mit dem Fuß, ehe er das Licht ausblies, und verließ dann eilig den Schuppen, indem er sich sofort nach der Terrasse am Hause wandte und wie ein Schatten unter das erleuchtete Fenster des Schlafzimmers seiner Vertrauten glitt.

Ein leises eigenthümliches Pfeifen war das Signal.

Sogleich verschwand der Lichtschein in dem Zimmer und nach einigen Sekunden wurde leise das Fenster geöffnet und eine Frau erschien in demselben.

Er stand dicht unter dem Fenster, so daß ihre Köpfe sich fast berühren und sie in flüsterndem Tone sprechen konnten. „Wer ist da?"

„Du siehst es. Bist Du bereit?

„Zu was?"

„Zum Henker — mich zu begleiten. Wir müssen, wie wir gehn und stehn, Mailand in einer halben Stunde im Rücken haben!"

„Um Himmels willen, was ist geschehen?"

„Ich bin im Besitz aller Nachrichten über die Pläne des turiner Kabinets. Garibaldi und die verwegensten Führer der italienischen Nationalpartei sind in der Stadt — Alles ist vorbereitet, daß morgen beim Begräbniß des Marschalls eine Erhebung hier und zugleich in Florenz und Parma und an anderen Orten ausbrechen kann, — man will die sicilianische Vesper erneuern, und ich denke, das ist kein Aufenthalt für uns."

„Aber dann ist es am Besten, noch diese Nacht unsere Maske fallen zu lassen und uns unter den Schutz Gyulay's zu stellen. Die Truppen sind stark genug, um, wenn sie gewarnt sind, jede Emeute zu unterdrücken."

„Das wäre Thorheit, Martha — ich habe nicht die geringste Lust, das Verdienst dieser Entdeckung mit einem schlauen Jesuiten oder einem Beamten des Statthalters zu theilen. Die Papiere aus Turin sichern Dir den Ausgang Deines Prozesses. Mögen sie sich morgen hier die Hälse

abschneiden, je mehr, je besser — was kümmert's uns! Ueberdies wären wir hier keine Stunde länger von beiden Seiten sicher — die Verschwörung hat ihre Fäden bis in das Kastell. Auf allen Bahnen bis über Triest hinaus haben sie ihre Agenten und Vertraute, selbst unter militairischer Eskorte wäre die Reise auf dem gewöhnlichen Wege nicht ohne Gefahr. Aber sie selbst, oder vielmehr dieser Dummkopf von Sforza hat mir die Mittel an die Hand gegeben, ihnen zu entgehen. Der Schwamm mit dem Chloroform, der neulich die kleine Spröde im Hôtel so hübsch betäubte und willig machte, hat seine Wirkung gethan und der künftige Herzog von Mailand liegt wie ein Stück Holz im Holzschuppen. Wenn er am Morgen aufwacht, wird er genug zu thun haben, sich über den Mord seines Rivalen zu rechtfertigen."

„Ueber was?"

„Zum Henker, über den Tod Deines würdigen Protegés für die kleine Erbin, des langen Küraſſiers!"

„Des Baron von Trautmannsdorf?"

„Gewiß — wir überraschten ihn in einer sehr priapischen Situation mit der feurigen Italienerin. Teufel — mir wurde ordentlich warm hinter der dünnen Thür bei dem Liebesgestöhne. Ich erzähle Dir unterwegs den Spaß — jetzt eile Dich. Sforza's Busenfreunde, die ruinirten Schlingel, haben den verliebten Herkules am Platz des Lentasio vor einer Viertelstunde erschlagen und wenn man die Leiche findet, wird's Lärmen genug geben — darum eile Dich, so lange die Luft rein ist!"

„Der Baron ermordet, — vor einer Viertelstunde? — Du träumst!"

„Unsinn — ich hörte den Schlag — ich war beinahe dabei." — —

„Aber ich habe den Baron vor fünf Minuten die Treppe aus der Wohnung der Oberstin herunter kommen sehen — und die Kammerjungfer erzählte mir so eben, als Du das Signal gabst, daß es in der Conversazione der Oberstin eine Scene gegeben und Alles noch in Aufregung und Verwirrung ist."

„Was soll das heißen?"

„Die Letzten der Gesellschaft wollten eben aufbrechen, als der Baron plötzlich in den Salon trat, die Bignatelli in einen Mantel gehüllt am Arm, und sie der Oberstin und der Gesellschaft als seine Braut vorstellte. Dann war das Paar eben so rasch verschwunden und er brachte sie bis an ihr Zimmer, wo sie sich eingeschlossen hat."

Der Doktor lachte. „Wahrhaftig, das ist ein resoluter Soldatenstreich — aber er konnte nicht anders nach dem, was wir gehört und gesehen. Aber wie ist mir denn — Du hast den Rittmeister vor fünf Minuten selbst gesehen?"

„Durch die Thürspalte, leibhaftig, wie er mit klirrendem Tritt durch den Flur aus dem Hause ging. Dann rief ich das Mädchen und sie erzählte mir noch, als ich Dein Zeichen hörte."

„Höll' und Teufel, aber dann kann er nicht todt sein und die Narren haben, ohne zu sehen, einen Andern erschlagen!"

„Wahrscheinlich!"

„Der weiße Reitermantel muß sie getäuscht haben. Um so schlimmer — der Trautmanndorf wird Lärm machen und der Teufel weiß, was geschehen kann — die Zeit ist jetzt doppelt kostbar — wenn Du nicht in fünf Minuten fertig bist, mach' ich mich allein aus dem Staub!"

„Aber mein Gott — ohne alle Vorbereitung — ich habe Nichts zur Hand."

„Es muß sein und Du bist Mann genug, um Dich rasch zu entschließen. Wirf einen Mantel oder Pelz um und raffe Deinen Schmuck zusammen — für Geld ist unterwegs Alles zu haben — aber jede verlorene Minute kann uns die Frucht aller Mühe kosten!"

Es war nicht das erste Mal, daß die vornehme Intriguantin sich der Nothwendigkeit eines raschen Entschlusses, einer eiligen Flucht gegenüber sah. Mit der Mahnung, wenige Minuten zu warten, fuhr sie in's Zimmer zurück — im nächsten Augenblick war Licht gemacht — der Doktor sah ihren Schatten rasch umhergleiten, um das Nöthigste zusammen zu raffen.

Ungeduldig wiederholte er das Signal — nach kurzer Zeit erschien die Gräfin wieder am Fenster, in einen Pelzmantel gehüllt, eine kleine Chatoulle unter'm Arm.

„Nimm! — die Thür ist noch offen, es sind noch Leute bei der Oberstin. In fünf Minuten bin ich bei Dir auf der Straße!"

„An der Ecke von San Nazzaro, ich erwarte Dich!"

Er eilte fort — gleich darauf knarrte die Gartenpforte, die er wieder verschloß. Einen Augenblick lauschte er nach dem Platz des Lentasio, ob sich dort vielleicht Lärm über

die Entdeckung des Todten hören ließ, aber er vernahm Nichts und ging jetzt hastig nach dem Corso."

Noch keine zehn Minuten waren vergangen und er hatte kaum Zeit gehabt, einen der nächtlichen Fiakre an der Kreuzung der Straßen gegenüber der Kirche anzurufen, als auch die Gräfin erschien.

Er hob sie in den Wagen.

„Alla Strada Ferrata," lautete sein Befehl. „Aber ein wenig rasch, mein Junge — an der Ecke des Lazareth-Platzes, wo wir wohnen, hältst Du und bekommst fünf Lire Trinkgeld!"

Der Kutscher schlug auf den müden Gaul und der Fiakre rollte ziemlich eilig dem Borgo di Porta Orientale zu.

Es war in den ersten Morgenstunden, der beginnende Wintertag warf sein fahles Licht über die noch ziemlich menschenleeren Straßen der reichen altberühmten Lombardenstadt.

In dem engen schmuzigen Hinterzimmer einer Spelunke in einer Seitengasse unfern der Biblioteca Ambrosiana saß der berühmte Vorkämpfer der italienischen Revolution nach kurzer Nachtruhe auf dem einfachen Lager bereits wieder an dem Tisch, mit dem Niederschreiben einiger Dispositionen für den morgenden Kampf beschäftigt, als sein Begleiter, der Seemann, die Thür öffnete und eintrat.

„Zwei Briefe General — sie waren dem Savarini, unserem Wirth, zur schleunigen Abgabe empfohlen. Der eine trägt das Zeichen der Montalban."

Er hatte die eng zusammen gefaltenen Billets auf den Tisch geworfen, der General öffnete das nächste.

„Per Baccho," sagte er ärgerlich, — „es geschieht wie ich fürchtete. Cialdini ist fort — die Diplomaten des Herrn Cavour werden erst Courage bekommen, wenn wir eine Schlacht geschlagen haben."

„Aber warum — was giebt er an, General?"

„Lesen Sie selbst Oberst, — der Vertraute des Herzogs von Modena und der Jesuit Corpasini haben noch gestern Abend spät eine Unterredung mit Gyulai und dem Polizeimeister gehabt. Es soll eine genaue Fremdencontrolle stattfinden, wie seine Spione ihm melden. Bah — sie mögen allgemeinen Verdacht haben, daß sich genug ihnen unangenehme Gäste unter den Fremden eingeschlichen haben, und wann hätten die Oesterreicher nicht Verdacht? aber sie wissen offenbar Nichts weiter, sonst wären wir benachrichtigt. — Unsere Leute kennen die Gelegenheit und werden sich nicht fangen lassen. Der Einzige, der sich und uns hätte compromittiren können, weil er fremd ist in Mailand und seine Verkleidung zu auffallend, der Graf Batthyànyi, ist in Sicherheit bei der Montalban."

Der Ungar hatte das Billet aufgenommen. „Glück auf den Weg! ich traue dem Fuchs Cialdini überhaupt nicht. Wir werden ohne ihn fertig werden und für den geringen Verlust sind wir auf der andern Seite durch den Tod eines erbitterten Feindes und tüchtigen Kopfes entschädigt."

Der General hatte das zweite Billet bereits geöffnet, blickte aber jetzt bei der Bemerkung des Ungars auf.

„Wen meinen Sie, Türr?"

„Den General Graf Loyos hat gestern Abend auf der Straße der Schlag gerührt, man hat ihn in der Nähe des Lentasio bewußtlos gefunden und in der Nacht ist er verschieden. Er hatte scharfe Augen und war hier für uns ein gefährlicher Mann."

Der General hatte in das zweite Billet gesehen, plötzlich sprang er auf.

„Zum Teufel, was ist das? — Die Gräfin verlangt, daß wir sofort zur Manara eilen, — es muß ein Unheil geschehen sein; Sforza ist nicht fort, er liegt unter seltsamen Umständen krank im Versteck bei der Montalban, und ihre Mietherin, die Gräfin Zryni ist plötzlich verschwunden!"

„Wenn den Grafen der Teufel holte, es wäre nicht viel verloren an ihm," sagte der Oberst, „aber Sie haben ihm gestern wichtige Papiere anvertraut — gegen meine Ansicht. Wir müssen auf der Stelle zur Oberstin."

Er nahm die Mönchskutte von der Wand, deren sich der General Garibaldi am gestrigen Tage bedient hatte, und reichte sie ihm.

„Nicht den Anzug" sagte der General — „es ist genug mit den Diensten, die er gestern gethan hat und wir dürfen dem Glück nicht zu viel vertrauen. Dort der Rock und Schurz eines Handwerkers wird es auch thun und Sie selbst nehmen einen österreichischen Militairmantel."

Die Verkleidung war nach wenigen Minuten gesche-

hen und nachdem der Wirth, auf den sie sich in jeder Beziehung verlassen konnten, herbei gerufen und instruirt war, verließen sie durch zwei verschiedene Ausgänge das Haus und gingen in einiger Entfernung hinter einander die Straßen entlang.

Diese waren trotz der großen Fremdenmenge zu dieser Zeit noch wenig belebt — ein kalter Sprühregen, zuweilen mit Graupen und Schneeflocken vermischt, durchnäßte die Vorübergehenden und der Italiener liebt Nichts weniger, als den Regen.

Eine halbe Stunde darauf trat der Oberst zuerst in die Casa Paulina. Als der General ihm folgte, traf er den Freund und Vertrauten bereits mit dem zuverlässigen greisen Diener der Oberstin an der Treppe und erhielt einen Wink, sich nach dem hintern Ausgang zu wenden. Der alte Mann führte sie sofort nach dem Glashaus und dem anstoßenden Schuppen.

„Die Gräfin wird Ihnen sogleich folgen," berichtete er. „Sie ist in den Zimmern der fremden Dame, die so plötzlich verschwunden ist, um nochmals Alles genau zu untersuchen. Die Signorina hat sich eingeschlossen und will Niemand zu sich lassen unter dem Vorwand, daß sie krank ist. — Hier Signori," er wies auf die Stelle in dem Schuppen, — „habe ich vor zwei Stunden den Signor Conte gefunden, als ich zur Gräfin eine Bestellung bringen sollte. Er war halb erfroren und ohne Besinnung."

„Und wo ist er jetzt?"

„Drüben in dem Gartenzimmer der Gräfin, mit dem fremden Mylord zusammen!"

„Gut — führe uns, und halte dann Auge und Ohr offen, mein Alter!"

„Bei der heiligen Madonna, das thue ich Signor. Ich habe nicht umsonst meinen seeligen Herrn, Ihren Kriegsgefährten, nach Rom begleitet und hinter ihm gestanden in mancher schlimmen Nacht, bis der Franzose ihn traf, dessen Seele dafür ewig im Fegefeuer brennen möge!"

Sie waren jetzt durch die Verbindungsthüren der Gärten gekommen und hatten das Hintergebäude des Hauses der Gräfin Montalban betreten, in dem am Abend vorher die Versammlung der Verschworenen gehalten worden. Auf ihr Zeichen wurde die Thür geöffnet und sie traten ein.

Auf einem Ruhebett an der Seitenwand des Gemachs lag der junge Nobile. Er war noch immer nicht zur vollen Besinnung gelangt, aber die krampfhaften Bewegungen der Glieder bewiesen, daß die Lebensthätigkeit sich wieder in ihm regte.

Um das Lager standen drei Personen, die Gräfin Montalban Cornello, Graf Stephan Batthyányi, und ein junger Mann, der sich eifrig mit dem Kranken beschäftigte.

Es war ein junger bereits vielgesuchter Arzt, der auf den Universitäten in Deutschland studirt hatte und gegen die Manier des unsinnigen Blutlassens seiner älteren italienischen Kollegen eifrig zu Felde zog. Der General erinnerte sich, ihn am Abend vorher unter den Verschworenen gesehen zu haben.

Er winkte den Anwesenden, sich nicht stören zu lassen und trat zu dem Ruhebett.

„Wie steht es mit dem Grafen?"

„Es ist ein ganz abnormer Zustand" sagte der Arzt. „Signor Sforza hat offenbar mehrere Stunden an dem Ort gelegen, wo man ihn gefunden. In dem gewöhnlichen Laufe müßte die Kälte ihn getödtet haben, denn wir hatten diese Nacht 6 Grad, dennoch ist dies nicht geschehen und die geringe Einwirkung des Frostes auf seinen Zustand ist durch die gewöhnlichen Mittel rasch beseitigt worden. Es muß offenbar eine andere Influenza gewirkt haben, welche den Grafen in diesen Zustand versetzt und die den Körper zugleich für die Einwirkung der Kälte unempfindlich gemacht hat."

„Und welche Einwirkung kann das gewesen sein?"

„Ich würde glauben Signor Generale, wenn dazu irgend ein Verdacht vorläge, daß man ihn ätherisirt hat."

„*Cospetto, so wenden Sie die Mittel an, die ihn* wieder zu Verstande bringen können."

„Aber die Betäubung ist noch sehr heftig, es könnte geschehen, daß die gewaltsame Einwirkung später lebensgefährliche Folgen haben dürfte."

„Zum Henker, das ist ziemlich gleichgültig, Leute wie ihn voll Eitelkeit und Prätension finden wir zu Dutzenden. Ich muß sofort, auf jede Gefahr hin, einige Fragen von ihm beantwortet haben."

„Ihr Befehl soll vollzogen werden General" sagte der Doktor. „Bitte Signora Contessa, geben Sie mir das Fläschchen, das ich auf den Tisch dort gestellt, herüber."

Die Gräfin hatte es ihm rasch gereicht — der Doktor öffnete es, goß einen Theil des Salmiakgeistes, den es

enthielt, in die Hand und befeuchtete damit die Schläfe des Patienten.

Es erfolgten einige willenlose Bewegungen und Zuckungen.

Der Arzt hielt ihm vorsichtig zwei Mal das Fläschchen an die Nase und ließ ihn den scharfen Geist einathmen.

Ein tiefes Stöhnen antwortete dem Experiment, dann schlug der Graf langsam die Augen auf und starrte mit gläsernem Blick umher.

Der Doktor wartete eine Weile, dann wiederholte er das Mittel noch ein Mal. Der Patient fuhr unwillkürlich mit dem Oberkörper in die Höhe, ein krampfhaftes Nießen erschütterte ihn, dann fuhr er mit der Hand an die Stirn und sah sich wild um.

„Diavolo — wo bin ich denn — was ist denn geschehen?"

„Ermuntern Sie sich, Signor Conte" sagte die Gräfin. „Sie sind im Kreise Ihrer Freunde. Kommen Sie erst recht wieder zu sich. Soll ich Ihnen Wasser oder ein Glas Wein reichen?"

„Wasser" sagte der Nobile, indem er sich mit Hilfe des Arztes ganz aufsetzte. „Ich habe einen rasenden Kopfschmerz und mir ist so wüst und dumpf, als hätte ich zu viel getrunken."

„Fassen Sie Ihre Erinnerungen zusammen, Signor Conte" sagte streng der General. „Wir haben keinen Augenblick zu verlieren. Vor Allem, wo sind die Papiere?"

„Welche Papiere?"

„Die Briefe, die ich Ihnen gestern Abend hier durch die Gräfin Montalban übergeben ließ, um sie nach Bergamo und Brescia zu bringen."

Der Graf drückte beide Hände gegen die Stirn — dann schien es ihm plötzlich wie ein Strahl der Erinnerung durch den Kopf zu fahren und er griff hastig nach der Brusttasche seines Rocks.

Er fühlte die Brieftasche und zog sie heraus.

„Hier, General, Gott sei Dank, da sind sie unversehrt!"

Er öffnete hastig die Brieftasche — aber er fuhr mit einer Bewegung des Schreckens zurück, — die Brieftasche war leer!

„Bei allen Heiligen — wo sind die Briefe?!" Er durchsuchte eilig alle Taschen — die Briefe waren verschwunden.

Der General sah finster auf ihn. „Nehmen Sie Ihre Gedanken zusammen, Signor, es handelt sich um Tod und Leben. Wann erinnern Sie sich, zuletzt die Briefe gehabt zu haben?"

„Ich habe das Portefeuille, in dem sie lagen, keinen Augenblick aus der Brusttasche genommen, seit ich die Gesellschaft der Oberstin Manara verlassen."

„Und mit wem haben Sie seit diesem Augenblick verkehrt?

„Mit dem Marchese Ferari und dem Kapitain Balduccio, aber nur wenige Worte. Außerdem" . . .

„Nun?"

„Mit dem Doktor Sapieha — einem zuverlässigen

Mann, obschon ich nicht weiß, was ich denken soll, da er allein bei mir war, als jener Unfall mir zustieß."

„Wer ist jener Mann?"

„Ein polnischer Emigrant — der vor Kurzem nach Mailand gekommen ist, aber ganz zu den Unsern gehört. Ich führte ihn gestern in der Gesellschaft der Oberstin Manara ein, nachdem er mir kurz vorher einen großen Dienst erwiesen hatte."

„Er befindet sich seit acht Tagen in Mailand" bemerkte die Gräfin Montalban, „denn ich erinnere mich, daß er fast um dieselbe Zeit hier erschien, wie die Gräfin Zriny."

„Und dieser Mann war bei Ihnen, als Sie das Bewußtsein verloren?"

„Gewiß — wir wollten eben den Garten der Casa verlassen."

„Haben Sie dabei Auffallendes bemerkt? — keine Berührung von seiner Seite?"

„Es ist wahr — ich erinnere mich! — er trat mir auffallend nahe, er berührte mein Gesicht und da fühlte ich die plötzliche Betäubung."

„Dann ist kein Zweifel, daß dieser Mann Sie chloroformirt hat" sagte der junge Arzt. „Wahrscheinlich mit einem Schwämmchen, das er in der Hand trug."

„Es ist unzweifelhaft und dieser Mann ist offenbar ein Spion" bestätigte der General, „und ich kann mich nur wundern, daß wir nicht Alle längst verhaftet sind und im Kastell sitzen durch den Freund des Herrn Grafen."

Dieser wollte eine vertheidigende Antwort geben, als

sich rasch die Thür öffnete, und die Oberstin Manara eintrat.

Sie trug in der Hand einen offnen Brief und sah beunruhigt und erhitzt aus und ging gerade auf den General zu.

„Lesen Sie Signor Generale und beschließen Sie schnell, was geschehen soll. Wir sind die Opfer einer infamen Intrigue, einer Spionage, die uns Alle getäuscht hat!"

„Was ist dies?"

„Ein wahrscheinlich vergessenes oder durch einen Zufall liegen gebliebenes Papier, ein Brief, den ich in dem Schlafzimmer der verschwundenen Gräfin Zriny, — Ihrer Landsmännin, Signor" wandte sie sich an den Obersten — „gefunden habe!"

Der General nahm den Brief und las ihn laut vor. Es war das Billet, das am Nachmittag Lazare der Gräfin geschrieben, um ihr anzuzeigen, daß er sie sprechen müsse und daß Alles gut gehe.

Die Andeutungen des Inhalts ließen weder einen Zweifel, daß die beiden Personen in geheimem genauem Verkehr mit einander standen, noch daß ihr Zweck war, die Bewegungen der italienischen Nationalpartei zu bespioniren.

„Aber heilige Madonna, wer ist denn eigentlich dieser Mensch?" rief exaltirt die Gräfin. „Sie müssen ihn kennen, Sie haben ihn zu uns geführt, Sforza!"

„Ich weiß Nichts, als jetzt, daß er ein infamer Spion ist" sagte zähneknirschend der Nobile.

Der Graf Batthyànyi, der aufmerksam den Entdeckungen zugehört, mischte sich hier ein.

„Ist der Brief ohne Unterschrift?"

„Ein L. steht darunter, weiter Nichts." „Bitte lassen Sie mich die Handschrift sehen!" — Er prüfte sie einen Augenblick am Licht dann richtete er sich finster empor.

„Noch eine Frage. Können Sie mir eine kurze Beschreibung der Person geben?"

„Es ist ein Mann im Anfang der Dreißiger, von mittler Größe, schlank, das Gesicht von auffallend blasser Farbe, ohne hager zu sein, Nase und Stirn vorspringend und gewölbt, das Haar kraus wie ein Negerkopf, aber Alles in bester Toilette, wohl gepflegt und von vornehmen Aussehen."

„Dann herrscht kein Zweifel — Sie sind in die Hände des gefährlichsten Schurken gefallen, den ich kenne, eines Intriguanten und Verräthers nach beiden Seiten hin. Ich selbst bin zwei Mal nur durch ein halbes Wunder dem Tode entgangen, den er mir bereitet."

„Aber per Baccho — wer ist er denn?"

„Die Dame Signora, die Sie in Ihrem Hause aufgenommen unter ihrem Familiennamen, ist eine Verwandte von mir, die Gräfin Törkyöny, die bei der wiener Revolution eine enragirte Rolle gespielt hat aber sonst im schlechtesten Ruf steht. Der Mann aber, den Sie mir mit dem Namen Sapieha bezeichnen, kann kein Anderer sein, als ihr damaliger Zuhalter, ein gewisser Lazare, zuerst Legionair, dann ein nichtswürdiger Verräther und Spion

im ungarischen Kriege, aber ein Mensch von großem Talent und Scharfsinn!"

Der General hatte schweigend zugehört und nickte zustimmend. Dann wandte er das große klare Auge durchbohrend auf den mailänder Nobile.

„Sie haben diesem Mann Ihr Vertrauen geschenkt, Signor Conte?"

Der Graf erröthete. „Niemand konnte ihm mißtrauen!"

„Ich muß wissen, wie weit es geschehen ist. Aber ich verlange aufrichtigen und bestimmten Bescheid. Wußte jener Mann um Ihre Reise?"

„Ja Signor."

„Und ihren Zweck und Ziel? Haben Sie ihm die Art und Weise gesagt, in welcher Sie nach Bergamo gehen sollten?"

„Ich muß gestehen, daß ich so thöricht gewesen bin — er hatte mein Vertrauen in anderer Weise gewonnen. — Ich habe ihm allerdings gesagt, daß der Vetturin mich auf der Strada Ferrata am Lazareth erwartete und ihm das Losungswort genannt."

„Geben Sie uns die Adresse des Vetturins!"

„Er heißt Luigi Torri und wohnt an der Kirche San Sauro."

Der General wandte sich zu der Gräfin. „Haben Sie die Güte Signora, und schicken Sie sofort eine vertraute Person zu diesem Mann und lassen Sie nachforschen, ob er sich zu Hause befindet. Der Umstand, daß der Verräther Ihnen jene Details abgelockt, ist auffallend."

Die Gräfin entfernte sich sogleich.

„Jetzt Signor Conte sagen Sie uns, ob der Schurke wissen konnte, welche Wichtigkeit die Ihnen anvertrauten Papiere hatten, und ob er Kenntniß von unserem morgenden Unternehmen hat?"

„Keine genaue," sagte hastig der Mailänder, wie um sich zu entschuldigen.

Der General zuckte unwillig die Achseln. „Nachdem Ihre Unvorsichtigkeit uns Alle wahrscheinlich in's Verderben gebracht hat, sagen Sie wenigstens die Wahrheit. Kennt der Verräther unser Geheimniß?"

Der Graf sah verlegen zu Boden. „Ja," sagte er endlich — „er weiß von dem Aufstand."

„Die Zeit, den Ort?"

Der Gefragte machte ein Zeichen der Bejahung.

„Dann ist es um so unerklärlicher, daß die Oesterreicher noch keine Schritte gegen uns gethan haben. Aber vielleicht ist es eine Falle — man will uns sicher machen und wenn wir morgen losbrechen, uns gerüstet begegnen. Was meinen Sie Oberst?"

Es fand eine ernste Berathung zwischen den Offizieren statt. Der Graf benutzte die Gelegenheit, um die Oberstin zur Seite zu führen und sie wegen ihrer Mündel zu befragen.

Signora Manara wußte offenbar noch Nichts von der Szene im Gartenhaus. Sie erzählte, daß gegen Mitternacht zu ihrer Aller Erstaunen, als die Gesellschaft eben im Aufbrechen begriffen gewesen war, plötzlich der Rittmeister Baron Trautmannsdorf in den Salon getreten

sei, das in einen Mantel gehüllte zitternde Mädchen am Arm, und ihr und den Anwesenden mit lauter Stimme Julia als seine Braut vorgestellt habe. Ehe sie noch habe Einsprache erheben, oder über das seltsame Benehmen und das Eindringen des Deutschen Erklärung fordern können, sei das Paar eben so rasch wieder verschwunden gewesen; der Rittmeister hätte, wie die Diener ihr gemeldet, alsbald das Haus verlassen, Julia aber sich eingeschlossen und bis jetzt ihre Thür zu öffnen sich geweigert.

Die Dame hatte das Kammermädchen der Signorina darauf scharf in's Gebet genommen, aber nur so viel erfahren, daß ihre Herrin heimliche Zusammenkünfte mit dem verhaßten Deutschen gehabt haben müsse, und wollte nun von dem Grafen wissen, wie er so spät in den Garten der Casa gekommen und was dort vorgefallen sei.

Mit nicht geringem Schrecken hatte der Mailänder aus dieser Erzählung entnommen, daß sein glücklicher Nebenbuhler, der Mann, der sein Leben jeden Augenblick nach den Gesetzen einer thörichten, aber unerbittlichen Ehre fordern konnte, — nicht, wie er geglaubt, von der Hand seiner Freunde gefallen, sondern offenbar diesem Schicksal durch einen glücklichen Zufall entkommen war.

Wie und wodurch dies geschehen, das konnte er sich noch nicht klar machen, dazu waren überhaupt seine Gedanken noch zu verworren, denn sein Kopf schmerzte heftig und nur die Gefahr der Situation hatte ihn zur Aufbietung aller Kraft veranlaßt.

Die Oberstin hatte ihn eben so weit durch ihre Fra-

gen in die Enge getrieben, ein Bekenntniß des Geschehenen abzulegen, als die Gräfin Montalban hastig wieder eintrat.

„Filippo, den ich nach dem Vetturin sandte," berichtete sie, „ist soeben zurückgekehrt und bringt eine auffallende Nachricht. Der Vetturin hat seiner Bestellung gemäß zur bestimmten Stunde in der Strada Ferrata gehalten. Sein Knabe hat sich bei ihm befunden und hat Filippo selbst die Sache erzählt. Eine halbe Stunde nach Mitternacht sind ein Herr und eine Dame zu dem Wagen gekommen, der Herr hat dem Vetturin das Loosungswort gegeben und ihm ein ansehnliches Trinkgeld versprochen, wenn er sie möglichst rasch nach Bergamo bringe. Darauf sind sie eilig fortgefahren. Der Vetturin ist noch nicht zurückgekehrt!"

„Die Beschreibung des Paars? Hat der Mann danach gefragt?"

„Sie paßt genau auf den angeblichen Sapieha und die Gräfin Zriny."

„Dann ist es kein Zweifel, daß die beiden Verräther im Einverständniß entflohen sind" erklärte die Oberstin.

„Aber es bleibt dennoch Manches räthselhaft. Zunächst die Frage, ob sie den Plan der morgenden Erhebung verrathen haben oder nicht?"

„Signor Generale," sagte der ungarische Flüchtling, „der Charakter dieses Mannes ist boshaft und grausam. Vielleicht zögert er absichtlich mit der Entdeckung bis zum letzten Augenblick. Es scheint offenbar, daß er die Frucht seines Verrathes, jene Papiere nicht in die Hände der hiesigen österreichischen Behörden hat geben wollen, sondern

sie für einen andern Zweck, vielleicht für einen besseren Markt bestimmt hat. Es bleibt, meiner Ansicht nach, nur Eins zu thun!"

„Und das wäre?"

„Die Verräther auf Tod und Leben, so rasch es möglich ist, zu verfolgen und auf jede Gefahr hin zum Schweigen zu bringen."

„Zum Schweigen des Grabes! Sie haben Recht Signor Batthyànyi, es muß sofort wenigstens der Versuch gemacht werden, so lange wir können. Aber wer soll — auf die Gefahr der Verhaftung hin — diesen Auftrag übernehmen?"

„Ich werde es thun General, wenn Sie mir das Vertrauen schenken."

Der Graf Batthyànyi hatte es gesagt. Der General Garibaldi reichte ihm die Hand. „Das ist brav von Ihnen Signor, es ist das Beste. Aber Sie dürfen nicht allein gehen — überdies sind Sie auf dem Wege, den die Verräther genommen, unbekannt. Conte Sforza wird Sie begleiten, es ist das Geringste, was er zum Wiedergutmachen seines leichtfertigen Vertrauens thun kann."

„Ich will den Schurken verfolgen, bis ich sein Herzblut habe" sagte hastig und eifrig der Nobile. Vielleicht dachte er an den Inhaber seines furchtbaren Wechsels.

„Wann geht der nächste Zug nach Bergamo?"

„Um 9 Uhr."

„So haben Sie noch zwanzig Minuten Zeit. Signor Conte hat man Ihnen das Geld gelassen?"

„Hier ist es!"

„Verdoppeln Sie die Summe Türr. Unsere Freundin hier wird für Waffen sorgen — da, nehmen Sie meine eigenen.“ Er reichte ihnen einen mexikanischen Dolch und einen Revolver. „Lassen Sie sogleich einen Fiakre an die nächste Straßenecke kommen; Signor Batthyányi, Sie müssen sich Ihrer Verkleidung als Engländer weiter bedienen, es ist wahrscheinlich die beste für unsern Zweck, wenn sie nicht schon verrathen ist. Obschon wir nicht wissen können, ob der Vetturin nicht vielleicht den Weg nach Como oder an den Lago Maggiore hat einschlagen müssen, wenn sie die schweizer Grenze erreichen wollten, müssen wir doch auf alle Gefahr hin die erste Vermuthung festhalten und die Verfolgung nach Bergamo richten. Sind Sie bereit Signor?“

Der Ungar war bereits in dem langen Sürtout seiner englischen Maske; dem Nobile hatte der junge Arzt seinen Mantel gegeben.

„Wir sind es, General!“

„Dann fort, ohne Aufenthalt. Die Eisenbahn erspart Ihnen sechs Stunden. Die Verräther können höchstens um 7 Uhr in Bergamo eingetroffen sein. Fort Signor und scheuen Sie keine Anstrengung und Gefahr, die Papiere wieder zu schaffen, wenn es nicht schon zu spät ist.“

„Leben Sie wohl General.“

„Sagen Sie Julia, daß ich mit ihr abrechnen werde, sobald ich zurückkehre. Sie soll mich nicht ungerächt betrogen haben!“

Die Frauen drängten ihn nach dem Ausgang. „Fort, fort Signori, oder Sie versäumen den Zug.“

Sie waren fort. Oberst Türr wandte sich an den Freund und Führer.

„Was nun General?"

„Setzen Sie sich dorthin Oberst und Sie Signor Dottore und schreiben Sie. Wir müssen versuchen, den günstigen Zufall zu benutzen, daß der Verrath unsers Unternehmens verzögert worden ist. In einer Stunde müssen alle unsere Freunde benachrichtigt sein und Mailand sofort verlassen. Das Glück ist dies Mal wieder uns. — Das Unternehmen ist aufgegeben!" — — — — — —

— — — — — — — — — — — — — — — — — —

Am andern Mittag fand der feierliche Leichenconduct zu Ehren des alten Helden von Novara statt.

Als der Erzbischof vor dem Dom das Allerheiligste erhob, sank die ganze unübersehbare Volksmenge nieder auf die Knie und beugte das Haupt.

Mailand blieb ruhig — die blutige Stunde, die den Kampf vom 1. Mai 1848 erneuern sollte, war noch nicht gekommen.

Erst kurz vor Beginn der Ceremonie war bei dem Gouvernement ein Brief aus Lecco am Comer See mit der Post eingetroffen, welcher anonym die flüchtige Benachrichtigung enthielt, daß von der revolutionären Partei bei Gelegenheit des Leichenconducts eine Schilderhebung versucht werden solle. Lazare und seine Gefährtin hatten sich damit nach allen Seiten sichern wollen. Aber Gyulai hatte die Nachricht nach kurzer Prüfung nicht der Beachtung werth gefunden und als eine anonyme Denunciation behandelt, wie deren täglich fast eingingen.

Lebendig begraben!

Finsterniß — tiefe dichte Finsterniß!

Noch Minuten nachher, nachdem der Schlag, wie tausend Kanonen zu gleicher Zeit gelöst, gefallen war, schien selbst der Boden, auf dem sie lagen, die mächtige Granitrippe des Erdballs, zu beben und zu zittern.

Es war so furchtbar still geworden, still wie der Tod selbst, wie die Einsamkeit und Ruhe, die da tief unter dem Gewühle der Menschen herrscht, unten, im Schoos der Erde, — im Grabe.

Und war es nicht ein Grab? ein gewaltiges Grab? das Grab, das sich über Allen geschlossen, dem Schuldigen und dem Schuldlosen, dem Mörder und dem Opfer, dem Weib und dem Mann!

Nichts unterbrach die entsetzliche Stille — viele, viele Minuten lang.

Dann erhob sich ein leiser Ton, zitternde Worte, von bebenden Lippen gemurmelt:

„Du bist gebenedeit unter den Weibern und gebenedeit ist die Frucht Deines Leibes, Jesus!

Heili Mueder Gottes, bitte für uns Sünder in der Strnde des Todes! Amen!"

Es war das einfache, erhabene Gebet der kindlichen Herzen, es waren die Worte des Englischen Grußes.

Und darauf antworteten zwei Stimmen — ein leises Schmerzensstöhnen und der fragend gemurmelte Name der jungen Frau.

„Nandl, mein Kind! lebst noch?"

„Ja, Nönl, die heili Veronika, mei Schutzpatronin, hat mi b'schützt und a Dich b'hüt vor großer Sünd'. Aber hörst Nix von dem Hoisal?"

Ein neues Stöhnen antwortete der Frage.

„Heili Mueder Gottes, Nönl, hat's Dir die Glieder zerschlagen?"

„Mer nit, aber hier liegt Aner neben mer und der scheint z'nicht. Mach a Licht, Nandl, wenn D'di regen kannst. Krauch nach dem Heerd, wo die Büchs steht mit den Streichhölzern und schau, ob's finden thätst!"

Ein leichtes Geräusch, wie vom Umhertappen, — dann knisterte es, und ein Lichtstrahl zuckte durch die Finsterniß.

Die Hand der jungen Frau hatte die Lampe gefunden, gleich darauf fiel ihr Schein durch die Gruft der Lebendigen.

Ein erschütternder Anblick bot sich dar.

Der Küchenraum war noch halb erfüllt von dem Staub, der sich durch den furchtbaren Schlag von Decke und Wänden gelöst, untermischt mit glitzernden feinen Schneetheilen, die wie Nebel durch die Luft wirbelten.

Ein Theil der Decke war eingebrochen, aber zwei

ſtarke Balken hielten das zuſammengebrochene Holzwerk geſtützt. Nur der Schornſtein war in ſich ſelbſt eingeſtürzt und ſeine Trümmer lagen bis weit in den Flur hinein.

Auf dem Eſtrich deſſelben ſaß verwirrt um ſich ſchauend der alte Tyroler, auf derſelben Stelle, wo der Luftdruck der Lawine ihn zu Boden geworfen.

Die Gräfin hing ohnmächtig in ihrem Stuhl, neben demſelben lag todt oder betäubt der Doktor.

„Der Hoiſal! der Hoiſal — heili Antoni, der Ruecher hat en derſchoſſen!“

Das Mädchen hatte ſich neben einen blutigen Körper geworfen, der zwiſchen dem alten Mann und ſeinem verhaßten Gaſte lag. Es war in der That der arme Slowak, der ſich zwiſchen Beide gedrängt und den die Kugel Lazare's getroffen hatte.

Er lebte noch, wie die ſtöhnenden Schmerzenslaute bewieſen. Aber mit jedem Seufzer drang ein Blutſtrom durch die Finger der Hand, die er auf die rechte Bruſt in der Nähe der Schulter gedrückt hielt.

Der alte Mann ließ die Axt fallen, die er unbewußt noch in der Hand behalten und ſprang empor. Die Bewegung zeigte ihm, daß ſeine Glieder unverletzt waren, nur ſchwankte er wie ein Betäubter oder Betrunkener einige Augenblicke hin und her. Bald aber hatte er ſich ermannt und ſprang zu dem Verwundeten.

„Sackra — der Böswicht hat ihn g'troffen. Aber der Burſch lebt noch! Leg' a Bettſtuck auf die Bank, Nandl, döß i en hinbringen kann.“

Die junge Frau raffte eilig Decken und was zur Hand war, zusammen, da die Thür der Kammer durch das eingedrückte Holzwerk nicht zu öffnen war, und warf sie auf die Bank, mit weiblicher Geistesgegenwart ein Lager für den Verwundeten bereitend. Dann trug der alte Mann den blutenden Körper dahin und Beide betteten ihn so sanft als möglich.

Um die Fremden hatte sich noch keines von ihnen bekümmert.

Nazi Haspinger hatte die geringe Kleidung des Slowaken zurückgeschoben und besichtigte, während seine Enkelin weinend die Lampe hielt, die Wunde.

Als Gemsschütz, der in hundert Fährlichkeiten kommt, und alter Soldat hatte er einige Kenntniß von Verletzungen solcher Art und Ruhe und Fassung genug, um zu wissen, was zunächst zu thun war. „Bring a Linnen, Nandl und das Töppel mit der Salb aus mei Ranzen da an der Thür, döß wir dös sackermentsche Blut vor All'm still'n. Nachher schick den Kölb'l runter in's Dorf, döß er den Bader holt!"

Der alte Mann hatte in seinem Eifer vergessen, was um sie her geschehen war. Erst die traurigen Worte seiner Enkelin erinnerten ihn daran.

„Der liebe Herrgott Nönl und die Heili sind unsre einzige Hilf. Was hilft der Bader von Mals, wenn wir halt Alle sterben müssen in der Lawin!"

„Platzeder nit Dirn, und thu, was i di sag" befahl der Alte. „So lang der Herrgott a Odem in des Menschen

Brust läßt, ist's nit mit ihm vorbei. Schleun di, denn i glaub, der Bursch kommt wieder zu sich!"

In der That schlug der Verwundete, als das Mädchen mit altem Linnen und dem Wundbalsam herbeikam, die Augen auf und sah sie mit einem Blick voll unendlicher Liebe und Trauer an.

„Er lebt Nönl, er hat die Augen aufthan!"

Ihre Freude war eine so wahre, herzliche, daß über das Gesicht des Verwundeten ein Lächeln des Glücks zog — des Glücks, in dem Grabe umher!

„Still Nandl und halt die Lamp! Richtig, hier isch die Kugel reingangen und da im Knochen an der Schulter steckt sie auch. Hast Muth, Hoisal, und kannst 'nen Schmerz vertragen?"

„Warum wollen Sie sich die Mühe geben, Herr Haspinger? lassen Sie mich ruhig sterben, wir müssens ja doch Alle, wenn es wirklich die Lawine ist, die uns verschüttet hat!"

„Was soll's sonst sein? Des Herrgott Hand isch awer uns! Dechter giebt sich ka ächter Schütz nit, so lang er a Odem in der Brust hot und die lieben Heili über sich weiß! Wenn mer der Dörcher, der Teufels Toni nur nit mit der Büchs den Ladstock g'enommen, an dem der Kugelzieher isch — da wollt ich sie bald 'raushaben."

„In der Tasche meiner Bunda befindet sich ein ärztliches Besteck — Sie wissen ja, daß ich Medicin studirt habe — damals ...."

Er schauderte bei der Erinnerung selbst in dieser furchtbaren traurigen Lage.

Der Alte wandte sich um — sein Auge fiel auf eine, in dieser Umgebung noch grauenhaftere, gespensterartige Erscheinung.

Es war der Doktor — der Spion — der Mörder seines Sohnes, der Uebelthäter an seiner Enkelin.

Er stand aufgerichtet, mit einer Hand auf den alten Lehnsessel gestützt, in welchem die Genossin seiner Frevelthaten noch immer bewußtlos lag, in der andern noch den Revolver, mit dem er das neue Verbrechen begangen.

Sein Aussehen war erschreckend. Die gewöhnliche unreine Blässe seines Gesichts hatte sich in ein fahles Aschgrau verwandelt, das ihn einem Todten, der bereits tagelang im Grabe gelegen, mehr ähnlich machte, als einem Lebenden, und das wirre krause Haar, das wie ein wolliges Toupé um seinen Kopf stand, schien sich förmlich noch gehoben zu haben und gleich Nadeln in die Höhe zu starren.

Der Doktor war unzweifelhaft ein Mann von Muth und Entschlossenheit, der nicht leicht, wie er bewiesen hatte, vor einer Gefahr, die Menschen bereiten konnten, zurückbebte.

Aber ein Anderes war es mit der gewaltigen Hand Gottes durch die Macht der Natur, und diese Hand hatte jetzt das Grab um ihn geschüttet.

Die Zähne klapperten, seine Nerven bebten in der Todesfurcht, denn ihm fehlte das Beste — das Vertrauen auf Gott, und die Götter, denen er diente, hatten ihn verlassen!

Nur die Furcht und Angst selbst waren es, die ihn emporgerissen, die ihn aufrecht erhielten.

Als der Greis zwei Schritte auf ihn zutrat, um die am Tisch liegende Bunda des Slowaken aufzunehmen, streckte der Doktor ihm unwillkürlich den Revolver entgegen.

„Zurück, Mann, — oder ich schieße Dich nieder!"

Der alte Haspinger zuckte verächtlich mit den Achseln.

„Die Furcht hat Des den Verstand geraubt. Wißt Des nit, daß die Lawine uns begraben hat?"

„Begraben!?" Er fiel plötzlich, wie von dem furchtbaren Gedanken nochmals zu Boden geschlagen, nieder auf die Kniee und seine blauen Lippen murmelten halb vergessene Gebete der Kinderzeit, während er die Hände rang.

Darüber erwachte seine Genossin in dem verbrecherischen Leben und dem rächenden Grabe.

(Schluß des ersten Bandes.)

Inhalt.

Ein Duell in der Wüste 7
Circus Déjean 54
Am Stilfser Joch 174
Mailand 249
Lebendig begraben 473

Druck von Eduard Weinberg in Berlin.